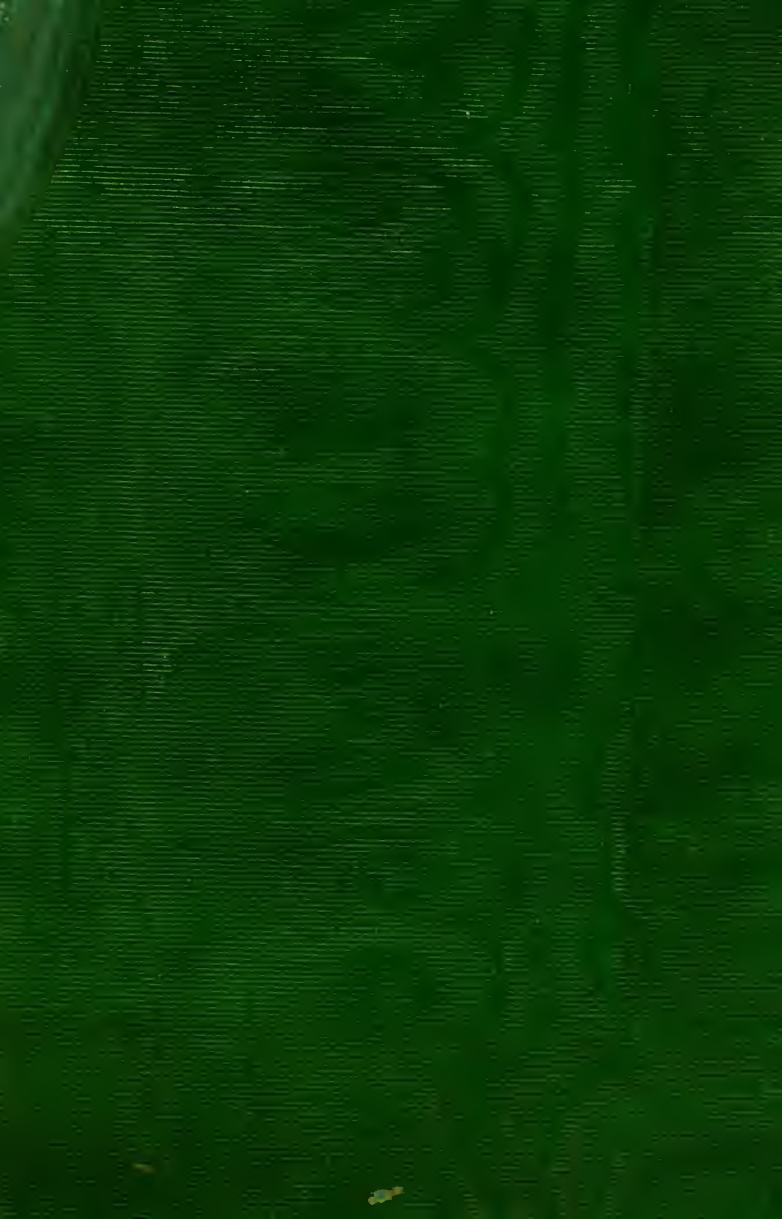
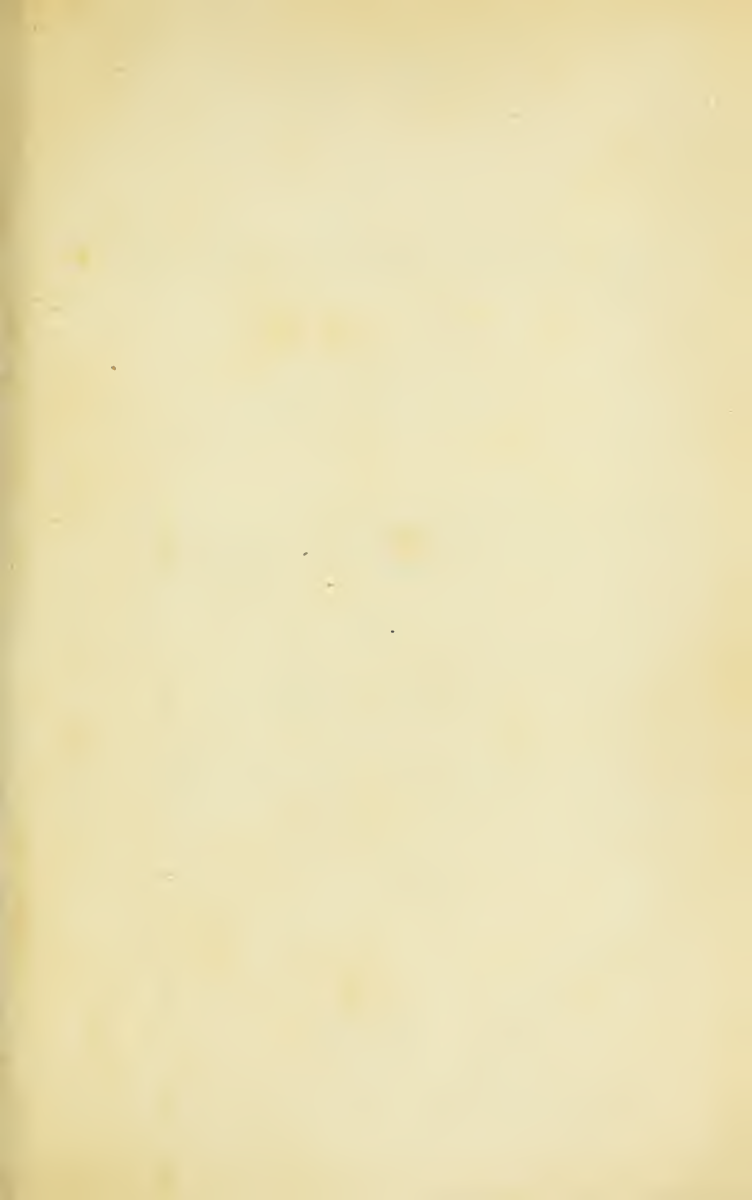






Das Buch

der

Unterhaltung.

Eine Aehrenlese

des

Nützlichsten und Interessantesten für Jedermann,
besonders für den Bürger und Landmann.

Von

M. J. Feller.

4te Serie. 1. Band.

Mit 7 Bildern.

Glogau.

Druck und Verlag von Carl Flemming.

Drei Originale.

Eine kleine Provinzial-Geschichte von Prof. Dr. Temme.

Mit einem Bilde.

Dem westphälischen Oberpräsidenten Vincke haben sie vor einigen Jahren ein Denkmal gesetzt, mit sehr vielen Feierlichkeiten und im Beisein höchster Herrschaften, aber, wie mir vorsteht, nicht einmal in seiner Provinz Westphalen. Indessen, es kommt hierauf nicht an. Das ganze Denkmal hätten sie „hinterwegs" lassen können, wie man in Westphalen sagt. Denn, wenn es auch von dem härtesten Stein oder von dem stärksten Metall aufgerichtet ist, das Andenken, das der alte Vincke sich selbst aufgerichtet hat, wird, zumal in der Provinz Westphalen, alle Denkmäler weit überleben, die andere Menschenhände ihm errichten können.

Die Provinz Westphalen verdankt ihm viel, außerordentlich viel. Er war ein Beamter, wie er für das Volk sein muß.

Dabei war er dennoch ein Aristokrat. In einer Versammlung des markanischen Adels, als von den Privilegien die Rede war, die dem Adel mehr und mehr genommen wurden, und deren Wegnahme dieser sich immer ruhig und nur ruhig gefallen lasse, erklärte er laut, wenn es so fortgehe, so müsse man sich schämen, noch einen adeligen Namen zu führen.

Gleichwohl hat wohl selten ein Beamter mehr ein Herz für das Volk gehabt, als er. Er kannte alle Bedürfnisse desselben, er hatte nicht Ruhe, nicht Rast, bis er sie befriedigt hatte, so weit dies in seinen Kräften stand, und er suchte sich immer mehr und mehr Kräfte dazu zu verschaffen, und dies selbst auf Kosten jener Privilegien des Adels.

Freilich, man hat seitdem nicht selten die Erfahrung machen können, daß das Volk sich nirgends besser steht, als unter der Herr-

schaft eines aristokratischen Ministers oder Oberpräsidenten. Hol' der Teufel die bürgerlichen Minister, hat man Bürger und Bauer oft sagen hören, die haben einen zu krummen Buckel für den Adel.

Trotz seiner aristokratischen Gesinnungen hatte übrigens der alte Vincke nicht immer aristokratische Manieren. Seine Feinde — er hatte deren unter den stockadeligen Junkern, deren Anmaßungen er entgegentrat; unter den ihm untergebenen Beamten, deren Nachlässigkeiten er wußte und deren Unterschleife und Pflichtwidrigkeiten er mit einer unerbittlichen Strenge ahndete; selbst unter den höheren Beamten in Berlin, gar den Ministern, denen er unverhohlen und in derber Weise die Wahrheit sagte — diese Feinde behaupteten allerdings, sein nichtaristokratisches Wesen sei nur eine Maske des Aristokraten, der sich populär machen wolle, um desto mehr gegen Alle, mit denen er in Berührung komme, den Despoten machen zu können. Allein, selbst wenn dies wahr, und wenn der alte Vincke im Grunde seines Herzens auch ein Despot gewesen wäre, er war dann ein Despot, der es mit dem Volke nur gut meinte, und der dem Volke nur Gutes gethan hat.

Ein Original war er. Klein — Bürger und Bauer nannten ihn deshalb meist den „kleinen Vincke" — mager, von unansehnlicher Gestalt, das Gesicht eckig und nur die klugen, lebhaften Augen ausdrucksvoll, war er rasch, lebendig, war hastig in seinem Aeußern. Auf seinen Reisen in der Provinz sah man ihn fast nie anders, als in dem gewöhnlichen blauen Leinwandkittel, wie ihn der Bauer, der kleine Handwerker, der Knecht in Westphalen trägt. Darunter verbarg er seine übrige Kleidung in der Regel, um sofort, wenn es Noth that, auch in der besten Gesellschaft als der Freiherr und der höchste Beamte der Provinz auftreten zu können, seinen schwarzen Frack und in dessen Knopfloch auf der linken Brust das eiserne Kreuz erster Klasse am weißen Bande. Andere Orden, wie viele er deren auch besaß, trug er nicht. Auf dem Kopfe hatte er eine blaue Tuchmütze mit schwarzem Lederschirm und rothem Rande. Es war das allerdings eine „Dienstmütze", aber auch der unterste Polizeidiener in jedem Bauerndorfe trug sie gerade so, und jeder Knecht oder Tagelöhner, der zugleich Landwehrmann war, trug sie ähnlich, nur mit einer kaum bemerkbaren Nuancirung der rothen Farbe des Randes. Dabei sah man ihn selten — er war ein großer Raucher — ohne seinen alten Pfeifenstummel, einem kleinen, beinahe schon kohlschwarz gerauchten Meerschaumkopf, mit kurzem Rohr und noch kürzerer abgebissener Spitze.

Ich habe ihn so einmal zum Entsetzen sehr vornehmer Damen gesehen. —

Im Jahre 1830 — es war ein eigenthümliches Jahr auch für Deutschland, und namentlich für Preußen in Beziehung auf seine westlichen Provinzen — war der Bruder des Königs Friedrich Wilhelm des Dritten, der Prinz Wilhelm, zum Generalgouverneur von Westphalen und Rheinland ernannt worden; er hatte seinen Sitz in der Stadt Köln am Rhein. Die geistreiche und liebenswürdige Gemahlin des Prinzen machte zu derselben Zeit mit allen ihren Kindern eine Rundreise durch die beiden Provinzen, und es konnte in der That nicht ausbleiben, sie gewann sich alle Herzen. In der Provinz Westphalen wurde sie von dem Oberpräsidenten Vincke begleitet. Er mußte diesmal seine volle Uniform tragen; die Hofetikette litt das auch in der Provinz nicht anders. Aber Eins hatte er sich nicht nehmen lassen, zu den schneeweißen Pantalons und dem über und über mit dicken und dichten Goldstickereien bedeckten Rock trug er auf dem Kopfe jene ordinaire Dienstmütze, und in der Tasche des goldgestickten Rockes seinen alten Pfeifenstummel, und so wie er draußen auf die Straße trat, mußte irgend ein Straßenjunge, dem er vorher seinen Kittel zur Aufbewahrung übergeben hatte, ihm diesen zurückgeben, und er warf ihn wieder über die glänzende Uniform.

Ich sah den Zug der Prinzessin in einer der schönsten und reichsten Gegenden Westphalens. Die Prinzessin hatte mit ihrem Gefolge in einem ungemein anmuthig gelegenen Gasthofe das Frühstück eingenommen. Im Saale und im Hause hatte man den Oberpräsidenten Vincke nur in seiner rothen Uniform gesehen. So trat er auch, nach Beendigung des Frühstücks und als der Zug weiter wollte, aus dem Hause, die Prinzessin zum Wagen zu begleiten.

Draußen sagte die Prinzessin zu ihm: „Lieber Vincke, ich höre, wir kommen hier in eine schöne und zugleich durch ihre Gewerbthätigkeit interessante Gegend. Da müssen Sie sich schon zu mir in den Wagen setzen, um mir Alles zu zeigen und zu erklären."

Er war bisher in einem andern Wagen gefahren.

„Königliche Hoheit haben zu befehlen," antwortete er. „Aber Sie erlauben doch?"

Neben ihm stand schon der Straßenjunge, dem er seinen Kittel zur Aufbewahrung übergeben hatte. Er zeigte auf den Kittel und nahm ihn dem Jungen aus der Hand.

Die Prinzessin lachte. „Machen Sie es sich ganz bequem."

Er zog ungenirt vor der Prinzeß den plebejischen blauen Leinwandkittel an.

Als er fertig war, sagte die Prinzessin zu ihm: „Darf ich bitten, einzusteigen?" Sie wies ihm einen Platz im Wagen an, ihr gegenüber.

„Nein, königliche Hoheit, das geht nicht." Mit den Worten saß er auch schon, behende und beweglich wie er war, auf dem Bocke neben dem Postillon, und nicht das allein, er hatte auch schon seinen Pfeifenstummel aus der Tasche gezogen und mit diesem seinen Tabaksbeutel, der aus einer alten Schweinsblase bestand.

„Aber, Vincke," sagte die Prinzessin, die seinen Rauchapparat nicht sah, „Sie sind ja sonst nicht der Mann, der Umstände macht, und das ist kein Platz für Sie."

Er zeigte ihr statt der Antwort lächelnd Pfeife und Tabaksbeutel, durch das Zeigen um Erlaubniß bittend.

„Ach so," sagte die Prinzessin, gleichfalls lächelnd, und mit diesem Lächeln ihm Ja zunickend.

Die beiden vornehmen Hofdamen aber hätten in Ohnmacht fallen mögen; sie hielten sich entsetzt die Nasen zu.

Der kleine Vincke bekümmerte sich nicht viel um sie. Er stopfte sich seine Pfeife, zog sein Feuerzeug hervor, schlug Feuer, zündete seine Pfeife an, und der Postillon blieb auf dem Pferde und der Wagen flog davon, und der dicke Dampf aus der alten Pfeife des Oberpräsidenten flog den beiden Hofdamen, die dicht hinter ihm saßen, um und in die aristokratischen Nasen, daß sie wirklich nicht weit mehr davon waren, in Ohnmacht zu fallen oder noch etwas Schlimmeres zu thun.

Wie, wer ihn in dem blauen Leinwandkittel und der blauen Mütze und mit dem alten Pfeifenstummel sah, ihn eher für alles Andere, eher für einen Handwerker, Tagelöhner oder gar Bummler, als für den Freiherrn von Vincke, den Oberpräsidenten der Provinz Westphalen, gehalten haben würde, so bestärkte er sein Incognito noch dadurch, daß er meist die Provinz zu Fuße und allein, ohne alle Begleitung, zu durchwandern pflegte. Namentlich liebte er es, auf seinen Dienstreisen so durch das Land zu streifen, und seinen Bedienten mit dem Wagen oder den Reitpferden in den Städten zurück und auf der gewöhnlichen Landstraße zu der nächsten Stadt, wo er zu übernachten gedachte, nachkommen zu lassen.

Gerade auf solche Weise war es, daß er, ohne selbst erkannt zu sein, überall erkennen lernte, was Noth that, die Noth des Volkes,

die Nichtsnutzigkeit der Beamten, freilich auch die tüchtigen Beamten. Er überraschte Manchen zum Schrecken, Manchen zur Freude. Er konnte helfen überall, wo zu helfen war.

Allerdings brachte ihm sein Incognito manches Abenteuer ein. Er wurde von groben Beamten, wenn er, ohne vorher anzuklopfen, in das Bureau trat, angefahren und mit Hinauswerfen bedroht, daß er sich nicht schnell genug zu erkennen geben konnte. Junge Regierungs-Assessoren, die ihn nicht kannten und zufällig mit ihm zusammentrafen, und von ihm, der sie sehr wohl kannte, in ein ihr Amt betreffendes Gespräch verwickelt wurden, blickten ihn vornehm über die Achsel an, worauf sie ihn am folgenden Morgen auf einmal in der Sitzung des Collegiums rechts vom Präsidenten an dem Sessionstische sitzen sehen mußten. Ein Fabrikant, der für seinen Fabrikationszweig ein wichtiges Geheimniß entdeckt hatte, das er nur dem Oberpräsidenten und einem Minister oder einem der königlichen Prinzen zeigen wollte, und in dessen Fabriken er den Kronprinzen auf dessen Durchreise durch die Provinz führte, hielt ihn für einen Arbeiter aus der Fabrik eines Concurrenten, der bei der Gelegenheit sich mit einschleichen wolle, und nahm ihn, der unmittelbar hinter dem Kronprinzen ging, beim Kragen und wollte ihn zur Thür hinauswerfen, daß der Kronprinz sich ausschütten wollte vor Lachen.

Ein anderes Abenteuer werde ich Euch in der nachfolgenden kleinen Geschichte erzählen. Diese Geschichte handelt von zwei Liebenden, die er glücklich machte.

Der Oberpräsident Vincke war nämlich nicht das einzige Original der Provinz Westphalen. Mit zwei andern Originalen der Provinz sollte er zu einer Zeit nähere Bekanntschaft machen, und dabei trug sich die angedeutete Geschichte zu.

Das eine dieser Originale war ein Dorfpastor. Er war ein noch junger Mann. Auf der Universität hatte er den Beinamen „der Philosoph" geführt. Das hatte einen doppelten Grund. Einerseits hatte sein lebhafter und forschender Geist, durch den Willen von Verwandten und durch sehr beschränkte äußerliche Verhältnisse zum Studium der Theologie verurtheilt, mit diesem Brodfache sich begnügen können und mit vollem Eifer in das Studium der älteren, wie der neueren philosophischen Systeme sich werfen müssen. Andererseits war er, wie der echteste deutsche Gelehrte, schon auf der Universität der zerstreuteste Mensch, den man auf einer deutschen Universität kannte.

Seine Zerstreuung ging so weit: Er hatte eines Abends

Bekannte zu einer Whistpartie bei sich. Während des Spieles war ihm aus der Pfeife Feuer auf seinen Schlafrock gefallen. Der Rock brannte. Er war in sein Spiel vertieft. Der Brandgeruch verbreitete sich durch die Stube. Er beachtete dies nicht. Einer der Mitspieler sah den Grund.

„Philosoph, du brennst!“ sagte er zu dem in's Spiel Vertieften.

„Ja,“ antwortete der Philosoph, „das weiß ich schon lange; ich weiß nur nicht, wo!“

Eine natürliche Folge seiner Zerstreuung war eine große Nonchalance in seinem Aeußeren. Salop und nachlässig in seiner Kleidung, hatte er bei Allem, was er thun sollte und thun wollte, jedesmal sicher etwas vergessen.

Er wurde kein Anderer, auch nachdem er die Universität verlassen hatte, und so mußte denn kommen, was kam.

Er hatte ein sehr gutes Examen gemacht und wurde unter die Candidaten des Predigtamtes aufgenommen. Der Ruf seines Talentes, seiner Kenntnisse breitete sich in der Provinz aus. Wo eine Pfarre vacant war, wurde er von der Gemeinde aufgefordert, eine Probepredigt zu halten. Allein, entweder vergaß er den angesetzten Tag ganz, oder er kam zu spät, nachdem er die versammelte Gemeinde stundenlang vergebens hatte warten lassen; oder er wollte in seinem Reisemantel auf die Kanzel steigen, oder er fing mit dem zweiten Theile seiner Predigt an, anstatt mit dem ersten, oder er las das verkehrte Evangelium ab, oder er rief, anstatt: „meine andigen Zuhörer“ — in der Meinung, daß er mit Bekannten über ein philosophisches Thema disputire: „Ich bitte Sie, meine Herren, wie kann ein vernünftiger Mensch eine solche schauderhafte Schelling'sche Ansicht haben!“ Oder es war ihm irgend ein anderes Unglück passirt, über welches die Häupter und besonders die alten Weiber der Gemeinde bedenklich oder ärgerlich die Köpfe schüttelten, mit dem Resultate schließend: einen solchen Pastor können wir nicht gebrauchen. Zuletzt wurde bekannt, daß er auf der Universität den Namen „Philosoph“ geführt habe, worüber sich alle Leute entsetzten, die auf Frömmigkeit Anspruch machten; und als dazu gar die Geschichte von dem brennenden Schlafrocke erzählt wurde, da war es mit seiner Candidatur vollends zu Ende.

Wenn er dennoch zuletzt eine Pfarre bekommen hatte, so hatte das folgenden „Zugang“ gehabt, wie man in Westphalen sagt. Einer seiner Universitätsfreunde, der ein Jahr vor ihm von der Hochschule abging, war sehr bald nachher von einer kleinen, ziemlich

armen Bauerngemeinde zum Pfarrer gewählt worden. Er hatte die Stelle angenommen, in der Erwartung, von ihr aus bald zu einer besseren befördert zu werden. Nach ein paar Jahren verwirklichte sich diese Erwartung. Als treuer Freund gedachte er des armen Philosophen, der unterdeß Mal auf Mal durchgefallen und zuletzt gar nicht mehr auf eine Wahl gesetzt war. Er ließ ihn zu sich kommen.

„Philosoph, willst Du hier mein Nachfolger werden?"

„Ob ich will? Aber ich habe zu viel Pech."

„Du bist nur ein zu zerstreuter, unpraktischer Bursche."

„So sagen meine Verwandten auch."

„Aber das wollen wir hier schon machen. Die Frage ist nur, ob Du die Stelle willst; sie bringt Alles in Allem, und auf das höchste berechnet, jährlich einhundert und zwanzig Thaler ein, mehr keinen Pfennig, und das ist freilich, wie man sagt, zu wenig, um davon zu leben, und zu viel, um dabei zu verhungern."

„Für mich ist es ein Ministergehalt."

„Du hast freilich wenig, eigentlich gar keine Bedürfnisse. — Also du willst?"

„Ich begreife nur nicht, wie Du daran zweifeln kannst."

„Abgemacht, Du wirst mein Nachfolger."

Der Freund behielt nun den Philosophen bei sich, dressirte ihn zu einem Menschen, der doch wenigstens etwas auf sich achtete, ließ ihn für sich predigen und sorgte dabei, daß Alles in Ordnung war und blieb, lobte ihn bei den Bauern, und als er nach sechs Wochen auf seine neue Pfarre abging, hatten die Bauern richtig den Philosophen zu ihrem Pfarrer gewählt, und die Regierung hatte ihn bestätigt. Und Bauern und Regierung hatten wohl daran gethan. Der neue Pastor predigte das Wort Gottes „rein und lauter", ohne den damals schon in der Provinz hin und wieder Wurzel fassenden Krummacher'schen und andern Mysticismus und Pietismus. Und er war seiner Gemeinde kein hochmüthiger Pfaff, wie andere jüngere Prediger es damals schon anfingen zu werden, sondern er war der freundliche Ermahner des Fehlenden, der liebevolle Tröster des Bedrängten, der Wohlthäter der Armen.

Von seiner Zerstreuung hatte er, bei sorgfältigem Achten auf sich selbst, Vieles abgelegt; Alles war nicht möglich. Nur salop und nachlässig in seinem Aeußern war er geblieben, wie früher; darin nahm er es mit dem Oberpräsidenten der Provinz auf, wenn er diesen nicht übertraf. Freilich — von einer Jahreseinnahme von

einhundert und zwanzig Thalern kann man, zumal wenn man sie noch mehr als halb mit den Armen theilt, kein elegantes Leben führen, auch keine elegante Kleidung tragen. Und von einer Beförderung auf eine bessere einträglichere Stelle war bei ihm keine Rede. Das war ein- für allemal vorbei. Andererseits konnte auch seine arme Gemeinde, wie lieb sie ihn hatte, nichts für ihn thun.

Vermögen hatte der Philosoph gar nicht; er war blutarm; nur mit der Unterstützung von Verwandten hatte er seine Studien fortsetzen und beendigen können. Ein Nebengeschäft kann ein Pfarrer nicht wohl treiben. Dem philosophischen Dorfpfarrer hätte es in seinem abgelegenen Dorfe auch an Gelegenheit dazu gefehlt. Zwar hatte er ein Bändchen Abhandlungen philosophischen und literarischen Inhalts geschrieben. Aber ein würdiger Verleger, bekannt als Patron der deutschen Wissenschaft und besonders der deutschen Privatdocenten und anderen jüngeren Gelehrten, anstatt ihm ein Honorar zu geben, forderte von ihm nicht weniger als sechshundert Thaler! Der arme Philosoph konnte keine sechshundert Pfennige dafür missen. Und er erkannte, wie ein deutscher Buchhändler die Gelehrsamkeit beschützt. —

Die deutschen Privatdocenten haben das schon längst erkannt, und mancher von ihnen, auch wenn er es nachher zum Professor gebracht hat, muß noch viele Jahre nachher mit grauen Haaren sorgenvoll die Thaler zusammenzählen, womit er solches Honorar — an die Buchhändler zu berichtigen hat.

Er sandte seine Abhandlungen an verschiedene Zeitschriften. Diese nahmen sie allerdings mit großer Freude auf, und baten um recht baldige Fortsetzung, versprachen auch gar ein Honorar, freilich anfangs nur ein geringes. Der Philosoph jubelte auch schon über das geringe Honorar, machte Pläne und baute Luftschlösser damit, und schrieb neue Abhandlungen, die mit aller Freude und neuem Beifall aufgenommen wurden. Und das Honorar, das man ihm versprochen hatte? Er sah und hörte nichts davon, und wenn er bescheiden daran erinnerte, so erhielt er keine Antwort, und wenn er dringender wurde, so antwortete man ihm entweder gar nicht, oder aber, der Absatz sei so sehr schlecht, daß kaum die Druckkosten gedeckt würden, und nicht bloß der Verleger, auch die Redaction selbst bringe bedeutende Opfer, und man würde die Zeitschrift schon längst haben eingehen lassen, wenn man sie nicht aus reiner Liebe zur Wissenschaft und in Hoffnung auf bessere Zeiten halte; damit möge auch er, der geehrte Herr Mitarbeiter, sich vertrösten und mit seinen

geschätzten Beiträgen doch ja nicht zurückhalten, indem gerade diese dazu mitwirken würden, die Zeitschrift immer mehr und mehr zu heben, und dadurch Verlagshandlung und Redaction zur Zahlung nicht bloß des versprochenen, sondern auch hoffentlich eines noch höheren Honorars in den Stand zu setzen. Dazu übersandten sie ihm ein Freiexemplar ihrer Zeitschrift, für das er freilich das Porto selbst bezahlen mußte. Und dabei blieb es, bis der geehrte Mitarbeiter müde wurde, umsonst zu arbeiten. Und er erkannte auch, wie die Redactionen von Zeitschriften von reiner Liebe für die Wissenschaft beseelt sind und ihr Opfer bringen.

Freilich, der arme Landpfarrer in dem entlegenen westphälischen Bauerndorfe, wenn auch seine Arbeiten mit großem und ungetheiltem Beifall gelesen wurden, er gehörte keiner jener literarischen Cliquen an, die in der deutschen Journalistik zur gegenseitigen Versicherung ihrer Produkte schon damals sich etablirt hatten und noch jetzt tüchtig fort marktschreien.

Indessen kam ihm eine andere Hilfe.

Friedrich der Große — auch ein Philosoph — sagte bekanntlich, er überlasse jedem seiner Unterthanen, nach seiner eigenen Façon selig zu werden. Man hat bekanntlich später in Preußen diesen Grundsatz nicht immer festgehalten.

Friedrich Wilhelm der Dritte interessirte sich bekanntlich sehr für die Union der lutherischen und reformirten Confessionen, und die Regierung bot armen Gemeinden und armen Geistlichen Unterstützung und Zulagen, wenn sie die Union annähmen. Dem Philosophen wurde eine jährliche Zulage von einhundert fünfzig Thalern für eine solche Annahme angeboten. Er wollte nicht darauf eingehen; aber seine Bauern, die von der Sache hörten — waren sie philosophischer als er? — erklärten ihm, sie thäten's. Und so mußte er es mitthun.

Und so erhielt er die Zulage, und er hatte ein jährliches Einkommen von zweihundert und siebenzig Thalern.

Hundert und zwanzig Thaler waren ihm schon ein Ministergehalt gewesen. Jetzt tauschte er mit dem Könige nicht.

Und jetzt kamen ihm auch andere Gedanken.

„Auf die Pfarre muß die Quarre."

Doch um dies zu berichten, muß ich Euch zunächst mit einem dritten Original der Provinz Westphalen bekannt machen.

Etwa eine halbe Meile von dem Dorfe entfernt, in welchem der Philosoph Pastor war, lag ein kleines, ziemlich lebhaftes Land=

städtchen. Der Philosoph ging regelmäßig die Woche einmal, auch wohl zweimal hin, um in dem dortigen „Club" die Zeitungen und Zeitschriften zu lesen, deren eine hübsche Anzahl und Auswahl gehalten wurde. Bei der Auswahl war gerade sein Urtheil nicht wenig maßgebend gewesen.

In diesem Städtchen nun war ein Gastwirth, Namens Hanke. Er hatte den ersten Gasthof des Städtchens, und wie der Ort lebendig war, so war auch in diesem Gasthofe ein lebendiger Verkehr. Der Gastwirth Hanke war jenes dritte Original.

Er hatte zu der Zeit, aus der ich hier erzähle, die Mitte der Sechziger schon passirt. Er hatte sich einen schneeweißen Kopf angeschafft und ein kugelrundes Bäuchlein zugelegt. Aber er war noch immer ein so kräftiger, rüstiger und lebhafter Mann, als wenn er etwa nächstens in die Mitte der Vierziger hätte eintreten wollen. Dabei war er ein hübscher Mann, und jeder Reisende, der die kräftige Gestalt, das frische und feingeröthete Gesicht mit den etwas schelmisch aufgeworfenen Lippen und die klugen Augen ansah, fühlte sich zu ihm hingezogen, trotzdem daß er einen Rock noch nach dem Schnitte des vorigen Jahrhunderts, und auf dem Kopfe immer, selbst bei Tische, eine baumwollene Zipfelmütze, freilich weißer wie sein Haar und wie der Schnee, trug, und daß er in seinen Manieren wohl etwas zu derbe und zu geradeaus war.

Das war der „Vetter Hanke" — so hieß er unter den Leuten fast allgemein, so weit sein Name bekannt war, und sein Name war auf zehn Meilen in der Runde allgemein bekannt, und wurde auch in weitere Ferne durch manchen Reisenden, der bei ihm logirt hatte, hineingetragen. Den Namen hatte er aber daher, daß er die Gewohnheit hatte, zu Jedem, mit dem er sprach, Vetter zu sagen.

Derbe und geradeaus war der Vetter Hanke manchmal nur allzusehr. Allerdings wußte er gewöhnlich auch, wem er es zu bieten hatte, und überhaupt konnten bei seiner Gutmüthigkeit und Redlichkeit die Leute ihm selten gram werden. Eine Menge von hübschen Anekdoten circulirten darüber in der Provinz. Mir fällt in diesem Augenblick eine ein.

In der Jahreszeit, als die ersten Krammetsvögel kamen, diese also noch selten und theuer waren, hatte er einmal gerade zwölf Gäste an der Mittagstafel, und auf der Schüssel wurden gerade zwölf Krammetsvögel herumgetragen. Jeder der Gäste nahm sich einen. An der Mitte des Tisches aber saß ein junger Handlungsreisender aus dem Bergischen. Die jungen Commis-voyageurs

aus dem Bergischen waren zu allen Zeiten etwas vorlaut und vordreist. Zu jener Zeit waren sie es besonders. Dieser war unverschämt. Er nahm zwei Vögel aus der Schüssel. Der Vetter Hanke sah es. Er stand ruhig auf und nahm eine reine Gabel, die vor ihm lag, ging damit zu dem jungen Reisenden, nahm ihm den zweiten Vogel vom Teller, legte ihn auf die Schüssel zurück und sagte dabei ganz ruhig nur die Worte: „Vedder, frett Tuffeln! (Vetter, iß Kartoffeln!)“ Plattdeutsch sprach er meist.

Unter dem allgemeinsten Gelächter war der vorlaute Reisende sprachlos geworden. —

Manchmal lief er aber mit seinem zu derben Wesen an, besonders aus einem andern Grunde. Er war nämlich in seiner Wirthschaft ordentlich bis zur Peinlichkeit. Die kleinste Unordnung konnte ihn verdrießlich machen, aufbringen. Namentlich auch in einer besonderen Beziehung.

Sein Gasthof war, wie häufig in kleinen Städten, doppelt eingerichtet, für vornehme Herrschaften und für geringere Leute, für Honoratioren und für Nichthonoratioren. Jene wurden in den „Saal“, ein großes, helles, comfortable eingerichtetes Gastzimmer, geführt. Die andern wurden auf der andern Seite in ein zwar ebenfalls geräumiges Zimmer gewiesen, in dem man aber nur hölzerne Bänke und Stühle, vom Tabaksdampf gebräunte Wände und auf den langen, schmalen Tischen nur Schnaps- und Biergläser sah.

Und nun hielt der Vetter Hanke mit der strengsten aristokratischen Gewissenhaftigkeit darauf, daß nicht die geringste Vermischung der Stände in seinem Gasthofe stattfinde, wenigstens in dem „Saale für die Herrschaften“. Man sah deshalb auch in diesem nur „Herrschaften“, und drüben in der „Bierstube“ nur Livreen, Kutscherröcke, Fuhrmannskittel oder andere blaue Leinwandskittel des Landes.

In beiden Zimmern machte sich auch noch eine andere Unterscheidung geltend. Vetter Hanke hatte bei sich im Hause eine Tochter und eine Nichte. Beide mußten ihm in der Wirthschaft helfen. Aber Beide in verschiedener Weise. Beide waren freilich auch sehr verschieden von einander.

Die Tochter, Mamsell Minchen, war eine lange, hagere, nicht mehr ganz junge Person, zuckersüß gegen die einkehrenden Fremden, besonders wenn es junge Herren waren; bitterböse keifend und herrschsüchtig und mißgünstig gegen alle anderen Leute, am meisten gegen ihre Cousine.

Diese Cousine und die Nichte des Vetters Hanke, Mamsell Gisbertine, war ein kleines, hübsches Persönchen, mit einem allerliebsten Paar frischer, schmollender Lippen, einem ebenso allerliebsten Stutznäschen und zwei lammfrommen, blauen Augen. Dabei zählte sie neunzehn Jahre.

Aber — wie die lange, hagere, keifende Mamsell Minchen, die einzige Tochter des reichen Vetter Hanke, eine reiche Erbin war, so war die kleine, schmollende und doch so fromme Gisbertine eine arme Waise, die ihr Onkel, der Vetter Hanke, aus Gnade und Barmherzigkeit zu sich genommen hatte.

Beide nun halfen dem Vetter Hanke in der Wirthschaft. Aber Minchen hatte die Oberaufsicht und empfing nur die Fremden in dem Herrschaftssaale. Gisbertine aber mußte die Gäste in der Bierstube bedienen, und hier nach dem Rechten sehen.

Und hier in der Bierstube hatte auch der Philosoph — es ist Zeit, daß wir uns seiner wieder erinnern — sie kennen gelernt.

Er war kein großer Wirthshausbesucher, als Philosoph nicht, und als armer Landpfarrer erst recht nicht. Bei seinen Gängen in die Stadt, um im Club die Zeitschriften zu lesen, war er nur einmal bei sehr schlechtem Wetter auf kurze Zeit in dem Gasthofe eingekehrt. Er wurde in das Herrschaftszimmer geführt und hatte dort Mamsell Minchen getroffen. Er seinerseits hatte um die Dame sich nicht sonderlich gekümmert, aber sie sich desto mehr um ihn. Der junge Mann, den sie schon früher gesehen, hatte ihr gefallen; daß er sehr gelehrt und selbst Schriftsteller war, hatte sie gehört; Frau Pastorin zu sein, war gar nicht übel; und wenn er arm war und auch nur eine arme Pfarre hatte, so war sie reich; und wenn er auch bis jetzt nur Dorfpfarrer war, ihr Vater gehörte zu den Stadtverordneten und hatte außerdem viel Einfluß bei der Bürgerschaft, und mit Geld ließ sich zuletzt Alles machen; war sie einmal erst Frau Pastorin in dem kleinen Dorfe, so hätte sie viel Unglück haben müssen, wenn sie es nicht bald in der Stadt war. So träumte sie, und sie war gegen den Philosophen doppelt höflich, doppelt freundlich und doppelt süß, und zeigte ihm, wie sehr sie sich freuen würde, wenn er recht bald wieder käme. Aber er kam nicht wieder, wenigstens nicht zu ihr in das Herrschaftszimmer.

Wie sehr mußte sie daher außer sich gerathen, als sie erfuhr, daß er doch wieder gekommen sei, sogar oft, aber nicht zu ihr.

Kurze Zeit nachher, als er in dem Herrschaftszimmer gewesen, hatte ein Bauer seines Dorfes, den er auf dem Wege zu der Stadt

fahrend getroffen, ihn eingeladen, auf seinen Wagen zu steigen, und als dies geschehen war, ihm gesagt, wenn er auch auf dem Rückwege von der Gelegenheit profitiren wolle, so möge er nur so gut sein, zu dem Gasthofe des Herrn Hanke zu kommen, an dem er mit seinem Wagen halte, und ihn dort aus der Bierstube rufen lassen. Der Philosoph war zu dem Gasthofe gegangen, aber um der Kürze willen unmittelbar in die Bierstube, um den gefälligen Bauer selbst herauszurufen. Dieser war gerade mit einem Bürger in einem Handel über einen Sack Roggen gewesen und hatte daher den Herrn Pastor gebeten, noch ein Viertelstündchen zu warten, was den Philosophen veranlaßt hatte, sich ein Glas Bier geben zu lassen, und zwar, da ein Philosoph, wenn er zugleich ein armer Dorfpfarrer ist, nicht hochmüthig zu thun pflegt, in der Bierstube selbst. Zu dem Ende hatte er sich dem jungen Mädchen genahet, welche in der Stube die Aufwartung der Gäste hatte. Aber wie war ihm auf einmal so ganz sonderbar geworden, als er nun zum ersten Male die frischen, schmollenden Lippen, das kleine kecke Stumpfnäschen und die großen, frommen Augen der Mamsell Gisbertine gesehen hatte.

„Darf ich um ein Glas Bier bitten, Mamsell?" hatte der höfliche Mensch sagen wollen. Aber die Worte erstarben ihm auf der Zunge.

Und auch der kleinen Gisbertine erging es sonderbar. Sie hatte im ersten Augenblick über den blöden Stotternden lachen wollen, als sie aber näher in seine ehrlichen, treuen und geistvollen Augen geblickt, war ihr so ernst, fast weinerlich zu Muthe geworden, und sie hatte die Farbe wechseln müssen, und Gott gedankt, als er doch endlich das Wort Bier hervorgestottert, und sie nun hatte aufstehen und ihm ihre Verlegenheit verbergen können, um das Glas Bier zu holen. Freilich mußte sie ihm dieses bringen, und als sie ihm dieses brachte, wurden sie wieder Beide verlegen, und als er darauf gar fragen mußte, und sie ihm hatte antworten müssen, und er ihr das Geld gab und sie das Geld annahm, da waren sie so verwirrt geworden, daß sie zuletzt Beide sich lächerlich vorkamen und sie Beide selbst laut auflachen mußten. Darauf hatten sie dann freier mit einander sprechen können.

Und die Folge war gewesen, daß der Philosoph jedesmal, wenn er in die Stadt kam, in den Hanke'schen Gasthof und zwar direct in die Bierstube ging, wo die hübsche kleine Gisbertine war, die ihn jedesmal schon lange erwartet hatte.

Mamsell Minchen erfuhr das erst, nachdem das schon vielleicht

ein halbes Jahr so gedauert hatte. Sie wurde wüthend und schimpfte ihre Cousine eine schlechte Person, und verlangte von ihrem Vater, daß er die Eine aus dem Hause werfen und dem Andern das Haus verbieten solle. Aber Vetter Hanke war Herr in seinem Hause. Mamsell Minchen konnte nicht einmal durchsetzen, daß der kleinen Gisbertine die Aufwartung in der Bierstube genommen wurde.

„Du selbst hast es zuerst so gewollt," sagte der Vater zu ihr.

Nun hatte sie allerdings einen Trost.

„Was wollen sie machen?" sprach sie vergnügt. „Er hat nichts als seine lumpigen hundert und zwanzig Thaler. Darauf kann er nicht heirathen. Und sie ist eine Bettlerin, die von unserer Gnade lebt."

Aber da erhielt der Philosoph die Zulage von hundert und fünfzig Thalern.

„Nein, das ist, um sich todt zu ärgern!" rief sie. „Wie kann ein Mensch solches Glück haben! Darauf kann er in seinem kleinen Dorf zur Noth heirathen. Und sie ist sparsam und die Wirthschaft versteht sie!"

Bittere Thränen der Wuth weinte sie, als bald darauf die Regierung in Anerkennung der frommen Gesinnung der Gemeinde des Philosophen eine nicht unbedeutende Summe hergegeben hatte, um das sehr verfallene Pfarrhaus, so wie auch die Schule des Dorfes in besseren Stand setzen zu lassen. Freilich hatte sie bald die Genugthuung zu hören, daß der Bau, bei dessen Verdingung im amtlichen Wege Unterschleife vorgekommen sein mußten, an allen Ecken und Enden verpfuscht werde, und der Pfarrer eine Wohnung bekomme, die am Ende noch schlechter sei, als seine alte.

Sie hatte hierin übrigens recht gehört. Es war ein Scandal, wie dem armen Pfarrer sein Pfarrhaus ausgebessert und renovirt wurde. Nur er selbst, als echter deutscher Gelehrter, bemerkte es nicht. Er sah neue Ziegelsteine, frisches Bauholz, ein paar helle Farben, und er war zufrieden und gar entzückt über die schöne neue Wohnung, die er erhalte.

Um diese Zeit war es, da er an die Quarre dachte. Und wer konnte diese anders sein, als die hübsche, kleine Gisbertine, mit den frischen Lippen und den blauen Augen, die so vortrefflich wirthschaften konnte, und immer so freundlich gegen ihn war. Das Herz wurde ihm so voll, wenn er daran dachte, welch eine liebe, herrliche, prächtige Frau Pastorin sie auf seiner Pfarre, in dem neuen, schönen Pfarrhause sein werde.

Wohl hundertmal hatte er sich auch vorgenommen, ihr das zu sagen, und noch viel Aehnliches und Besseres dazu. Aber kein einziges Mal hatte er das Herz dazu gehabt. Und doch konnte er ihr so leicht ansehen, wie gern sie es von ihm hören werde.

Warum hatte er denn nicht den Muth? Das konnten alle seine philosophischen Systeme ihm nicht sagen, weder die alten, noch die neuen.

Daß er ihr so viel zu sagen habe, und daß sie es so gern anhören werde, das hatten auch andere Leute bemerkt, und eines Tages sagte eine der Mägde des Hauses zu der Mamsell Minchen:

„Mamsell, Sie sollen 'mal sehen, aus unserer Mamsell Gisbertine und aus dem Herrn Pastor wird noch was.

Und die lange, hagere Mamsell Minchen hatte zwar zornig erwidert: „Was weiß Sie dumme Schrute davon?“ Schrute ist in Westphalen, was anderswo Pute ist.

Sie hatte sich aber doch ihren Plan fertig gemacht.

Als sie des Abends mit Gisbertine allein war, sagte sie zu dieser: „Nun, die Leute sprechen schöne Sachen von Dir und dem Pastor.“

Gisbertine hatte ihr nur kurz geantwortet: „Der Pastor ist ein braver Mensch.“

Mamsell Minchen hatte jedoch mit boshaftem Lachen fortgefahren: „Höre, Gisbertinchen, ehe Du ihn nimmst, mußt Du ihm einen ganzen Rock machen lassen und ein Pfund Seife kaufen, um ihn rein zu waschen.“

Und am andern Morgen hatte sie der alten Haushälterin des Pastors aufgepaßt, die jede Woche zweimal in die Stadt kam, um Butter und Eier von der Pfarre zu verkaufen.

Sie hatte sie angerufen.

„Liesbeth, Ihr Herr Pastor ist gewiß ein braver Mensch.“

„Der ist ein Engel, Mamsell.“

„Ich weiß das, Liesbeth, und darum thut er mir leid.“

„Leid, Mamsell?“

„Ja, er ist in Die da vernarrt.“ Sie zeigte auf die Bierstube.

„Die Leute sprechen davon, Mamsell.“

„Und das ist eine Katze, Liesbeth.“

„Sie sieht doch so sanft aus, Mamsell.“

„O, Liesbeth, kennt Sie das alte Sprichwort nicht: Hüte dich vor den Katzen, die vorne lecken und hinten kratzen? Weiß Sie, Liesbeth, was die Person von dem Herrn Pastor gesagt hat?“

„Nun, Mamsell?“

„Ehe sie den nähme, müsse sie erst ein Pfund Seife kaufen, um ihn rein zu waschen, und ihm einen ganzen Rock machen lassen.“

„Das ist ja eine abscheuliche Person, Mamsell.“

„Ja, gewiß, und Ihr braver Herr Pfarrer sollte mir in der Seele leid thun —“

„Seien Sie unbesorgt, Mamsell.“

Die alte Haushälterin bekam ein Glas süßen Wein, und als sie des Mittags wieder auf die Pfarre gekommen war, wußte fünf Minuten nachher der Pfarrer Wort für Wort Alles, was die lange, hagere Mamsell Minchen gesagt hatte und die hübsche Gisbertine gesagt haben sollte.

Der Philosoph konnte es nicht begreifen. Aber er hatte ja auch sein eigenes Herz nicht begreifen können, und wie er an diesem nicht gezweifelt hatte, so zweifelte er an dem unbegreiflichen, wetterwendischen, boshaften Herzen der hübschen Gisbertine trotz ihrer frommen Augen um so weniger, als manche Philosophen die Frauen gar nicht einmal für Wesen mit einer ordentlichen Seele hatten annehmen wollen. Und daß er salop und nachlässig in seinem Aeußern war, wie oft hatte er das hören müssen! Freilich so! Und gar von ihr! Für sein eigenes Herz war der Schlag, der ihn so traf, desto stärker, schwerer, beinahe vernichtend. In die Stadt konnte er in den ersten drei Wochen nicht wieder gehen. In den Hanke'schen Gasthof und also auch in die Bierstube in diesem Gasthofe ging er gar nicht mehr.

Die arme Gisbertine wußte nicht, was sie davon denken sollte.

In dieser Zeit — es war eine hübsche Sommerszeit — ging eines Nachmittags, gegen Abend, ein kleiner, schon etwas ältlicher Mann, in einem blauen Leinwandkittel, eine alte blaue Mütze mit rothem Rande auf dem Kopf, durch die Straßen des Städtchens auf den Hanke'schen Gasthof zu. Seinen bestaubten Stiefeln sah man es an, daß er weiter her, als bloß von einem Stadtthore kam. Auch eine gewisse Müdigkeit schien dies anzuzeigen, wenn gleich er noch ziemlich rüstig ging. Mit seinen lebhaften Augen blickte er überall in den Straßen umher, aufmerksam, etwas neugierig, als wenn er in dem Städtchen noch nicht gewesen, und doch einmal recht genau wissen wolle, wie es darin aussehe. Als er das Schild des Gasthofes sah, trat er in dessen Thür ein. Im Flur blieb er stehen. Er fand Niemanden dort, und er sah sich um, wohin er weiter sich wenden wolle. Rechts war die Bierstube, die stand offen.

Er sah darin die hölzernen Bänke und Stühle, die langen, schmalen Tische, die Schnaps- und Biergläser darauf, ein paar Fuhrleute davor, über Allem einen schauderhaften Tabaksdampf. — Er wandte sich links. Dort war das Herrschaftszimmer, der Saal. Die Thür des Saales war zwar zu, aber neben der Thür war ein Fenster, das nur halb mit einem Vorhange bedeckt war. Durch dieses blickte der Fremde. In der Stube sah es comfortabler aus; zwei Herren saßen an einem Tische und tranken eine Flasche Wein. In der Ecke, an einem zierlichen Buffet, saß eine Dame und strickte.

Der Fremde öffnete die Thür und trat in das Zimmer.

„Guten Abend," sagte er höflich, indem er seine Mütze abnahm und zu einem leeren Seitentisch ging.

Die beiden Herren, hinter der Weinflasche und in ihr Gespräch vertieft, hatten ihn kaum bemerkt.

Desto aufmerksamer betrachtete ihn die lange, hagere Dame am Buffet, Mamsell Minchen. Sie warf bedenkliche Blicke auf ihn, und konnte sich offenbar schwer entschließen, ihm mit halber Stimme seinen guten Abend zurückzugeben.

„Dürfte ich um einen Schoppen Wein bitten?" sagte der Fremde in seiner höflichen Weise. Zugleich ließ er sich ermüdet auf einem bequemen Polstersessel nieder.

Mamsell Minchen wurde puterroth, als sie den bestaubten blauen Kittel auf ihrem eleganten gelben Sessel sah. Sie war zweifelhaft, ob sie aufstehen und das Verlangte darreichen solle. Sie wurde selbst gelb im Gesichte, als sie gleich darauf den Mann einen alten Pfeifenstummel und eine wahrscheinlich noch ältere Schweinsblase hervorziehen und beginnen sah, gemüthlich die Pfeife zu stopfen.

In diesem Augenblicke trat durch eine Seitenthür ihr Vater in das Zimmer. Sein auf Alles achtender Blick hatte sofort den bestaubten Fußreisenden in dem Leinwandskittel und die alte Pfeife und die alte Schweinsblase gesehen, und sofort schritt er auch auf den Mann zu, mit einem eigenthümlichen, halb unruhigen, halb freundlichen, freilich spöttisch freundlichen Blick.

„He, Vettersmann, Ihr habt Euch wohl verirrt?" sagte er schmunzelnd.

„Wie so?" fragte der Fremde. „Ich bin doch hier im Hankeschen Gasthofe?"

„Ja, ja, beim Vetter Hanke seid Ihr, Vetter. Aber nicht hier ist Euer Platz; hier sind die „Herren". Da drüben findet Ihr Eure Gesellschaft."

Das war deutlich genug gesprochen. Der Fremde begriff es auch. Er stand auf, nahm seine Mütze und ging ruhig auf die andere Seite in die Bierstube. Ein leises Lächeln suchte er zu unterdrücken. —

„Das war ein zudringlicher Mensch," sagte Mamsell Minchen, sich beinahe schüttelnd.

„Ich lasse bei mir die Leute nicht zudringlich werden," sagte trocken der Vetter Hanke.

„Ihr habt eine gute Manier, Vetter Hanke," bestätigten ihm die beiden Herren hinter der Weinflasche. Sie schienen Stammgäste zu sein.

Auch in der Bierstube hatte der kleine Fremde bald seinen Platz gefunden, und zwar einen, von dem er nicht sobald wieder fortgewiesen wurde. An einen Tisch allein schien er sich hier nicht setzen zu wollen. Die Fuhrleute, die da waren, schliefen beinahe schon vor Müdigkeit. Aber an dem Schenktische saß ein so allerliebstes hübsches Mädchen, das so fleißig mit Nähen beschäftigt war und gleich bei seinem Eintreten mit so wunderbar frommen, unschuldigen Augen dienstfertig zu ihm aufblickte.

Zu ihr setzte er sich.

„Ist's erlaubt, Mamsellchen?" fragte er höflich, indem er den Stuhl zu ihr rückte. Er mochte wohl an die Behandlung auf jener Seite in dem Herrenzimmer denken.

Die hübsche Gisbertine verwunderte sich beinahe über die Höflichkeit und fragte höflich wieder, was ihm gefällig sei.

„Um einen Schoppen Wein möchte ich Sie bitten."

„Sogleich," sagte sie freundlich. Sie stand auf, um den Wein von drüben zu holen; in der Bierstube wurde kein Wein gehalten.

Er sah dem hübschen, freundlichen, flinken Mädchen mit einem sehr wohlwollenden Blicke nach. Er mochte wohl wieder Vergleichungen anstellen. Die lange, hagere, alte Jungfer drüben war zu vornehm gewesen, sich nur zu rühren, als er sie, doch auch höflich genug, um den Schoppen Wein gebeten hatte. Er stopfte sich dann gemüthlich seine Pfeife, was er hier ohne Unterbrechung konnte.

Er dampfte bald behaglich, und der Wein, den ihm Gisbertine brachte, that dem von der Fußreise so ermüdeten Mann gut. Darauf fing er ein Gespräch mit seiner hübschen Nachbarin an.

„Sind Sie schon lange hier im Hause, Mamsellchen?"

„Schon seit meinem vierzehnten Jahre."

„So früh schon mußten Sie zu fremden Leuten!"

„Ich bin hier nicht bei fremden Leuten; Herr Hanke ist mein Onkel.“

„Leben Ihre Eltern noch?“

„Ich bin eine Waise.“

„Ach, eine arme Waise!“

Geschwind sagte das Mädchen: „Aber mein Oheim ist so sehr gut gegen mich.“

„Auch drüben die —? Es ist ja wohl Ihre Cousine?“

„Auch die Cousine ist nicht böse gegen mich,“ sagte das gutmüthige Mädchen.

Die nächste Wißbegierde des Fremden schien befriedigt zu sein. Er trank behaglich wieder ein Glas Wein, that noch behaglicher einige tüchtige Züge aus seinem alten, beinahe schwarz gebrannten Meerschaumkopfe, und brachte dann das Gespräch auf etwas Anderes.

„Es ist hier viel Verkehr in der Stadt?“

„O ja, es ist recht lebendig hier.“

„Man sieht es auch an dem Aeußern der Stadt. Es ist so reinlich, so ordentlich hier. Die Stadt scheint empor zu kommen.“

„Mein Oheim meint das nicht.“

„Das Alter meint stets, daß es schlimmer in der Welt würde. Aber was sagt Ihr Onkel denn?“

„Er meint, die Franzosenzeit sei gewiß eine schlechte gewesen. Aber die Stadtgemeinden hätten es doch damals besser gehabt; keine einzige habe in jener Zeit Schulden gehabt, und jetzt, kaum nach zehn Jahren, steckten sie schon sammt und sonders voller Schulden.“

Der kleine Fremde rückte etwas unruhig auf seinem Stuhle und blies aus seiner Pfeife größere Dampfwolken.

„Und was meint Ihr Onkel, woher das komme?“

„Er meint, daß in Preußen zu viel geschrieben und regiert werde. An allen Ecken und Enden müßten Schreiber und Beamte sitzen, und selbst die Gemeinden müßten das mitmachen. Wenn man die Communalbeamten hinzurechne, so komme in Preußen gewiß auf sechs Unterthanen, Frauen und Kinder mit eingerechnet, ein Beamter. Das koste denn dem Lande, wie den Gemeinden, sehr viel Geld, und das Schlimmste sei noch, wo so Viele regierten und regieren wollten, sie Alle verkehrt regierten.“

„Ja,“ sagte der Fremde, nachdenklich und mehr für sich als zu dem Mädchen, „viele Köche verderben den Brei. Unrecht hat er nicht.“ Aber er suchte dem Gespräche wenigstens einigermaßen eine andere Richtung zu geben.

„Es wird doch viel gebaut in der Stadt," sagte er, „das deutet Wohlhabenheit an."

„Gewiß," erwiederte das Mädchen. „Die Leute in der Stadt verdienen viel Geld, besonders seitdem die neue Chaussee durch den Ort geht; die haben wir unserem Oberpräsidenten zu verdanken."

„Ich meine doch auch die Stadt selbst, die Gemeinde, könne nicht arm sein. Ich habe da vorhin im Vorbeigehen ein sehr schönes neues Rathhaus gesehen."

Die hübsche Gisbertine lachte.

„Warum lachen Sie?"

„Für das Rathhaus hat mein Oheim eine hübsche Inschrift erfunden. Schade, daß sie nicht angebracht werden durfte."

„Und wie lautete sie?"

„Die Regierung verlangte, daß die Stadt das neue Rathhaus bauen solle. Die Stadt wehrte sich zwar mit voller Kraft dagegen und stellte vor, daß sie kein Geld dazu, aber schon Schulden genug habe. Allein es half ihr nicht. Sie mußte bauen und nun natürlich das ganze Baugeld anleihen. Da ersann denn, als das Rathhaus fertig war, mein Oheim die Inschrift dafür: Wir haben gethan Alles, was wir schuldig waren, und wir sind schuldig geblieben Alles, was wir gethan haben."

Der Fremde konnte über die projectirte Inschrift nur halb lachen.

„Warum beschwerte die Stadt sich nicht?" fragte er.

„Ach, ich habe meinen Oheim so oft sagen hören, das Beschweren helfe eben nichts. Der, über den man sich beschwert, werde selbst zum Berichte aufgefordert, und es bleibe beim Alten."

Der Fremde biß sich ein wenig in die Lippen.

„Ich denke, das sind nur sehr seltene Fälle," sagte er.

„O nein, es soll meist so sein, und nur, wenn die Sachen an den Oberpräsidenten kommen — der ist sehr strenge."

„Warum wandte man sich nicht an ihn?"

„Er war gerade in der Zeit lange verreist gewesen."

„Aber er kam zurück."

„Da war es zu spät. Das Geld war schon aufgenommen und der Bau schon angefangen. Wenn der Oberpräsident nur ein einziges Mal hierher gekommen wäre! Er soll so oft in der Provinz umher reisen, sagt man. Und wohin er kommt, da hilft er auch."

„So?"

„Gewiß, alle Leute sagen es."

„Auch Ihr Oheim?"

„O, er gewiß. Er hat es mehr als hundertmal gesagt.“

„So, so!“

Das „so, so“ lautete: der Vetter Hanke ist doch am Ende ein so schlimmer Geselle nicht, als wie er sich vorhin zeigte, da er mir drüben die Thür wies. Der kleine Fremde hatte überhaupt etwas in seinem Wesen, das ihn, wenn man ihn näher betrachtete oder ihm auch nur kurze Zeit zuhörte, sehr von den Leuten unterschied, die in die Bierstube des Vetters Hanke kamen. Allein die arglose, hübsche Gisbertine hatte nicht darauf geachtet. Im Laufe des Gesprächs, als dieses auf das Bauwesen kam, schien zugleich irgend ein Gegenstand sie sehr lebhaft in Anspruch genommen zu haben.

An diesen dachte sie auch wohl, als sie nach den letzten Worten des Fremden in sehr tiefen Gedanken saß, denen sie plötzlich durch beinahe unwillkürliches, lautes Sprechen Luft machte.

„Ich wollte,“ sagte sie mit einem recht schweren Seufzer, „er käme jetzt nur einmal her.“

„Wer?“ fragte überrascht der Fremde.

„Der Oberpräsident.“

„Und was sollte er?“

„O, es gäbe schon genug für ihn.“

„Ich glaube es wohl.“

„Und auch ich wollte ihm ein Wörtchen sagen.“

„Auch Sie?“

„Ja, es ist oft sündhaft, wie die Regierung betrogen wird.“

Der Fremde hatte seine mehr und mehr wachsende Aufmerksamkeit zu verbergen gesucht und gewußt. „Zum Beispiel?“ fragte er kalt. Seine Kälte schien die Kleine noch mehr zu erquicken.

„Da ist,“ sagte sie, „hier in der Nähe das Dorf —“

Sie nannte das Dorf. Aber, obwohl wir hier eine völlig wahre Geschichte erzählen, so können wir doch das Dorf nicht nennen, aus dem einfachen Grunde, weil wir den Namen vergessen haben.

„Nun?“ fragte der Fremde.

„Dort hat die Regierung das alte Pfarrhaus repariren lassen.“

„Ich habe davon gehört. Das alte drohte schon vor Jahren dem Einsturz.“

„Und das neue wird in ein paar Jahren nicht besser sein.“

„Aber die Regierung soll doch viel Geld zu dem Neubau hergegeben haben.“

„Gewiß. Es wird nur nicht alles Geld dazu verwandt, wozu die Regierung es hergiebt.“

„Sind Unterschleife vorgefallen?“

„Es soll abscheulich sein. Ein ordentlicher Mensch kann schon jetzt nicht in dem Hause wohnen, und ist kaum fertig, und der Pastor ist ein so guter, braver Mensch, dem man Alles weiß machen kann.“

Von dem Pfarrhause schien der Fremde, trotz seines Interesses, genug gehört zu haben. Dagegen hatte der kleine Eifer der kleinen Gisbertine ihn desto neugieriger gemacht.

„Ich höre,“ sagte er, indem er leise zur Seite lächelte, „er soll so einen kleinen Sparren haben, Verse machen —“

Aber wie kam er an, oder aber, wenn er das wirklich beabsichtigt hatte, was nun geschah, wie erreichte er mehr, als er erwartet hatte. Die kleine Gisbertine gerieth in sehr großen Eifer; ihr hübsches Gesicht wurde dunkelroth, ihre frommen Augen blitzten bitterböse; sie legte ihre Arbeit aus den fleißigen Händen, sah den kleinen Fremden funkelnd an und sagte laut und energisch:

„Das ist nicht wahr, er macht keine Verse. Aber er ist ein Gelehrter, und Leute, die es verstehen, sagen, daß er ein sehr tüchtiger Gelehrter sei, und das beste Herz von der Welt hat er auch, und sein einziger Fehler ist nur, daß er zu gut ist, und nur der schlechteste Neid kann ihm Böses nachsagen, erfundenes, erlogenes Böse.“

„Alle Wetter,“ sagte der kleine Fremde zu sich. „In dem sanftesten Frauenherzen findet man doch am Ende noch ein kleines Wespennest.“

Er wollte etwas erwiedern und andererseits wollte die hübsche Gisbertine, die nur eben Athem geschöpft hatte, fortfahren, als plötzlich die Aufmerksamkeit Beider auf einen anderen Gegenstand gelenkt wurde.

Vor dem Gasthofe fuhr eine Equipage vor. Der Gastwirth mußte in dem andern Zimmer sie schon von Weitem gehört haben. Er war in die Hausthür getreten, sie zu erwarten. Der Wagen hielt. Der Wirth ging an den Schlag. Der Wagen war leer.

„Kommt die Herrschaft etwa nach?“ fragte der Wirth den Kutscher auf dem Bocke.

„Sie ist schon längst hier,“ antwortete der Kutscher, indem er vom Bocke stieg.

„Oho, Vettersmann,“ sagte der Vetter Hanke, „bei mir ist keine Herrschaft. Wer ist denn Seine Herrschaft?“

„Der Herr Oberpräsident von Vincke.“

„Ist nicht hier, Vetter.“

„Er ist gewiß hier. Seit einer Stunde muß er hier sein. Mein Herr ist sehr pünktlich."

„Aber Vettersmann, wenn ich ihm sage —"

Dem Bedienten, der seinen Herrn kannte, ging ein Licht auf. Er lachte, dann sagte er: „Ein kleiner Herr, eine kleine Person, wollte ich sagen, im blauen Kittel, einen alten Pfeifenstummel im Munde —"

Da ging auch dem Vetter Hanke ein Licht auf. Aber er lachte nicht. Es brach ihm vielmehr verzweifelt heiß der Angstschweiß aus. Er mußte seine weiße Zipfelmütze vom Kopfe nehmen, um sich Kühlung damit zuzuwehen.

„Alle Donnerwetter, Vetter Hanke," rief er sich selbst zu, „das ist eine dumme Geschichte." Er lief in das Haus, aber nicht in das Herrenzimmer, sondern zu der Bierstube.

In der Bierstube war auch schon Jemand verlegen geworden. Die schöne Gisbertine hatte jedes Wort hören können, das am Wagen gesprochen war. Sie sah augenblicklich den kleinen blauen Kittelmann an, der sehr emsig aus seiner Pfeife dampfte.

„Um Gotteswillen, was habe ich gesprochen!"

„Ich denke, recht viel Gutes von einem braven und gelehrten Pastor, der sich sehr freuen wird, wenn er es wieder erfährt."

Da wurde sie glühend roth in dem hübschen Gesichte.

„Sie werden es ihm doch nicht sagen?"

„Warum nicht? Und ein besseres Pfarrhaus wird er ja mit Gottes Hilfe auch bekommen."

Der Vetter Hanke war in der Stube erschienen. Hinter ihm der Kutscher.

„Kutscher, ist das Sein Herr?"

„Gewiß."

Der Vetter Hanke ging auf den kleinen Kittelmann zu. Die weiße Zipfelmütze hatte er in der Hand, er drehte sie verlegen genug darin. „Excellenz," stotterte er, „das war ein recht einfältiges Mißverständniß."

„Ja, das war es," sagte der Oberpräsident Vincke trocken.

Da war der Vetter Hanke aber auch schon wieder der Vetter Hanke. „Na, na, Vettersmann Excellenz, man soll keinem Menschen was nachtragen."

„Gewiß nicht," entgegnete der Oberpräsident ernst; „man soll aber auch nicht vergessen, daß der Kittelmann ein eben so braver

Mann ist, wie der Edelmann. — Und nun," fuhr er freundlich fort, „guten Abend, Vetter Hanke." Er reichte dem Gastwirth die Hand.

Der Vetter Hanke drückte sie herzlich.

„Guten Abend, Vettersmann."

Am folgenden Morgen früh schon bald nach sechs Uhr erschien in dem Pfarrhause des Philosophen ein kleiner, ältlicher Mann in blauem Kittel, eine alte blaue Mütze mit rothem Rand auf dem Kopfe, einen alten Pfeifenstummel im Munde. Er fand die Hausthür offen; so auch die Küchenthür. Er ging in die Küche. Dort saß die alte Haushälterin des Pastors am Feuerheerde und trank ihren Kaffee und hielt den Kaffee des Herrn Pastors, der noch schlief, auf dem Feuer warm.

„Guten Morgen!"

„Guten Morgen!"

„Ist der Herr Pfarrer zu Hause?"

„Zu Hause ist er wohl, er schläft aber noch."

„So?"

„Wollt Ihr ihn sprechen?"

„Ja. Weckt ihn. Ich bin eilig."

„Oho, Mann, der Herr Pastor arbeitet bis in die späte Nacht; er ist ein gelehrter Herr. Und da kann man des Morgens nicht so früh aufstehen. Setzt Euch, bis er kommt."

Sie stellte ihm einen Stuhl an das Feuer. Der kleine Mann in dem blauen Kittel setzte sich, stopfte sich eine frische Pfeife, zündete sie mit einer Kohle an, die er vom Feuerheerde nahm, rauchte tapfer und begann ein Gespräch mit der Alten.

„Euer Pfarrhaus ist ja recht hübsch reparirt worden."

„Ja, von außen sieht es sich schon recht gut an."

„Aber von innen?"

„Von innen? Daß Gott sich erbarme."

„Nun, was wäre denn da?"

Da platzte die Alte los. „Was da ist? Eine Sünde ist da und eine Schande ist da, und nichts als Betrügerei und Spitzbüberei für das theure Geld, das der König hergegeben hat. Da ist kein Fenster, durch das der Wind nicht pfeift, und auf dem Boden regnet es bei den ersten zehn Tropfen durch, und in dem Keller steht das Wasser fußhoch und alle Mauern sind feucht, und nichts, gar nichts taugt in dem ganzen Hause."

„Aber was sagt denn der Herr Pastor dazu?" fragte der kleine Mann.

„Der? Das ist ein Gelehrter, ein Kind. Der läßt sich Alles gefallen. Der sieht nichts."

Mittlerweile war der Philosoph erwacht und aufgestanden. Er kam aus seiner Schlafstube die Treppe herunter, in einem alten Schlafrock, der noch von der Universität herrührte — vielleicht war es derselbe, der beim Whistspiele gebrannt hatte — in Pantoffeln, über welche die nicht festgebundenen Strümpfe herabhingen.

Die alte Liesbeth rief ihrem Herrn, als er noch auf der Treppe war, entgegen: „Herr Pastor, da ist Jemand, der Sie sprechen will."

„Wer ist es, Liesbeth?"

„Wohl ein Arbeitsmann aus der Gegend."

Für einen Bauer, nur für einen Halbbauer, einen Hüter hielt sie die Excellenz noch lange nicht.

„Bringt mir meinen Kaffee, Liesbeth," sagte der Pastor, „und dann kann der Mann gleich mit in meine Stube kommen."

Er ging von der Treppe, ohne die Küche zu betreten, in seine Stube. Der kleine Mann in dem Leinwandskittel aber war schon aufgestanden, und wie der Pastor ungenirt war, war auch er es; er ging ohne Weiteres in dessen Stube.

„Guten Morgen, Herr Pfarrer."

„Guten Morgen, Mann; was wollt Ihr?"

„Ich bin der Oberpräsident Vincke."

Der Philosoph blieb völlig ruhig. „Ach, Excellenz, setzen Sie sich. Ich will gleich gehen, mich anzukleiden."

„Ist nicht nöthig. Ich habe nicht viel Zeit mehr."

„Wie Sie wollen, Excellenz. Ich wäre sonst schnell fertig."

„Ich wünsche die neuen Bauten am Pfarr- und Schulhaus zu sehen. Sie führen mich wohl umher?"

„Auf der Stelle."

„Aber trinken Sie erst Ihren Kaffee."

„Das kann unterdeß geschehen. — Ist es Ihnen gefällig, Excellenz?" Wie er war, in Schlafrock und Pantoffeln, halb baarfuß, führte er die Excellenz. Zuerst ging er mit ihr in die Küche. Hier kam ihm Liesbeth mit seinem Kaffee entgegen. „Einen Augenblick, Excellenz," sagte er. Und während die überraschte Liesbeth zitterte, daß sie das Kaffeebrett kaum halten konnte, nahm er von diesem gemächlich den Kaffeetopf in die eine und die Tasse in die andere Hand, so daß er im Gehen die Tasse vollschenken und aus-

trinken konnte. Milch und Zucker genoß der genügsame Mann nicht; den Zucker brachte auch, bei seiner Wohlthätigkeit für die Armen, die Pfarre nicht ein. So führte er die Excellenz weiter, aus der Küche durch die Stuben, auf den Boden, in den Keller, durch das ganze Haus. Der Oberpräsident erstaunte wirklich.

„Herr Pfarrer, wissen Sie, daß Ihre Liesbeth eine ganz vernünftige Person ist?"

„Ich glaube es wohl, Excellenz."

„Sie sagt, es sei eine Schande, wie hier gebaut sei."

„So? Ich finde das nicht. Es ist doch Alles recht hübsch, frisch und neu."

„Ja, ja, so hübsch, daß es nur völlig anders werden muß."

„Meinen Sie's, Excellenz? Sie müssen es verstehen."

„Lassen Sie uns zu dem Schulhause gehen, Herr Pfarrer."

Sie gingen zum Schulhause. Der Pfarrer noch immer im Schlafrocke und halb baarfuß, auch, da er mit seinem Kaffeetrinken noch nicht fertig war, noch den Kaffeetopf in der einen, und die Tasse in der andern Hand. Das Schulhaus lag nahe bei dem Pfarrhause. Es war im Ganzen gebaut, wie die kleineren Bauernhäuser der Gegend, so daß man, wenn man von der Rückseite eintrat, zuerst auf die Tenne, die „Dehle", des Hauses kam. Auf diese führte auch der Pfarrer den Oberpräsidenten.

Der Schullehrer war ein großer Hühner- und Bienenzüchter. In diesem Augenblicke war er mit seinen Hühnern beschäftigt.

Zu beiden Seiten der Dehle befanden sich die Stallungen des Hauses. Ueber dem Kuhstall lag der Hühnerstall. Man mußte mittelst einer Leiter hinaufsteigen. Auf dieser Leiter stand der Schulmeister. Er war beschäftigt, die Eier, welche die Hühner den Morgen gelegt hatten, zu sammeln. Er stand auf der Leiter in bloßen Hemdsärmeln, in der einen Hand einen großen Korb, in den er mit der andern die Eier sehr sorgfältig hineinlegte. Den Eintretenden hatte er den Rücken zugewandt.

„Guten Morgen, Herr Schullehrer," sagte der Pfarrer.

„Guten Morgen, Herr Pastor. Schöne Eier! Und viele heute Morgen. Ich bin gleich fertig."

„Herr Schullehrer, ich bringe Ihnen hier Seine Excellenz, den Herrn Oberpräsidenten."

Ich habe einen preußischen Land- und Stadtgerichtsdirektor gekannt, der, obwohl er sein Lebenlang in einem kleinen Landstädtchen gewohnt, doch sehr vielen Platz nöthig hatte, wenn er Jeman-

dem sein Compliment machte. Er hatte nämlich die Gewohnheit, dabei sich mit großer Lebhaftigkeit hin und her zu bewegen. Der kam einstmals nach Berlin und mußte dort natürlich dem „Chef der Justiz", dem Justizminister Grafen von Dankelmann, seine Aufwartung machen. Der Graf Dankelmann war ein alter, steifer Herr; man hätte ihn für einen richtigen, „zwölf Jahre gedienten" Unteroffizier halten können. Er arbeitete in einem sehr kleinen Cabinet, dessen geringer Raum überdies noch dadurch beschränkt wurde, daß rund umher auf kleinen Tischen eine Menge hübscher, zwar kleiner, aber zum größten Theil sehr seltener und theuerer Sachen standen, die zugleich alle sehr leicht zerbrechlich waren: vergoldete Tassen, Näpfchen, Töpfchen, feine Gläser, Vasen und Pagoden vom feinsten Porzellan und dergleichen. In diesem Cabinetchen empfing der Minister den Land- und Stadtgerichtsdirektor. Der Direktor erschrak über den engen Raum, als er eintrat; aber er wußte als Mann von guter Lebensart sich zu fassen. „Excellenz," sagte er, „wenn ich Ihnen meine Devotion nicht so bezeugen kann, wie es meine Schuldigkeit wäre, so bitte ich unterthänigst, das dem beschränkten Raum zu gute halten zu wollen." Zugleich führte er einen praktischen Beweis für das, was er sagte. Nicht bloß er, sondern auch die langen Zipfel seines Fracks fuhren mit Bücklingen und mit Sprüngen nach rechts und nach links, nach vorn und nach hinten, in dem Cabinetchen dermaßen hin und her, daß, als er fertig war, die sämmtlichen Tische des Stübchens rein gefegt waren und alle die schönen Sachen zerschmettert am Boden lagen.

Dem Schulmeister, der auf der Leiter stand und seine Eier zählte, ging es freilich nicht ganz so. Er war kein Philosoph. Als er den Oberpräsidenten nennen hörte, fuhr ihm der Schreck in die Beine, und, so lang wie er war, fiel er rücklings die Leiter herunter, und mit ihm fiel sein Korb, und mit seinem Korb fielen seine Eier, und die fallenden Eier spritzten ihren gelben Inhalt in lustiger Bosheit nach allen Seiten umher. Der blaue Kittel des Oberpräsidenten, der graue Schlafrock des Pastors, die weißen Hemdärmel des Schulmeisters, Alles war über und über gelb gefleckt.

Armer Dorfschulmeister!

Und die Moral dieser Geschichte? Sie war eine sehr nützliche. Der Pastor bekam ein neues besseres Pfarrhaus und der Schullehrer ein besseres Schulhaus, Beides auf Kosten derer, die so schlecht gebaut und auf die kleine Gisbertine und den kleinen Oberpräsidenten nicht gerechnet hatten.

Aber wahrhaftig, da hätte ich beinahe die Hauptsache vergessen. Auch der Oberpräsident hätte sie beinahe vergessen. Ohne das Unglück mit den Eiern gewiß. Denn erst, als er mit dem Pfarrer nach dessen Wohnung zurückkehren mußte, um sich für seinen tätowirten den Kittel des Philosophen zu borgen, fiel ihm wieder ein, was er mit der kleinen Gisbertine gesprochen hatte.

„Ei, Herr Pastor," sagte er, „ich habe Ihnen auch noch meinen besten Glückwunsch auszusprechen. Das ist eine allerliebste Kleine, die Mamsell Gisbertinchen da drüben beim Vetter Hanke, und welch eine vortreffliche Frau Pfarrerin wird sie in dem, so Gott will, recht bald erstehenden neuen Pfarrhause sein."

Die Worte nahmen dem Philosophen seine Philosophie. Er wurde dunkelroth und seufzte schwer, denn er konnte nur an das Pfund Seife denken, und dabei mußte er auf seinen Schlafrock sehen, der auf einmal so viele neue Flecke bekommen hatte. Da war gewiß mehr als ein Pfund Seife nöthig.

Das Weinen war ihm fast nahe, und er sagte betrübt: „Nein, Excellenz, das ist aus."

Darüber verwunderte die Excellenz sich sehr und sie fragte weiter, und ein Wort gab das andere, und nachdem Beide erzählt hatten, was sie wußten, und der Philosoph dabei an die lange, hagere, mißgünstige Mamsell Minchen gedacht, und der Oberpräsident Abschied genommen hatte, kleidete der Philosoph sich schnell in sein bestes Zeug, ging nach der Stadt und war nach einer Stunde der glücklichste Bräutigam von der Welt.

Der Bahnwärter Martin.

Eine Eisenbahngeschichte.

(Mit einem Bilde.)

Es war am 16. Dezember des kalten Jahres 1859. Der Dezember hatte bis daher eine diplomatische Neutralität beobachtet und hatte, nicht kalt und nicht warm, sowohl mit dem vergangenen Herbste als dem kommenden Winter zu liebäugeln gesucht, als habe er, ein ächter Diplomat, die löbliche Absicht, es mit keiner Partei zu verderben. Es ging aber nimmer länger, denn die Natur kümmert sich verdammt wenig um diplomatische Künste, und so mußte denn der alte Herr nolens volens den Herbst im Stiche lassen oder des=

avouiren, wie man auf diplomatisch sich ausdrückt, und hatte sich grollend in den allerentschiedensten Winter hineingeworfen.

Am Abende dieses Tages schien der alte Brummer ganz besonders übler Laune; er hatte den Mond und alle Sterne ausgeputzt, sich in seinen finstersten Nachtmantel gehüllt, seine dickste Wolkenmütze tief über die Augen heruntergezogen, und so schritt er, seine Schneelocken zornig schüttelnd und aus vollen Backen Nordsturm blasend, durch das Land, daß die Wälder ächzten unter dem Hauch seines Mundes und alles Leben erstarrte unter seinem eisigen Tritte.

In dieser Wintersturmnacht draußen im Freien zu sein, gehört offenbar nicht zu den angenehmsten Situationen dieses Lebens, und dies schien auch vollkommen die Ansicht des einsamen Wanderers, der sich quer über die Felder durch den Schneesturm kämpfte, bei jedem Schritte bis über die Waden einsank, und zur Abwechslung auch bis an die Hüfte in einen mit Schnee gefüllten Wässerungsgraben fiel; und bei jedem derartigen Plumpser brummte, lachte und fluchte er durcheinander, als sei er noch nicht ganz mit sich einig, ob er die Sache ernst oder spaßhaft nehmen solle.

Eben hatte er eine Hecke, die ihm den Weg versperrte, durchschritten, hatte sich auf der andern Seite durch einen Graben hindurch gearbeitet und stand pustend und sich schüttelnd auf einer kleinen Anhöhe: „Zum Henker", brummte er, „hatte es nicht für möglich gehalten; lauf schon zwanzig Jahre in dem Revier und muß gerade heute wie ein schneeblinder Esel im Felde herumtappen". Jetzt hielt er die Hand an's Ohr und lauschte. Da mag der Teufel etwas hören bei diesem lümmelhaften Sturme; ich muß weiter und müßte ich die ganze Nacht auf den Beinen sein. Das wäre ein Fressen für die Herren Holzdiebe, wenn sie morgen früh den Waldhüter Felix auf dem Schneefelde fänden, steif wie ein Eiszapfen; ich glaube, sie liefen alle mit meiner Leiche, die Hallunken". „Ho, ho", lachte er, „so weit sind wir noch nicht, der alte Felix ist noch da und sitzt Euch morgen wieder auf dem Nacken, nehmet Euch vor dem Felix in Acht." „Wo nur der Faßan bleibt?" unterbrach jetzt der Waldhüter sein Selbstgespräch und spähete in die greifbare Finsterniß hinaus, „pah! so finster wie in einer Kuh. Die Bestie wird irgendwo im Schnee stecken"; der Alte steckte zwei Finger zwischen die Zähne und that drei gellende Pfiffe; „Faßan! Hierrrein! Hier—r—r—rein!" Doch Pfiff und Ruf verhallten machtlos im Sturme. „Der Bursche wird gescheidter gewesen sein, wie sein

Esel von Herr und schon daheim hinter dem warmen Ofen sitzen", murrte er und wandte sich mißmuthig, um seinen mühevollen Marsch im Schnee fortzusetzen. Da leuchtete plötzlich ein Etwas wie ein Meteor durch die Nacht, eine grelle, blendende Helle, die nach fünf Sekunden wieder plötzlich in der tiefsten Finsterniß unterging. „Was Henker ist denn das?" rief der Alte erstaunt und starrte wie geblendet in die finstere Nacht hinaus. Jetzt wieder diese strahlende und plötzlich verschwindende Helle, dann ein eigenthümlich brummendes, grollendes Geräusch, zwei riesige rothglühende Augen leuchteten durch die Nacht und ein schwarzes Ungeheuer kämpfte sich schnaubend und keuchend durch den Sturm, von einer dichten Schneewolke umsprüht, einen ganzen Schneewall vor sich herschiebend und die Schneemassen zu beiden Seiten um sich herschleudernd, gerade gegen die Stelle heran, wo der Waldhüter seinen Monolog gehalten hatte. „Jesus, die Eisenbahn!" schrie er und wollte eiligst Fersengeld geben, aber schon hatte ihn eine Schneewelle gefaßt, um und um gedreht, und ehe sein Angstruf noch recht aus der Kehle war, hatte der arme Waldhüter einen unfreiwilligen Purzelbaum gemacht und lag bewußtlos und fußhoch mit Schnee bedeckt im Graben. Rasch wie sie gekommen verschwand die unheimliche Erscheinung, einen Sprühregen von Schnee hinter sich drein wirbelnd, ihr keuchender, schnaubender Athem verlor sich in der Entfernung im Toben des Sturmes, und dieser hatte im Nu die verhängnißvolle Stelle wieder so eben und glatt gefegt, als ob da nicht ein Menschenherz unter dem Schnee schlüge; und wahrlich, die Schläge dieses Herzens schienen gezählt, und wenn nicht schleunige Hilfe kam, so konnte das Gleichniß des Waldhüters vom Eiszapfen und dem Leichenbegängnisse leicht zur eisigen Wahrheit werden.

Jetzt glänzte wieder ein Licht durch die Nacht, aber es war nicht ein unheimlich leuchtender, greller Lichtblitz, wie er so eben dem alten Felix die Augen geblendet, sondern es entströmte mild leuchtend einem Fenster, das kaum zwanzig Schritte weit von der Stelle, wo der Waldhüter seine Turnerstückchen ausgeführt hatte, in dem Augenblicke geöffnet worden war, als das Ungethüm mit den rothen Augen vorüberbrauste. Unter der hellen Fensteröffnung erschien, scharf abgegrenzt gegen den lichten Hintergrund, die Gestalt eines Mannes, der spähend in den Sturm hinaushorchte. „Es ist nichts", sagte der Mann und drehte den Kopf halb nach der Stube zurück, „es ist nichts, der Schneepflug ist so eben vorübergefahren und der

wird's gewesen sein." Ueber der Schulter des Mannes zeigte sich jetzt ein weiblicher Kopf; „nein, nein", sagte das Weib, „ich sage Dir, Martin, ich habe es deutlich gehört, es war ein gellender Pfiff, ganz anders als die Lokomotive pfeift, und der Ruf einer menschlichen Stimme, wie ein Angstruf." „Pah", erwiederte der Mann, „der Sturm heult und pfeift durch das Kamin, als wenn hundert Teufel darin johlten, da hast Du freilich pfeifen hören. Prrh, eine abscheuliche Nacht; wenn die Schneewehe nicht nachläßt, kommt der Zug nicht durch, trotz dem Schneepfluge", und eben wollte er das Fenster wieder schließen, da hielt ihm das Weib den Arm fest, „stille", sagte sie, „hörst Du Nichts?" „Hörst Du Etwas?" fragte der Mann und bog sich lauschend aus dem Fenster hinaus. Es war ein eigenthümlicher Contrast; vor dem Häuschen sah man in der dichten Finsterniß Nichts, als das helle Fenster, als wäre dieses in der Luft aufgehangen worden; durch dieses, über den Kopf des Mannes hinweg, blickte man in eine erleuchtete, behaglich erwärmte Stube, grade auf eine Schwarzwälder Uhr, die an der gegenüberliegenden Wand hing und so lustig darauf los pickte, als spotte sie des lärmenden Gesellen da draußen, und eben warnte sie auf neun Uhr.

Draußen aber die undurchdringliche Finsterniß, die eisige Kälte und der heulende Sturm, und auf der endlosen Schneefläche ein einziger heller Fleck, wo das Fenster sein Licht hinwarf, und den Schatten des Mannes unter dem Fenster scharf auf den leuchtenden Schnee abzeichnete. Nun aber schlug außer dem Heulen des Sturmes und dem Picken der Wanduhr noch ein dritter Ton an die Ohren des lauschenden Ehepaares; er klang wie aus der Ferne, ein langgezogener Weheruf. Nein, es war keine Täuschung, jetzt erscholl er wieder und näher und näher, jetzt konnte man es deutlich unterscheiden, ein markerschütterndes Geheul und dann ein kurzes Bellen. „Es ist ein Hund, der seinen Herrn verloren hat und im Schnee herumirrt", sagte der Mann. Jetzt klang das Bellen ganz nahe, es huschte durch die Hecke, und ein großer schwarzer Hund, bis an den Bauch im Schnee watend, erschien im Bereiche des Lichtes, das dem Fenster entströmte. Die Nase hoch im Winde blieb der Hund stehen, als habe er die Fährte verloren und sei im Zweifel, wohin er sich jetzt wenden solle; wieder ließ er sein Klaggeheul erschallen, dann aber senkte er den Kopf, fuhr mit der Nase rasch wie der Blitz und im Zickzack auf der leuchtenden Schneefläche hin und her; auf einmal stieß er ein kurzes Bellen aus und wie rasend stürzte

er sich auf den glänzenden Fleck, warf den Schnee mit der Schnauze auseinander und scharrte mit den Pfoten, von Zeit zu Zeit den Kopf hebend und ein kurzes Freudengebell ausstoßend. „Da ist Etwas nicht richtig", sagte der Mann, der dem sonderbaren Manöver des Hundes aufmerksam zugesehen hatte, „und ich meine als, den Hund sollte ich kennen; Marianne, wir müssen hinaus und sehen, was es giebt", und rasch schloß er das Fenster. Zwei Minuten darauf trat der Mann aus dem Hause, gefolgt von seiner Frau, die eine brennende Laterne trug. „Faßan, bist du es?" rief er den Hund an, potz Schienenkloben und Schwellenholz, was treibst du da?" Der Hund, ohne sich umzusehen, antwortete nur durch ein ungeduldiges Knurren und wühlte weiter in dem Schneehaufen, in welchen er schon ein ansehnliches Loch gescharrt hatte. „Nun, da bin ich denn doch begierig, was das geben soll, ich glaube die Bestie ist toll." In dem leuchtenden Schnee zeigte sich jetzt ein dunkler Fleck, der Fleck wurde größer und größer, und der Aermel eines Tuchrockes und eine menschliche Hand kamen zum Vorschein. Bellend, heulend und winselnd warf sich der Hund auf diese Hand und leckte sie mit seiner warmen Zunge. „Weib, da ist ein Unglück", rief der Mann erschrocken, „da gilt's geschwinde, helfe mir den Schnee hinwegräumen!" In weniger als einer Minute war der Körper des armen Waldhüters vom Schnee befreit und sein bleicher Kopf lag in dem Schooße des jammernden Weibes. „Der alte Felix!" rief der Mann und leuchtete dem Verunglückten mit der Laterne in's Gesicht, „der Schneepflug hat ihn überfahren! Himmel, welch ein Unglück!" schrie das Weib und schlug die Hände zusammen, „Gott erbarme sich seiner armen Frau und seiner Kinder!" — „Halt's Maul, jetzt ist nicht Zeit zum Jammern, ich sehe kein Blut und sein Herz schlägt noch, er ist nur betäubt, reibe ihn mit Schnee, ich hole einen Schluck Branntwein." Dank den Bemühungen des wackern Ehepaares, das ihm Stirne, Schläfe und Brust eifrig mit Schnee rieb und ihm einige Tropfen Branntwein einflößte, und des treuen Hundes, der wie toll um die Gruppe herumsprang, heulte und bellte und dann auf seinen Herrn losstürzte und ihm Gesicht und Hände leckte, schlug dieser nach wenigen Minuten die Augen auf. Er reckte und streckte sich, schaute etwas verwirrt und erstaunt um sich, griff dann instinktmäßig nach dem Glase Branntwein, das ihm der Mann unter die Nase hielt und leerte es mit einem Zuge. „Prrh! Was zum Henker ist denn das? wo bin ich und was treibt Ihr mit mir?" „Ho, ho!" lachte der Mann, „er trinkt und flucht wieder, da ist's

nicht so gefährlich." „Gott Lob und Dank", rief die Frau und faltete die Hände; „ich hätte nie geglaubt, daß mich der alte Felix mit seinem Fluchen noch so erfreuen könnte!" — „So, Ihr seid's?" sagte der Waldhüter und suchte sich auf die Beine emporzuarbeiten, „und jetzt besinne ich mich, ich glaube, der verteufelte Schneepflug hat mich da in den Schnee hineingelegt."

In dem warmen Stübchen des Bahnwärters Martin hatte sich der alte Waldhüter bald wieder von seiner Betäubung und seinem Schrecken erholt, und nachdem er sich überzeugt hatte, daß er ganz unverletzt geblieben, und nachdem er Arme und Beine ausgereckt und gesagt hatte: „Gottlob, es ist noch Alles im Scharnier", und nachdem er endlich und schließlich noch ein Glas Branntwein, seine Universal-Medizin für alle Schäden, getrunken und seine Pfeife gestopft hatte, streckte er sich behaglich in den Großvaterstuhl hinter dem Ofen und meinte lachend: „so, jetzt noch ein Stündchen Ruhe, bis mir die Steifheit aus den Knochen ist, und bis der lärmende Lümmel da draußen sein ungewaschenes Maul hält, dann marschire ich wieder wie ein Alter und meine Margreth daheim soll mir Nichts anmerken; für dießmal ist's noch gut genug ausgefallen."

„Ja, ja, für dießmal", erwiederte der Bahnwärter, „aber es hätte können schlimmer werden, es hat noch selten Einer so nahe Bekanntschaft mit dem Schneepfluge gemacht, ohne daß er ein paar Rippen oder den Hals gebrochen hätte, Ihr könnt von Glück sagen, Felix." —

„Nun ja", entgegnete dieser, und streichelte liebkosend seinen Hund, der seinen Kopf auf seines Herrn Knie gelegt hatte und ihn aus seinen treuen Augen unbeweglich anschaute, „nun ja, er hat mich noch ziemlich sanft behandelt; aber ohne Euch und meinen Faßan hier hätte ich am Ende doch zu Grunde gehen müssen. Hol' mich der Teufel, ich werd's Euch nie vergessen, Euch und dem Faßan."

„Pfui, Felix", rief die Frau vorwurfsvoll, „wie mögt Ihr nur so gräulich fluchen und seid erst einer Todesgefahr entronnen, Ihr solltet Gott danken für Eure Rettung und Euch das abscheuliche Fluchen abgewöhnen."

„Marianne", sagte der Alte mit bewegter Stimme und faßte die Hand der Frau, „Ihr thut mir Unrecht, wenn Ihr meint, ich sei ein solch undankbarer Schuft; mein Herz ist von Dank erfüllt gegen unsern Herr Gott dort droben, für Alles, was er mir in dieser Stunde gethan, und mein Weib und meine Kinder sollen ihm

heute Nacht noch auf den Knien danken für seine Gnade, aber das Fluchen, — nun das bischen Fluchen muß er mir schon nachsehen, denn wißt Ihr, ich kann nicht anders, und wenn Einem Etwas auf dem Herzen liegt, so bringt man's am besten herunter mit so einem Kraftworte; ist's nicht so, Martin?"

„Nun ja, Etwas ist daran", lachte der Bahnwärter, „und ich habe früher auch gemeint, es müßte so sein, aber meine Alte da hat mir's abgewöhnt, und wenn mir jetzt ein Kreuz-Donnerwetter auf der Zunge liegt, so verwandle ich's in ein Potz Schienenkloben und Schwellenholz, und es thut's auch, ich kann's Euch versichern."

„Nun, nun", sagte der Waldhüter, Euch zu Liebe wollte ich's schon probiren, und wenn's ein Potz Tannenzapfen und Forstinspektor eben so gut thät', wie ein Kreuz-Fahnen-Sapperment, mir sollt's schon recht sein, nicht wahr Faßan? uns kann's schon recht sein." — „Doch, was habt Ihr vor", setzte er hinzu, als er sah, daß der Bahnwärter seinen Mantel anzog, seine Mütze aufsetzte und die brennende Laterne in die Hand nahm, „ich glaube gar, Ihr wollt hinaus?"

„Ja, meine Bahn begehen."

„I, Ihr werdet doch kein Narr sein?"

„Doch, doch, ich muß die Bahn nachsehen, in einer halben Stunde kommt der Zug."

„Zum Henker .... zum Tannenzapfen wollt' ich sagen, was wollt Ihr denn da draußen machen im Sturm und Schnee?"

„Ich thue meine Pflicht, antwortete ernst der Bahnwärter."

„Pflicht?" lachte der Waldhüter und zuckte die Achseln, „glaubt Ihr, ein einziger Bahnwärter auf der ganzen Linie ist ein solcher Esel und stolpert heute Nacht im Sturm und Schnee auf der Bahn herum? Und Ihr wollt ein solcher Esel sein und wollt es thun, während der Inspektor und der Bahnmeister daheim in ihren warmen Nestern liegen? Ha, ha, ich denke sie kontroliren Euch nicht in dieser Nacht."

„Mag sein, und geht mich nichts an", entgegnete der Bahnwärter und griff nach der Thürfalle, „ich bin ein alter Soldat und weiß, was ich zu thun habe auch ohne Controle und damit Gott befohlen."

„Martin", sagte jetzt das Weib und sah ihrem Manne sorgenvoll in's Gesicht, „es ist eine gar so abscheuliche Nacht, „der Felix

hat Recht, bleibe nur diesmal da, thue mir's zu Liebe, es wird nicht gerade heute Nacht Etwas passiren."

„Potz Schienenkloben und Schwellenholz", rief der Bahnwärter ungeduldig und machte sich fast unsanft von der Hand seiner Frau los, „mische Dich nicht in meinen Dienst, ich leide es nicht; es wird Nichts passiren heute Nacht? woher weißt Du denn das so sicher? Und wenn auch, nur um so besser; und jetzt hört mich, ich will Euch zum Abschiede noch zwei Worte sagen. Man hat mir diesen Posten anvertraut und man bezahlt mich dafür, und ich will als alter braver Soldat meine Pflicht thun in Ehren und bis an's Ende; und ich meine so in meinen Gedanken, dieser Posten sei der wichtigste auf der ganzen Bahn, wichtiger selbst als dem Direktor und dem Inspektor seiner, so ist meine Ansicht, und wenn ich auf diesem Posten meine Pflicht nicht thue und ein gewissenloser fauler Hund bin, so muß Alles zu Grunde gehen, so stelle ich mir vor, und wenn Alle so dächten und Jeder sich für den Wichtigsten hielte, in meinem Sinne, so wäre Alles wohl bestellt im Staate, so denke ich, und nun noch einmal Gott befohlen, und höret Ihr, Ihr alter Sünder von einem Waldhüter", setzte er hinzu und drohte halb lachend mit dem Finger, „wenn Ihr mir noch einmal so überzwerch in meine Sache hineinredet, so soll mir's fast leid thun, daß ich Euch in Eurem Schneeloch da draußen nicht habe steif werden lassen", und damit verließ der Bahnwärter rasch die Stube.

„So geht denn in's drei .... Forstinspektors Namen, Ihr alter Brummbär", rief ihm der Waldhüter nach, „ich will mich einstweilen für Euch wärmen."

Der Alte hatte seine Pfeife an der Oellampe angezündet und sich wieder behaglich hinter den Ofen gesetzt; die Frau hatte ihr Spinnrad zur Hand genommen und sich neben den Tisch niedergelassen. Im Zimmer herrschte tiefe Stille, nur unterbrochen von dem Picken der Wanduhr, dem Schnurren des Rädchens und dem Geräusche, mit welchem der alte Waldhüter die Rauchwolken aus seiner kurzen Pfeife stieß. Draußen aber tobte der Sturm mit erneuter Wuth, daß das leichtgebaute Häuschen zitterte und die Fenster klirrten.

„Marianne", sagte jetzt der Alte nach einer Pause, „Euer Martin ist ein braver Mann, und ich schäme mich ordentlich, daß ich vorhin so dummes Zeug geschwatzt habe."

„Das weiß Gott", erwiederte das Weib, und netzte den Faden,

„er ist ein braver Mann, vergelt's ihm der Himmel, was er an mir thut und an den Kindern."

„Aber ein harter Dienst ist's doch", fuhr der Waldhüter fort, „und gar im Winter ist's ein schlechter Spaß."

„Ja, wenn's nur das wäre", sagte das Weib und seufzte tief, „aber so . . . ."

Wieder nach einer Pause sagte der Alte und spritzte zwischen den Zähnen eine Ladung Tabakssaft nach dem glühenden Ofen, daß dieser über diese unzarte Behandlung laut aufzischte, „höret Marianne", sagte er, „Euch drückt Etwas, ich seh' es wohl, und Ihr netzet Euren Faden nicht nur mit Wasser, es sind auch Thränen darunter. Habt Ihr kein Zutrauen zu mir?"

„Doch, Felix", erwiederte das Weib, „ich weiß, Ihr meint's gut mit uns und Ihr sollt Alles wissen, helfen aber, das könnt Ihr nicht; da leset", und damit griff sie in die Schurztasche, holte ein gefaltetes Papier heraus und reichte es dem Waldhüter über den Tisch, dann aber ließ sie den Kopf auf die Brust sinken und weinte stille vor sich hin.

Der Alte hatte sich eine große Messingbrille auf die Nase gesetzt und war an die Lampe getreten, um zu lesen.

„Was, Donnerwetter", fluchte er, — verzeiht, Marianne, aber da reichen der Forstinspektor mit sammt den Tannenzapfen nicht mehr aus, — ein Zahlungsbefehl! — und auspfänden will Euch der reiche Schuft? Ich bringe ihn um, so wahr ich Felix heiße."

„Ja", schluchzte das Weib, „auspfänden; auf Weihnachten wird uns unsere einzige Kuh weggenommen und wir müssen zu Grunde gehen den harten Winter hindurch."

„Was", schrie der Waldhüter, „der reiche Meirer? der reichste und frömmste Mann in der Stadt? ein Kerl, der in einer Million herumschwimmt, und dem die Bibelverse so geläufig sind, als meinem Faßan das Bellen? der den Armen, die vor seiner Thüre betteln, statt einem Stückchen Brod, ein Traktätchen schenkt und seinen Segen und von dem alle Finger lang milde Stiftungen in der Zeitung stehen? der will Euch auspfänden wegen lumpiger hundert Gulden?"

„Den soll ja . . . . ." und der Waldhüter schrie sich in eine solche Aufregung hinein, daß er mit der Faust auf den Tisch schlug und die Lampe einen Hopser machen ließ, „das nimmt mir auf einmal alle Steifheit aus den Knochen; das darf nicht sein, — der Martin, so ein braver Mann, — da muß geholfen werden."

„Ich habe immer gehofft, von Tag zu Tag“, klagte die Frau unter strömenden Thränen, ich habe auf Gott vertraut, daß er meinem braven Manne beistehe, denn Ihr wißt, wir sind ohne unser Verschulden in's Unglück gekommen; die unglückliche Bürgschaft, die mein Mann geleistet, und dann meine lange Krankheit, wir konnten uns nimmer helfen; da haben wir das Geld aufgenommen. Jetzt aber habe ich die Hoffnung aufgegeben; wer sollte uns auch beistehen? Ihr habt wohl den guten Willen, Felix, aber Ihr seid ja selber arm und müßt Euch kümmerlich durchschlagen; wir sind von Gott und von der Welt verlassen“, und die arme Frau schlug die Hände vor's Gesicht und schluchzte, daß es ihr förmlich Herzstöße gab.

„Nun, nun, beruhigt Euch“, tröstete der Waldhüter und zog dem trostlosen Weibe sanft die Hände vom Gesichte; „unser Herr Gott läßt einen nicht so bald im Stiche, schaut, ich bin schon ärger in der Patsche gewesen, und bin immer wieder auf die Beine gekommen; nun nun, so heult nur nicht, Ihr macht Eurem braven Manne nur das Herz noch schwerer. Ich bin nur ein armer Kerl, und Alles rings um uns ist arm zum Bluten, aber wir Arme wir wollen zusammenstehen, von den Reichen dürft Ihr nichts hoffen, wißt Ihr, die kennen's nicht, wie's Unsereinem thut, wir aber kennen es, daß Gott erbarm, und darum helfen wir einander. Morgen laufe ich von Haus zu Haus und ich werde auch noch ein paar Gulden finden irgendwo in einem alten Strumpfe, ja, ja, ich glaube meine Alte hat so einen heimlichen Schatz in ihrem Strohsacke; und so denke ich wird's am Ende doch gehen, ja, ja, es wird schon“, und dabei faßte er die Frau unter das Kinn und hob ihr den Kopf in die Höhe und sie schaute ihn durch Thränen an und lächelte wieder, „so ist's recht, Ihr seid eine wackere Frau, nur Muth; und jetzt will ich gehen, es leidet mich nimmer länger hier, der reiche Augenverdreher hat mir die Knochen wieder ganz gelenkig gemacht, und nun Gott befohlen.“

Die Frau war aufgestanden und hatte die rauhe Hand des Waldhüters gefaßt und schaute ihm mit dankerfüllten Augen in's Angesicht. „Felix“, sagte sie, „Ihr habt jetzt gesprochen wie ein Engel vom Himmel, und wenn Ihr nicht so gräulich fluchen thätet, so würde ich sagen, Ihr seid einer; aber meinem armen Herzen habt Ihr Trost gegeben, o es thut Einem so wohl, wenn man im Unglücke Theilnahme findet, und ich danke Euch von Herzen, Felix, auch wenn Ihr uns nicht helfen könnt.“

„Noch Eins“, sagte der Felix, „war Euer Mann, der Martin,

schon bei dem reichen Filze und hat ihn um Nachsicht und Aufschub gebeten?"

„Ja wohl, Felix, er war dort, er hat den sauren Gang gemacht, er hat aber keinen Trost mit nach Hause gebracht. Der Herr Meirer war wohl recht freundlich mit meinem Manne und mein Mann hat sich setzen müssen und ein Bedienter mit goldenen Borden am Rocke hatte ihm ein Glas Wein gebracht, und der Martin war schon voll freudiger Hoffnung. Als er aber sein Anliegen vorbrachte und als der Herr Meirer hörte, daß wir nicht zahlen können, da wurde der Herr zwar nicht böse und ist ganz sanft geblieben und freundlich, aber er hat viel geschwatzt von seinen Pflichten und von seinen Grundsätzen in der Art Geldsachen und wie es ihm leid sei, Nichts thun zu können, ja recht leid, aber er habe die 100 Gulden für einen frommen Zweck bestimmt, und da werde mein Mann wohl einsehen, daß es nicht gehe, und überhaupt, er habe die Sache gar nicht mehr in Händen, er habe sie seinem Advokaten übergeben und könne Nichts mehr machen. Mein Martin solle es als eine Schickung Gottes ansehen und sich in Demuth beugen, denn wen der Herr lieb habe, den züchtige er. Und so riß er mit aller Sanftmuth und frommen Redensarten meinem armen Manne eine Hoffnung um die andere aus dem Herzen, und als der Herr seinen Bedienten rief und sagte: Lieber Johann, mache dem guten Manne die Thüre auf, da taumelte der Martin zur Thüre hinaus und die Treppe hinunter, er wußte selbst nicht wie, und als er auf der Straße stand und schaute an des reichen Mannes glänzenden Fenstern hinauf, da war sein Herz voll bitterer Verzweiflung.

„Nun", grollte der alte Felix und biß grimmig die Zähne zusammen, „unser Herr Gott wird ihn auch noch einmal lieb haben und züchtigen, den fetten Sünder, ich will's noch erleben. Aber man muß die Hoffnung noch nicht aufgeben, ich kann nicht glauben, daß er gar so schlecht ist, ich will selber zu ihm gehen, nächsten Sonntag will ich's thun, wenn er gerade aus der Kirche kommt, vielleicht ist sein Herz dann mitleidiger gestimmt, und ich will mich zusammennehmen und ganz demüthig und einfältig vor ihn hintreten und will zu ihm sagen: Lieber Herr, will ich sagen, habet doch ein Einsehen von wegen dem Martin, Ihr seid ein so guter und frommer Herr, will ich sagen, ja das thue ich und müßte ich daran ersticken, und der Martin ist auch so ein braver Mann, und wenn Ihr den wollt zu Grunde richten, so soll Euch ein siedig Donnerwetter . . . . .

Mitten in seinen frommen Vorsätzen aber wurde der gute Waldhüter auf eine sehr überraschende Weise unterbrochen. Der Sturm draußen hatte einen Augenblick geschwiegen, als wolle er Athem schöpfen zu einem neuen Anrenn; jetzt aber fiel er mit einer solchen Wuth über das arme Häuschen her, daß es in allen Fugen ächzte und krachte; das eine schlechtgeschlossene Fenster fuhr auf, daß die Scheiben klirrend in die Stube flogen, von draußen her hörte man durch den Sturm einen dumpfen, donnernden Fall, und auf dem Dache des Häuschens polterte und prasselte es, als wolle das Dach in die Stube herabstürzen. „Jesus, was ist das?“ schrie die Frau und hielt die Hände vor die Augen.

„Das Kamin ist eingestürzt und hat das Dach durchgeschlagen“, rief der Waldhüter, „wo sind Eure Kinder?“

„Gott, meine Kinder“, kreischte das Weib und stürzte nach der Thüre, die nach der Speichertreppe führte, „sie schlafen unter dem Dache.“ Da aber polterte es die Treppe herunter, die Thüre ward aufgerissen und ein derber Junge von 16 Jahren im tiefsten Negligé, auf dem einen Arm einen Haufen Kleider, auf dem andern einen kleinen Burschen von 4 Jahren tragend und gefolgt von zwei andern Blondköpfen, die auch nicht gerade ballmäßig angekleidet waren, stürmten lärmend und erschrocken in die Stube. „Mutter, das Dach ist eingestürzt, gerade neben unserer Kammer, wie sind wir erschrocken, wir haben gemeint, das Haus wolle zusammenfallen“, rief der älteste Bube und setzte seinen kleinen Bruder auf den Tisch; dieser aber strampelte mit den Beinen und klatschte in die kleinen Hände und schrie aus vollem Halse: „Pelznickel ist kommen, Pelznickel ist kommen, jetzt kommt auch bald das Christkindle, juchhe!“ Die Mutter hatte ihren kleinen Liebling auf den Arm genommen und mit Küssen bedeckt, „ja das liebe Christkindle hat Euch behütet, ihm sei Preis und Dank.“

„Was ist aber der Martin für ein Fürchtebutz“, schrie der achtjährige Heiner und schwang triumphirend einen alten Besenstiel, „der ist gleich davon gelaufen und hat mir nicht einmal helfen wollen den Pelznickel durchprügeln, o der Martin, lacht ihn aus!“

„Ja, ja, Du bist ein tapferer Bursche“, lobte der Waldhüter und streichelte dem Heiner den blonden Lockenkopf, „aber jetzt, ihr Hemdklunker“, setzte er hinzu und patschte in die Hände, „marsch mit Euch hinter den Ofen und die Kleider angezogen, denn heute Nacht ist's doch nichts mehr mit dem Schlafen.“

Der alte Felix hatte das zerbrochene Fenster geschlossen und

seinen Mantel davor gehängt, denn der Laden allein war nicht im Stande, den Sturm abzuhalten, der das Licht der Lampe auszulöschen drohte, und die Mutter war gerade beschäftigt, die Kinder anzukleiden, da hörte man draußen ein Stampfen und Trappen, die Stubenthüre wurde hastig aufgestoßen und der Bahnwärter Martin, bleich und aufgeregt, stürzte athemlos in das Zimmer.

„Weib", keuchte er, „rasch die Pechpfanne, die Pechkränze."

„Um Gotteswillen, was giebt es?" schrie diese.

„Rasch, rasch, oder es giebt ein gräßliches Unglück." Mit diesem Rufe stürmte er in die Kammer nebenan und kehrte im Momente zurück, beladen mit zwei Pechpfannen und mehreren Ringen Pechkränzen. Während er hastig die eine Pfanne mit Pechkränzen füllte und dieselben an der Lampe in Brand steckte, daß ein schwarzer Qualm die Stube verfinsterte, stieß er in raschen, abgebrochenen Sätzen hervor: „Marianne, Felix, helfet, sonst ist Alles verloren; nehmet Schaufel, Pickel, Axt und Säge und folget mir so rasch Ihr könnet", und zu seinen zwei ältesten Söhnen gewendet, rief er diesen zu: „Martin und Frieder, jeder von Euch nimmt ein Beil und begleitet die Mutter, aber rasch, rasch!" und er stürmte mit der brennenden Pechpfanne wieder zur Thüre hinaus.

„Jesus, welch' eine Nacht", seufzte die Frau, dann aber wurde in der Stube kein weiteres Wort mehr gesprochen; in einer halben Minute waren der alte Felix, des Bahnwärters Frau und die beiden ältesten Söhne mit Werkzeugen aller Art beladen, und eilten ebenfalls in's Freie hinaus. In der Stube war es wieder stille geworden. Der Faßan hatte sich bei dem Lärm von seinem Lager hinter dem Ofen gähnend erhoben, sich aber bald wieder, die Schnauze zwischen den Vorderpfoten, mit dem festen Vorsatze zur Ruhe gelegt, sich heute Nacht durch Nichts mehr stören zu lassen, es müßte denn sein, daß sein Herr ihn als Belohnung für seine Heldenthaten mit einem Kalbsbraten regaliren werde, welchen Fall sich jedoch besagter Faßan, als kaum wahrscheinlich, aus dem Kopfe zu schlagen suchte. Der kleinste Bube hatte sich hinter den Ofen verkrochen und weinte, „wo ist die Mutter hin? Pelznickel wird wieder kommen." — „Sei stille", tröstete der achtjährige Heiner und erhob drohend seinen Besenstiel, „Pelznickel soll nur kommen, ich will ihm ....." dann nahm er sein Brüderlein auf den Schooß und schaute nachdenklich vor sich hin. Nach einer Weile stand er auf, als sei er mit sich in's Reine gekommen, was da zu thun sei. „Hans", sagte er, „wir müssen auch helfen, der Vater und der

Felix werden ohne uns nicht fertig, ich weiß schon", und damit schleppte er aus der Nebenkammer eine große Zimmermannssäge und eine Schaufel herbei. „Da, Hans", sagte er, „nimm die Schaufel und komm", und eilte, die Zimmermannssäge hinter sich drein schleppend, der Thüre zu. Der kleine Hans nahm den Schaufelstiel zwischen seine kleinen Beine, wie ein Steckenpferd. „Hü, Roß!" rief er und folgte seinem Bruder in die kalte Nacht hinaus. — Der Faßan, da er sich im alleinigen Besitz der Stube sah, knurrte behaglich vor sich hin und verfiel in ein träumerisches Sinnen über die Frage, ob er einem Nierenbraten oder einem Bruststücke mit Knorpeln den Vorzug geben solle.

Der Sturm, als hätte er in seinem letzten Angriffe seine ganze Wuth und mit ihr seine Kraft erschöpft, hatte sich gelegt und einer vollkommenen Windstille Platz gemacht; mit dem Sturme hatte sich auch die eisige Kälte gebrochen, und die Schneeflocken fielen langsam und schwer vom Himmel nieder, aber noch war es so finster, daß man die Hand vor den Augen nicht sehen konnte. Der Schneepflug hatte tüchtig vorgearbeitet und die Eisenbahn ziemlich von der Schneelast befreit, so daß die Schienen nur wenig bedeckt waren. Auf dem Bahndamme nun wanderten eiligen Schrittes der alte Felix, die Frau und die beiden Söhne dem Glanze der Pechpfanne nach, die in einiger Entfernung vor ihnen her durch die finstere Nacht leuchtete. Gesprochen wurde nicht viel, Eines trabte schweigend hinter dem Anderen drein, und nur der Waldhüter, der an der Spitze marschirte, gab hie und da einen aufmunternden Zuspruch zum Besten: „Ho, ho, Bursche, wacker zugeschritten, denn es gilt, hat der Vater gesagt. So, Marianne, stützet Euch auf mich, nur herzhaft, ich kann's ertragen. Martin, nimm Deiner Mutter das schwere Hebeisen ab, es liegt leichter auf Deinen jungen Schultern."

Jetzt sah man auf einmal statt des einen Fackellichtes zwei vor sich, das eine wanderte weiter und das andere schien stehen zu bleiben. Nun war man dem stehenden Lichte nahe gekommen; es war eine brennende Pechpfanne, die seitwärts in einem Schneehaufen stak, und mit ihrer flackernden und in dem fallenden Schnee sprühenden Flamme beleuchtete sie einen Gegenstand, der schwarz und riesig die Bahn zu sperren schien. „Was ist das?" rief der alte Felix und schritt mit verdoppelter Eile vorwärts; noch zwanzig Schritte und die erstaunte Gesellschaft stand vor einer mächtigen Pappel, die quer über den Schienen lag, auf der einen Seite die

gebrochenen Wurzeln gegen den Himmel streckte und auf der anderen Seite mit ihrem Gipfel weit in das Schneefeld hinausreichte. „Potz Forstinspektor und Tannenzapfen", rief der Waldhüter und kletterte auf den Stamm des Baumes hinauf, der ihm fast bis an die Brust reichte, „das ist eine saubere Geschichte. Das war derselbige Windstoß, der uns das Kamin auf die Köpfe geworfen. Der Zug kann jeden Augenblick kommen, und wenn der auf den verhenkerten Klotz stößt, so giebt's ein furchtbares Unglück. Hollah, Bursche", rief er jetzt, sprang von dem Baume herunter und schwang seine Axt, „hollah Jungens, Axt und Beil zur Hand und tüchtig drauf los, haut die Aeste und Zweige weg, drauf, daß die Funken davon fliegen", und von drei paar kräftigen Armen geschwungen klangen Axt und Beil, und Aeste, Zweige und Holzsplitter flogen umher. Die Bahnwartsfrau stand starr vor Schrecken und schaute wie gedankenlos in das tolle Treiben; sie hatte die Hände gefaltet und bewegte leise die Lippen wie im Gebet. „He da, Frau Marianne", rief der Alte und schüttelte die Frau sanft am Arme, „jetzt ist es nicht Zeit zum Beten, das könnt Ihr später besorgen, schaffet jetzt die Aeste aus dem Wege, aber gebt Acht, daß Ihr nicht getroffen werdet; so, so, es geht, nur zu, Ihr Bursche, lustig eingehauen; wir thun, was wir können und unser Herr Gott wird ein Einsehen haben."

In diesem Augenblicke nahte Bahnwart Martin eilenden Laufes und von Schweiß triefend von der anderen Seite. „Bravo!" rief er schon von weitem, brav Felix, das ist wacker von Euch. Haltet nur einen Augenblick und horchet auf, was ich sage", und der Mann lehnte sich erschöpft an den Stamm der Pappel und wischte sich die glühende Stirne. „Der Zug sollte schon da sein", stieß er, nach Athem ringend, hervor, — der Schnee hat ihn aufgehalten,— muß aber gleich kommen; — habe tausend Fuß von da meine Pechpfanne als Signal aufgestellt, Ihr könnt sie von da brennen sehen, — ich laufe gleich wieder zurück, denn dort ist mein Posten. Wenn der Lokomotivführer seine Pflicht thut und aufpaßt, so kann Alles gut werden, wenn er aber hinter seinem Schutzbrette steht und sich die Kapuze über die Augen gezogen hat, wegen dem Schnee, dann möge Gott dem Zuge gnädig sein. Ihr aber hauet Aeste und Zweige los und säget den Gipfel der verdammten Pappel ab, daß wir sie leichter mit der Lokomotive auf die Seite schleppen können, denn anders geht's doch nicht. Das ist's, was Ihr zu thun habt, Gott aber muß das Uebrige thun."

„Recht, recht", erwiederte Felix und griff wieder zu der Axt, „machet nur, daß Ihr fortkommt".

„Ihr habt doch eine Trummsäge?" rief der Bahnwärter noch einmal zurück.

„Eine Trummsäge?" fragte der Alte, „ja freilich! Martin, wo hast Du die Trummsäge?"

„Ich habe sie nicht", rief der älteste Sohn, „der Frieder muß sie haben."

„Ich habe sie auch nicht", antwortete dieser, „ich habe geglaubt, der Felix hätte sie".

„Da schlag der Donner drein", fluchte der Waldhüter, „vergessen; Marianne, laufet was Ihr könnt und holet die Trummsäge."

„Da habt Ihr eine Trummsäge", schrie der kleine Heiner und kam daher gekeucht, eine schwere Zimmermannssäge im Schnee hinter sich drein schleppend, „da habt Ihr eine Trummsäge", sagte er noch einmal und ließ die Säge dem alten Felix vor die Füße fallen, „ich hab's wohl gedenkt, daß Ihr nicht fertig werdet ohne mich und den Hans."

„Blitzbube", rief der Bahnwärter und sprang über die Pappel, „wie kommst Du daher? Wo ist der Hans?" „Der Hans? dort hinten kommt er und bringt eine Schaufel."

„Ho, hoo!" lachte der alte Felix, „Teufelsbuben, denen steckt's im Blute." Die Mutter aber voll banger Sorge lief ihrem Lieblinge entgegen und rief angstvoll: „Hans, Hans, wo bist Du?"

„Hü, Roß", antwortete eine Kinderstimme, und der kleine Hans kam auf seiner Schaufel wacker durch den Schnee daher geritten. „Oha!" rief er jetzt und lachte seine Mutter an, die ihn auf ihre Arme nahm und an ihre Brust drückte.

„Du Angstkind Du", rief sie und hüllte den kleinen Reiter liebkosend in ihr warmes Halstuch.

Der Bahnwärter küßte seine wackern Buben und wischte sich mit der Faust über die Augen, „Gott segne Euch, Ihr Bursche, Ihr werdet einmal brave Bahnwärter werden. Jetzt aber, Mutter, nimm die Kinder in Acht, und Ihr Andern thut Eure Schuldigkeit und Gott mit Euch", und der Mann verschwand im Dunkel der Nacht.

Weitere zehn Minuten hatte der Waldhüter mit seinen jungen Gehilfen emsig und schweigend gearbeitet, da hielt er ein, horchte in die Nacht hinaus und rief: „Halt da, ich höre Etwas", und aus

der Ferne tönte das dumpfe Rollen des nahenden Zuges. „Achtung, ich höre den Zug!"

„Ich sehe noch nichts", erwiederte die Frau und hielt die Hand über die Augen.

„Wird schon kommen", brummte der Waldhüter, „jetzt schnell zu mir her, auf die Seite, nehmet die Kinder in Acht."

„Ich sehe die rothen Augen", schrie der junge Martin, „sie müssen schon ganz nahe beim Vater sein, er schwenkt seine Fackel schon."

„Donner, sie sind blind und sehen sie nicht", murrte der Alte und faßte krampfhaft den Stiel seiner Axt. Noch eine Sekunde bangen Schweigens, dann tönte ein dreimaliger gellender Pfiff durch die Nacht. „Gelobt sei Gott", schrie der Alte und schwang die brennende Pechpfanne über seinem Haupte, daß ein glühender Sprühregen um ihn her flog. „Jetzt schreiet und brüllet, was Ihr Athem habt, Hurrah! Ho, ho! Halt, Ahoi!"

„Ha, ha, ha", lachte der kleine Hans auf dem Arme seiner Mutter, und patschte in die Hände, „Pelznickel kommt, Pelznickel kommt, Hans ist brav wesen!"

Jetzt schoß das schwarze Ungethüm mit den rothen Augen und dem glühenden Athem durch die Nacht daher, ein zweiter gellender Nothpfiff, und man hörte die Bremsen kreischen und sah die Funken von den Rädern fliegen, jetzt war es ganz nahe, aber mit schon sehr gemäßigter Eile, noch einmal schwang der alte Felix seine Fackel und brüllte sein „Halt, Ahoi!" und die Lokomotive stieß noch mit ziemlicher Gewalt auf die Pappel, daß die Wagen krachten und aus ihrem Innern ein Schreckensschrei erscholl, dann stand der Zug stille.

Wenn aber auch der Wagenzug zur Ruhe gekommen war, so wurde es dagegen im Innern der Wägen desto lebendiger. Alle Wagenfenster waren mit Köpfen besetzt, und ängstliche, zornige, bittende und drohende Stimmen schrien und kreischten durcheinander: „Herr Kondukteur!" — „Herr Zugmeister!" — „was ist passirt?" — „aufgemacht!" — „was war das für ein Stoß!" — „warum halten wir?" und selbst eine Gesellschaft von Ochsen und Kühen, die sich in einem besonderen Wagen zusammengefunden hatte, fühlte sich berechtigt, hier ein Wort mit drein zu reden und gab ihren Unwillen durch die entschiedensten „Muh's" und Bläh's" zu erkennen.

„Meine Herren und Damen, beruhigen sie sich", rief der Zugmeister und eilte an dem Wagenzuge hin und her, überall beschwichtigend und zur Ruhe ermahnend, „es ist Nichts, es ist ein Hinderniß im Wege, wird aber bald beseitigt sein, durchaus keine Gefahr!

Meine Herren und Damen, sitzen bleiben, der Zug geht zurück." — Stephan, retour!" rief er dem Lokomotivführer zu, und der Zug bewegte sich langsam einige Dutzend Schritte rückwärts."

„Kondukteur", schrie ein Engländer aus einer ersten Wagenklasse heraus, „ick uollen aben eine Beschuerde-Buck, ick uollen klagen, my lady aben gestoßen sein Nas, sein uorden misserabel ganz, god dam!"

„Ouvrez-là, ouvrez-là", brüllte ein rabiater Franzose und fuhr mit dem Kopfe aus dem Wagenfenster und rüttelte an der Wagenthüre, „tonnerre de dieu! Aufmacken! Oh, ces Allemands, qu'ils sont des bêtes!"

„Ja wohl", rief der alte Felix, der eben vorüber eilte und lachte, denn er hatte seine gute Laune wieder bekommen, und da er anno 15 als Tambour in Paris drin war, so hatte er den Franzosen wohl verstanden; „ja wohl, Herr Parlez-vous", und ließ seine Schaufel so nachdrücklich auf den schwarzen Cylinder des Weinreisenden fallen, daß ihm dieser bis auf die Schultern über den Kopf hineinfuhr. „Aux meurtriers, aux meurtriers," brüllte der Franzose mit halberstickter Stimme unter seinem Hute hervor und fuhr mit dem Kopfe in den Wagen zurück, wo er von seinen lachenden Mitreisenden aus seiner unfreiwilligen Umhüllung befreit wurde: „ick werde aben Satisfaktion, foudre! la grande nation sein beleidigt in mir, ick werden gehen zu ambassadeur français!"

„Herr Zugführer", rief jetzt aus einem andern Wagen ein Herr mit einer goldenen Brille auf der Nase und einem feingeschnittenen Gesichte, das die orientalische Abstammung nicht verläugnen konnte, „Herr Zugmeister, auf ein Wort, wir sind hier eine Gesellschaft Herren und möchten gerne mit Hand anlegen, wenn's nöthig ist, lassen Sie uns aussteigen und sagen Sie uns, was wir zu thun haben."

„Mit Vergnügen", sagte der Zugmeister höflich und öffnete die Wagenthüre, „ich nehme Ihre Hilfe mit Dank an", und aus dem Wagen stieg eine Gesellschaft von 10 bis 12 Herren und eilte vorwärts nach dem Schauplatze der Thätigkeit.

Hier waren noch mehrere Fackeln angezündet worden, welche die Nachtscene hell beleuchteten; um die alte Pappel wimmelte es wie in einem Ameisenhaufen, nur mit etwas weniger Ordnung, denn das Zugspersonale, die Passagiere, Alles rannte durcheinander und gegen einander, Einer hinderte den Andern, Jeder wollte befehlen und Keiner wußte, was er zu thun habe, es war eine gräuliche

Verwirrung. „Achtung, Ruhe!“ schrie der Bahnwärter Martin und schwang sich, eine Fackel in der Hand, auf den Stamm der Pappel, „Ruhe, sage ich, und Ordnung, sonst geht's nicht.“ Das Geschrei und der Spektakel legte sich etwas, denn das sah Jeder ein, daß bei diesem babylonischen Durcheinander nicht vom Flecke zu kommen sei, und der Mann mit der Fackel da oben schien Einer zu sein, der Etwas von der Sache verstehe und dem man vertrauen könne. Dieser aber, indem er auf einen Haufen Werkzeuge deutete, welche man aus dem Packwagen herbeigeschafft hatte, rief mit befehlender Stimme: „Hier sind Aexte und Beile, 10 Mann hauen die Aeste ab und die Wurzeln, die noch am Boden hängen und putzen den Stamm glatt, die Andern räumen das Holz auf die Seite; Felix, he Felix, wo bist Du?“

„Hierrr!“ schrie der Waldhüter.

„Stelle 4 Mann an die Trummsäge und schneide die Pappel entzwei, wir bringen sie sonst nicht herum. Hurtig, hurtig, Ihr Männer, in einer halben Stunde kann Alles in Ordnung sein!“

So kam endlich die rechte Art in die Sache, denn Jeder wußte jetzt, was er zu thun habe, und manche feine Hand mit Ringen an den Fingern schwang das schwere Beil oder suchte Holz zusammen, und da die Kälte in ihrem ärgsten Grimme nachgelassen hatte, so fing man an, Geschmack zu finden an dieser nächtlichen Scene, und die Sache als ein höchst romantisches Abenteuer zu betrachten, das für den halben Winter Stoff abgeben mußte für die feinen Gesellschaften der Residenz. Der Bahnwärter und der alte Felix waren aller Orten, bald da, bald dort, überall helfend mit Rath und That und Alles beugte sich willig vor der Thatkraft dieser beiden Männer.

„Es geht, es geht, es geht“, rief der alte Martin, „'s ist eine helle Freude, was die feinen Herren arbeiten können, wenn's gilt.“

An der Trummsäge plagten sich vier Herren, daß ihnen der Schweiß von der Stirne troff; auf der einen Seite der Herr mit der goldenen Brille und ein dicker, ältlicher Herr, der tief in einen Pelzrock gehüllt war und von seinem Gesichte nichts sichtbar werden ließ, als eine sehr fette Nasenspitze, die er aus einem dicken Halstuche hervorstreckte, auf der andern Seite ein Offizier und ein Professor aus der Residenz.

„Bei meiner Ehre“, sagte der Offizier, und zog die Säge hin und her, „wer mir vor einer Stunde noch gesagt hätte, daß ich heute Abend Holz sägen müsse und zwar unter dem Kommando eines Bahnwärters, den hätte ich für einen Narren erklärt; wenn ich's

heute Abend erzähle im Museum, werden sie sagen, es sei eine Aufschneiderei!

„Ja, ja, Herr Hauptmann", erwiederte der Herr mit der goldenen Brille lachend, „eine Aufschneiderei ist's nun gerade nicht, aber eine Abschneiderei, und das ist gewiß, daß wir unser Nachtlager mit Holzsägen verdienen müssen. Was aber den Bahnwärter dort betrifft mit seiner Fackel, so habe ich an dem wackern Burschen eine wahre Herzensfreude, und es thut einem wohl, hier auf einen so tüchtigen Mann zu treffen."

„Ach", seufzte der Professor, und ließ sich willenlos von der Säge hin und her ziehen, „hätte es nie für möglich gehalten, daß ich mit der Pyramidenpappel noch in solcher Weise in Berührung kommen würde."

Es ist eine populus pyramidata, auch dilatata oder italica genannt", setzte der Herr Professor in belehrendem Tone hinzu, „Blätter rautenförmig, dreieckig, Blattstiel schwach zusammengedrückt, wird bis zu 100 Fuß hoch und ist im Anfange des vorigen Jahrhunderts aus Italien nach Deutschland verpflanzt worden. Da wird aber alle Wissenschaft zu Schanden; seit 15 Jahren lehre ich, daß das genus populus zu den weichen Hölzern gehöre und jetzt erst finde ich, daß das Pappelholz so hart ist, wie der Teufel!"

„Ich kann nicht mehr", keuchte der fette Herr im Pelzrocke und ließ den Sägengriff fahren, „ich kann nicht mehr, es ist mein Tod, ich will in Gottesnamen in meinen Wagen zurückgehen und mein inbrünstiges Gebet zum Herrn senden, daß er uns erlöse aus dieser Noth. Seinen Segen über Euch", setzte er salbungsvoll hinzu und wollte sich auf die Beine machen.

„Nichts da, Herr Meirer", rief die goldene Brille, „sägen sollten Sie jetzt, sägen und nicht beten, hier hilft Ihr frömmster Segen nichts und nur Sägen kann uns helfen."

„Gott sei mir gnädig", seufzte der dicke Herr, „und strafe mich nicht so hart für meine Sünden, ich, der Banquier Meirer, und Holz sägen, es ist himmelschreiend."

„So, Ihr seid es?" rief erstaunt der alte Felix, der eben, eine gewaltige Kette hinter sich drein schleppend, vorübereilte, „habe Euch kaum erkannt in Eurem Pelzfutterale da, kommt, ich will Euch ablösen"; „aber halt", rief er dem dicken Herrn zu, der, erfreut über seine Befreiung, eiligst auf die Wagen zusegeln wollte, „halt, ein Wort im Vertrauen müßt Ihr noch von mir hören, und meinetwegen die wackern Herren auch", und während der alte Felix den

Sägengriff faßte und ihr einen neuen Schwung gab, daß der Professor fast das Gleichgewicht verloren hätte, sagte er: „Herr Meirer, wisset Ihr auch, wer der Mann ist, der Euch in dieser Nacht das Leben gerettet? denn das hat er, und ohne seine Pflichttreue läget Ihr vielleicht da mit zerschmetterten Gliedern und der Schnee wäre roth gefärbt von Eurem Blute. Dieser Mann ist der Bahnwärter Martin, den Ihr wollet auf Weihnachten auspfänden lassen wegen einer Schuld von lumpigen 100 Gulden, und den Ihr mit sammt seiner braven Familie in's Elend stürzen wollet."

„Wie so, was ist das?" riefen die andern Herren, „Herr Meirer, das wird doch wohl nicht sein?"

„Ich weiß nicht", stotterte dieser und zog sich die Pelzmütze tiefer über die Augen, „der gute Mann muß sich irren .... ich erinnere mich nicht, ... ich kenne keinen Bahnwart Martin, ... Gott befohlen, meine Herren, ich riskire eine Erkältung" .... und damit watschelte der dicke Herr nach dem Wagenzuge und verkroch sich, einen Stoßseufzer murmelnd, in die sammtnen Polster der ersten Wagenklasse.

„Du kennst ihn", rief ihm der Waldhüter nach und schüttelte die geballte Faust, „und Du sollst an diese Stunde gedenken."

„Was ist's mit diesem Martin?" fragte der Herr mit der goldenen Brille, „guter Freund, bitte, erzählet uns die Geschichte, ich interessire mich für den Mann", und während die Trummsäge wacker gehandhabt wurde, daß die Spähne davon flogen, erzählte der alte Felix den Herren die ganze Geschichte dieses Abends, und erzählte ihnen von der unerschütterlichen Pflichttrene des braven Martin und von seinem Kummer und seiner Noth und von der unbeugsamen Hartherzigkeit des reichen und frommen Herrn Meirer.

„Ho, ho, Martin!" schrie jetzt der Waldhüter und schlug die Arme um die Schultern, um die steifgewordenen Finger wieder zu erwärmen, „Martin, wir sind durch!"

„Ho, ho, Felix, wir sind auch fertig", antwortete der Bahnwärter, „Platz da, Ihr Männer, jetzt kommt die Lokomotive dran." Um das obere Stamm-Ende der Pappel waren inzwischen Ketten und Seile geschlungen und an die Lokomotive, die vorsichtig beigefahren war, befestigt worden, auf der andern Seite des Baumes hatte man Winden und Hebeisen angesetzt und auf Martin's Kommando: „los!" wurden die Winden angezogen und die Lokomotive gab Dampf rückwärts. „Hurrah!" schrie der Bahnwärter und

schwenkte die Mütze, „sie geht, sie geht," und die Pappel bewegte sich langsam auf den glatten Schienen und drehte sich um ihr Wurzelende. „Noch einmal so, Holz her!" schrie der alte Felix und setzte seine Winde auf's Neue an, und in zwei Minuten war der Baum der vereinigten Kraft der Lokomotive, der Winden und Hebeisen gewichen und rutschte langsam die Dammböschung hinunter in den Schnee. „Hurrah! es hat sie, es hat sie", jubelte der Bahnwärter noch einmal, dann aber trat er zu dem Zugmeister, stellte sich steif in militärische Positur, legte die Hand an die Mütze und rapportirte: „Herr Zugmeister, Alles in Ordnung!"

„Martin, das habt Ihr brav gemacht", sagte dieser und schüttelte dem Bahnwärter die Hand, „ich werde Euch nicht vergessen in meinem Rapport. Gute Nacht."

„Gute Nacht, Herr Kopp", sagte der Bahnwärter und erwiederte herzlich den Händedruck.

„Meine Herren, eingestiegen, der Zug geht ab, Lokomotivführer gebt das Zeichen", und ein gellender Triller scholl von der Lokomotive und was Beine hatte, rannte den Wagen zu.

Da trat der Herr mit der goldenen Brille zu dem Bahnwärter, der mit erhitztem, aber freudestrahlendem Gesichte bei dem alten Felix und seinen beiden Söhnen stand, schlug ihm leicht auf die Schulter und sagte freundlich: „Freund Bahnwärter, Ihr habt Euch brav gehalten und ich weiß, was ich nächst Gott Euch zu danken habe; darf ich um Euern Namen bitten?"

„Bahnwart Martin, Station Nr. 113" sagte dieser und legte die Hand salutirend an die Mütze.

„Martin", sagte hierauf der Fremde weiter und reichte dem Bahnwärter die Hand hin, „lasset mich Eure Hand drücken, Ihr seid ein braver Mann, und ich werde diese Stunde nicht vergessen."

„Mein Herr, der Zug fährt ab", erinnerte der Zugmeister höflich; „gleich, gleich", erwiederte der Fremde, schüttelte dem Bahnwärter noch einmal die Hand und stieg in einen Wagen erster Klasse.

„Alles in Ordnung?" rief der Zugmeister, „Alles in Ordnung" antworteten die Kondukteure. Der Zugmeister gab das Signal, die Lokomotive antwortete mit gellendem Pfiffe und der Zug dampfte an dem Bahnwärter vorüber, der in militärischer Haltung die Honneurs machte.

Auf dem Platze, der noch so eben Zeuge einer so tumultuarischen Scene gewesen, war es wieder stille und einsam geworden und nur der zerstampfte Schnee, die halbverbrannten Fackeln und Pech-

kränze, und das umhergestreute Werkzeug ließen vermuthen, was hier vor wenigen Augenblicken noch vorgegangen.

„Martin", befahl der Bahnwärter seinem ältesten Sohne, „Du läufst in's Dorf und läßt durch den Bürgermeister zwanzig Mann aufbieten, in einer Stunde müssen sie da sein; Du, Frieder," setzte er zu seinem Zweitgebornen hinzu, „thust hier Wache und hältst die eine Pechpfanne im Brande, man kann nicht wissen, ob sie nicht heute Nacht noch eine Lokomotive herausschicken, in einer Stunde bin ich wieder da, dann kannst Du ins Nest. So, und jetzt kommt, Felix, mit mir in die warme Stube, meine Frau hat uns einen Kaffee gerüstet, ruhet aus und stärket Euch, denn es giebt heute Nacht noch Arbeit."

Schweigend wanderten die Beiden dem schützenden Häuschen zu, Jeder hatte seinen Theil zu denken, und dem alten Waldhüter war es nicht ganz behaglich unterm Brusttuche. Jetzt blieb er stehen und sagte kleinlaut: „Martin!"

„Was giebt's?" fragte dieser.

„Martin, ich war doch ein rechter Regiments-Esel, als ich Euch abgerathen habe, die Bahn zu begehen."

„Ja, das waret Ihr, ich kann's nicht läugnen", erwiederte lachend der Bahnwärter, „aber Ihr habt's wieder gut gemacht, Ihr habt mir als ein braver Mann beigestanden."

„Den Henker habe ich", brummte der Andere, „es läuft mir kalt den Buckel hinunter, wenn ich denke, was hätte geschehen können, wenn Ihr mir gefolgt hättet. Ich habe heute Nacht einen grausamen Respekt vor Euch bekommen, und ich, ich komme mir ganz miserabel vor neben Euch, 's ist gerade um des Teufels zu werden!"

„Nun, nun", tröstete der Bahnwärter, „wenn Ihr wollet, so will ich Euch eine Strafe auferlegen, daß Euer Gewissen sich beruhigt, wollt Ihr?"

„Nur zu", sagte dieser, „und nur recht saftig, ich hab's verdient."

„Also gebe ich Euch auf, daß Ihr von heute Nacht an nicht mehr fluchet, es ist gar so abscheulich, und meine Marianne hat einen wahren Schrecken vor Euch, wenn Ihr so wüst thut."

„Es gilt", schrie der Waldhüter, hier meine Hand darauf, von heute Nacht an thue ich's nimmer, bei meiner armen Seele sei's geschworen, und so ich's noch einmal thue, so soll mich . . . . ."

„Halt, halt", rief der Bahnwärter lachend, „Ihr seid ein un-

verbesserlicher Strolch, kommt herein in die warme Stube, ich muß meine Alte hinter Euch schicken, ich sehe schon, ich werde mit Euch nicht fertig."

Der heilige Weihnachts-Abend war gekommen, der Dezember hatte wieder einmal einen diplomatischen Sprung gemacht und war von 14 Grad Kälte in 8 Grad Wärme umgeschlagen, wahrscheinlich um den Bewohnern der Residenz den seltenen Genuß zu verschaffen, bei 8 Grad Wärme Schlittschuh laufen zu können. Die Natur hatte aber nicht ihr Festkleid angezogen und der Himmel sich nicht mit Sternenglanz geschmückt, sie hatten sich in düstere Wolken wie in einen Trauerflor gehüllt, und es war, als ob in der Nacht, da der Heiland geboren worden, die Natur trauere und der Himmel zürne über die Menschen da unten, die sich Christen nennen, und von denen die, die sich die besten dünken, den Heiland verrathen, da sie seine herrlichste Lehre unter die Füße treten. Die sich verfolgen, verleumden und bekämpfen, Alles zu Ehren des Christenthums, wie sie sagen, und dieses zum Panier des Hasses machen, das doch die Liebe ist; die nicht verstehen können, daß das Christenthum nicht Finsterniß ist, sondern Licht, — nicht Rückschritt, sondern Fortschritt, — nicht stagnirende Verdummung, sondern Aufklärung, — nicht leeres Wortgepränge, sondern That; — die dünkelvoll und hohnlächelnd Einer auf den Andern herabblicken, jeder entzückt über seine eigene Unfehlbarkeit und von frommem Mitleid erfüllt über die höchst bedauerliche Verirrung des Andern.

Und alle die Prunkgebäude, die sie da aufbauen, sei es im modernen, sei es im mittelalterlichen Style, sie werden in ihr Nichts zusammensinken, so lange ihnen der Eckpfeiler fehlt: „Liebet Euch unter einander!"

In dem Stübchen des Bahnwärters Martin war an diesem Abende beinahe Alles gerade so, wie wir es schon einmal gesehen haben. Der alte Felix saß mit seiner unvermeidlichen Pfeife hinter dem Ofen, seinen treuen Faßan zu seinen Füßen und Frau Marianne neben der brennenden Lampe am schnurrenden Rädchen. Nur eine weitere Zuthat hatte die Gesellschaft erhalten durch die zwei kleinsten Buben, die auf der andern Seite des Ofens „Bahnmeisterles" spielten, ein höchst geistreiches Spiel, das darin bestand, daß der Heiner, welcher sich durch eine Mappe unter dem Arme und ein sehr ernstes Gesicht die Würde eines Bahnmeisters beigelegt hatte, mit möglichst großen Schritten in der Stube auf und ab ging,

und so oft er an den Ofen kam, mußte der kleine Hans, welcher den Bahnwärter vorstellte, den bekannten Besenstiel schultern, seine Hand an die Mütze legen und mußte sagen: „Herr Bahnmeister, ich habe Nichts zu melden.“ — „Gut“, sagte hierauf der Bahnmeister und setzte seine Promenade fort und das interessante Spiel begann von Neuem. —

„Seht, Marianne, so ist mir's gegangen“, schloß der Waldhüter hinter dem Ofen hervor seine Erzählung und dabei schmunzelte er ganz vergnüglich vor sich hin, als kitzle ihn ein ganz besonders erheiternder Gedanke, „und die zwanzig Gulden da sind Alles, was ich zusammenbringen konnte; aber sie haben's Alle gerne gegeben, und wenn's auch nur Sechser und Groschen gewesen sind, so kam's doch Allen von Herzen, denn Ihr glaubet nicht, was der Martin sich in Respekt gesetzt hat bei den Leuten.“

„Guter Felix“, sagte die Frau mit bewegter Stimme, „ich danke Euch von Herzen, vergelt's Euch Gott.“

„Einmal“, erzählte der Felix weiter und lachte, hätte ich beinahe einen Gulden erwischt; der Rathsschreiber wollte mir ihn geben; aber einen Gefallen müßt Ihr mir thun, Felix, hat er gesagt, und müßt die Schrift da unterschreiben; in Italien drin da wollen sie den Papst absetzen, und da haben wir eine Schrift aufgesetzt, wir guten Katholiken, daß wir es nicht leiden wollen. So hat der Rathsschreiber gesprochen und hat mir ein Papier hingestreckt und eine Feder; es hat mir in den Fingern gejuckt, denn das neue blanke Guldenstück lag daneben auf der Tischecke. Aber nein! habe ich gesagt, so eine Dummheit machet Ihr mir nicht weiß, Rathsschreiber, und wenn dem Papste nimmer zu helfen ist, als durch Euch und mich, hab' ich gesagt, so wird ihm überhaupt nicht zu helfen sein und Ihr solltet Euch schämen, daß Ihr die einfältigen Leute so hinter's Licht führt, und lasset sie den Wisch da unterschreiben, und wird selten einer wissen, was drin steht, und damit war ich kurz resolvirt und ließ den Rathsschreiber mit sammt seinem Guldenstück stehen. Der Rathsschreiber aber hat mir nachgeschrien, das wird Euch noch gereuen, Felix, und das kommt daher, daß Ihr immer mit Ketzern verkehrt, wie der Martin einer ist, aber es wird jetzt schon anders werden, und die Martins müssen mir zur Gemeind' hinaus, ich ruhe nicht eher.“ — „Ich aber habe den Esel schwatzen lassen und bin meines Weges gegangen, denn auf den Martin lasse ich Nichts kommen, der ist ein braver Mann und ein guter Christ und wenn er zehnmal lutherisch ist. „Aus der Haut möcht' ich

fahren", eiferte der Waldhüter unter lebhaften Gestikulationen, bei der verhenkerten Hetzerei und Wühlerei jetzt an allen Orten; ich bin ein alter Kerl geworden, und es ist mir mein Lebtag noch nicht eingefallen, darnach zu fragen, ob einer katholisch ist oder evangelisch, wenn er nur sonst ein braver Kerl war, und Alles war Friede und Eintracht; jetzt aber thut's Noth, man hängt sich sein Glaubensbekenntniß, wie eine Mosestafel, um den Hals herum, und Alles ist durcheinander gehetzt, und ich meine, wir sind um kein Haar besser geworden durch den Spektakel. Sie sollen uns in Ruhe lassen, die ...... die Tannenzapfenmenter, und es soll Jeder nach seiner eigenen Façon selig werden dürfen, wie der alte Fritz gesagt hat; das Sprüchlein hat mir von dem alten Herrn am besten gefallen."

So habt Ihr vielen Zorn und Aerger gehabt unsertwegen", unterbrach die Frau die lange Standrede des Waldhüters, „ich weiß nicht, wie wir's Euch vergelten sollen. Und bei dem reichen Meirer habt Ihr also auch nichts ausgerichtet?"

„Der? An dem sind Hopfen und Malz verloren", erwiederte der Felix und gab sich Mühe, ein zorniges Gesicht zu machen, aber um die Mundwinkel zuckte es ihm schon wieder wie ein heimliches Lächeln, „der ist auch so ein Maul-Christ, der ist bei Euch Lutherischen gerade, was der Rathsschreiber bei uns Katholischen. Ich wartete in seinem Hausgange, bis er aus der Kirche kam; und er kam so anständig und langsam die Treppe herauf und lächelte so salbungsvoll und der Himmelsthau lag noch auf seinen dicken Backen, daß ich dachte, ha, bei dem kann's doch nicht fehlen? das ist ja ein leibhaftiger Engel, wenn auch ein dicker. Als aber der dicke Engel mein Anliegen gehört hatte, sagte er mit einer so zuckersüßen Miene, daß ich ihm hätte mögen mit der Faust drein fahren: wisset Ihr nicht, guter Freund, daß geschrieben stehet, am Sabbath sollt Ihr ruhen? Ich nehme keine Geschäfte vor am heiligen Sonntage. Johann, führe den guten Mann die Treppe hinunter, sagte er, und hielt sich ein feines Sacktuch vor seine dicke Nase, der gute Mann riecht überdies nach Schnaps. Wisset Ihr, Marianne, ich hatte vorher einen Schnaps genommen, um mir ein Bischen Courage zu machen. Und ein dicker Schlingel von Bedienten, gerade so saftig und salbungsvoll, wie sein Herr, führte mich die Treppe hinab, lachte mir höhnisch in's Gesicht und schob mich zur Thüre hinaus. Marianne, daß ich dort nicht geflucht habe, ist der beste Beweis, daß ich mir's zeitlebens abgewöhnt habe, denn der Donner soll's

erschlagen, ich war nahe daran, dem Dicksack etwas von seinem Schmalze abzuzapfen."

„Also keine Hoffnung mehr", seufzte die Frau und mußte doch fast lächeln über des Waldhüters gute Vorsätze, „aber Felix", setzte sie hinzu, „Gott hat mir Kraft gegeben und läßt mich unser Unglück mit Ergebung tragen, und wenn ich meinen Mann ansehe, der so gefaßt ist und so voll Vertrauen in die Zukunft, und sich nicht niederdrücken läßt durch das Elend, das uns bevorsteht, so zieht es wie Trost in mein Herz ein, und ich meine als, es müsse noch ein Wunder geschehen uns zu helfen."

„Recht, recht, Frau Marianne", rief der Waldhüter und über sein rauhes Gesicht zuckte ein Strahl der Begeisterung, „wenn Leute Eurer Art auf Gott vertrauen, die läßt er nicht zu Schanden werden, denkt an mich, der alte Felix hat es gesagt."

Jetzt hörte man draußen laute Stimmen und der Bahnwart Martin mit seinen zwei ältesten Söhnen trat in's Zimmer. „Grüß Gott, Marianne", sagte er heiter und warf den Mantel über einen Stuhl, „was das für ein Wetter ist, es ist mir fast zu warm geworden. Guten Abend Felix, das ist brav von Euch, daß Ihr den Christabend mit uns feiern wollt." Der kleine Hans und der Heiner waren liebkosend an dem Vater hinauf gesprungen und strengten sich gewaltig an, ihm die Taschen zu visitiren.

„Nichts da, Ihr Schelme", rief dieser lachend und schüttelte die kleinen Zudringlichen von sich ab, „ich glaube gar, Ihr wollt Euern Vater ausplündern? Marsch, hinauf in Eure Kammer, das Christkindle kommt, ich habe es schon draußen um die Telegraphenstangen herumfliegen sehen."

„O, das Christkindle", rief der Heiner und machte ein altkluges Gesicht, „mir machet Ihr Nichts mehr weiß, Vater, des Rathsschreibers Mathes hat mir gesagt . . . . ."

„Bist Du stille", sagte der Vater und drohte dem kleinen Aufgeklärten mit dem Finger; „Martin und Frieder, nehmet die Buben mit hinauf, ich werde Euch rufen, wenn's Zeit ist." Nachdem die junge Welt etwas lärmend und protestirend die Stube geräumt hatte, zog der Bahnwärter ein kleines Christbäumchen unter dem auf dem Stuhle liegenden Mantel hervor und stellte es auf den Tisch. „Felix", sagte er, „ohne das Bäumchen da thue ich's nicht, und müßte ich den letzten Kreuzer dran rücken. Wenn ich den Christbaum ansehe und die Freude der Kinder um mich herum, so meine ich, ich sei selber wieder jung, und wenn mir das Herz noch so

schwer ist, so vergesse ich's über dieser Freude. Da, und hier sind Lebkuchen und Aepfel und Nüsse, und da sind Federn und Papier für den Martin und den Frieder, da eine Schiefertafel für den Heiner und da ein Steckenpferd für den kleinen Hans, weil der Bursche so wacker geritten ist in jener Nacht."

„Aber Martin", rief die Frau, und über ihr kummervolles Gesicht zuckte ein Strahl der Freude, da sie ihren Mann so guten Muthes sah, „aber Martin, so vieles Geld auszugeben, Du weißt ja ....."

„Heute will ich nichts, gar nichts wissen, heute will ich nur glücklich sein. Die ganze Geschichte da kostet einen Gulden, das ist allerdings viel Geld für Unsereins, aber das Geld ist gut angelegt und wird tausendfältig Zinsen tragen, denn es giebt unsern Kindern eine Erinnerung, an der sie ihr ganzes Leben zehren können, und ich sage Dir, Marianne, ich weiß an mir selber, was so eine Erinnerung werth ist. So, jetzt helft mir den Christbaum putzen und daß die Sache eine rechte Art bekommt."

Und während die Frau ein weißes Tuch über den Tisch breitete und mit mütterlicher Sorgfalt all' die Herrlichkeiten ordnete, daß sie im günstigsten Lichte lagen, und während der Martin und der Felix den Baum putzten und die Lebkuchen, die Aepfel und die Nüsse daran befestigten, erzählte die Frau, was der Felix für sie gethan habe, und der Bahnwärter schüttelte dem Alten gerührt die Hände und sagte: „Lohn's Euch Gott, ich danke meinem Unglücke, daß ich einen so wackern Mann in Euch gefunden habe. In der Stadt bin ich vergebens nach Geld herumgelaufen, ich habe keines auftreiben können, aber etwas Anderes habe ich gefunden, das mein altes Herz wieder jung gemacht hat, da", rief er und warf seiner Frau mit freudestrahlendem Gesichte ein Papier hin, „da ist ein Christkindle für Dich." Die Frau hielt das gefaltete Papier in der Hand und sah ihrem Manne erstaunt und fragend in's Gesicht. „Ho, ho", rief dieser lachend, „mach' es nur auf, es beißt nicht, es ist gewiß und wahrhaftig für Dich."

Sie öffnete ängstlich das Schreiben und las mit vor Aufregung bebender Stimme:

„Man hat mit großer Befriedigung davon Kenntniß ge-
„nommen, mit welcher Pflichttreue Bahnwart Martin, Station
„Nr. 113, in der Nacht vom 16. auf den 17. d. M. ....

Weiter aber brachte es die arme Frau nicht, die Stimme versagte ihr, und sie ließ das Schreiben auf den Tisch sinken, indem sie

einen flehenden Blick auf ihren Mann richtete. „Nun, Du altes Kind", lachte dieser, „man meint ja wahrhaftig, Du müßtest das größte Unglück aus dem Schreiben da herauslesen. Ein schönes Unglück das, daß wir in einem halben Jahre unsere Kuh wieder kaufen können, nicht wahr, das ist ein Kreuz? denn aus dem kleinen Ding da, rief er, und hob triumphirend das Schreiben in die Höhe, werden auf den 1sten Jänner 50 Gulden Remuneration herausschlüpfen, und Gehaltszulage ist mir auch versprochen, und was die Hauptsache ist, der Bahnwart Martin, Station Nr. 113, ist belobt worden vor dem ganzen Personale."

„Herr, mein Gott", schluchzte das Weib und sank in einen Stuhl, „Du hast uns nicht verlassen."

„Nein", jubelte der Bahnwärter, „er hat uns nicht verlassen, ihm sei Preis und Dank, und Respekt vor solchen Vorgesetzten", setzte er hinzu und legte salutirend die Hand an die Stirne, „durch's Feuer gehe ich für sie, denn, so sehr ich die 50 Gulden brauchen kann, so freut mich doch mehr die Ehre, und daß die Herren nicht vergessen, daß auch Unsereiner Ehre im Leibe hat und was auf seine Ehre hält ..... Doch, was ist denn mit Euch, Felix?" unterbrach er sich und schaute sich erstaunt nach dem Waldhüter um.

Dieser hatte während der obigen Scene allerdings die eigenthümlichsten Manövers gemacht; erst hatte er erstaunt und mit aufgerissenen Augen zugehorcht, dann hatte er sich ein paar Mal heftig die Nase geschneuzt und diesen hervorragenden Theil seines Gesichtes sehr unsanft gerieben, dann war er mit der rauhen Faust über die Augen gefahren und hatte eine fürchterliche Grimasse geschnitten, und jetzt fing der alte Kerl an laut zu heulen und das helle Salzwasser lief ihm über die gefurchten Backen herab in den grauen Bart. „Potz Forstinspektor und Tannenzapfen!" und schnitt wieder ein schreckliches Gesicht, „da soll Einer nicht heulen, das ist ja der leibhaftige Finger Gottes, denn, Martin, Glücksmensch, das ist noch nicht Alles!" und damit stürzte er in die Kammer nebenan und schleppte einen schweren Pack herbei, den er dem Bahnwärter vor die Füße warf, „da", schrie er, „da ist noch ein Christkindle, unser Herrgott schickt es direkt vom Himmel herunter."

„Felix, machet mir keine Possen", sagte erstaunt der Bahnwärter, „was soll denn das mit dem Packe, wie kommt der daher?"

„Der Felix hat ihn auf dem Schubkarren gebracht und hat gesagt, es seien Pechkränze und Werg darinnen", sagte die Marianne und schaute neugierig auf den geheimnißvollen Pack.

„Ja, ja, Pechkränze“, jubelte der Alte, „wenn das Pechkränze sind, so will ich selber ein Pechvogel sein; aber mit dem Peche hat's jetzt ein Ende, Martin; aufgemacht, Mann, aufgemacht, seid Ihr denn von Stein?“ und der Alte konnte seine Ungeduld nicht mehr länger zügeln und fiel über den Pack her und fing an die Schnüre mit seinem Waidmesser aufzuschneiden. Oben auf in dem Packe lag ein Schreiben, „so leset, das ist für Euch“, und der Bahnwärter las mit maßlosem Erstaunen:

„Mein lieber Bahnwart Martin!

„Am 16. d. M. Nachts hat Euch ein Herr mit einer goldenen „Brille die Hand gegeben und hat zu Euch gesagt, er werde diese „Stunde nicht vergessen. Dieser Herr bin ich und ich halte jetzt „mein Wort. Ich habe mich über Euch erkundigt und habe mich „nicht getäuscht, als ich Euch für einen durchaus braven und „wackern Mann hielt. Ich kenne alle Eure Verhältnisse und „möchte Euch aus Dankbarkeit, daß Ihr mir wahrscheinlich das „Leben gerettet habt, eine Freude machen. Gott hat mich mit „Reichthum gesegnet und ich kann keinen bessern Gebrauch davon „machen, als daß ich mit einem kleinen Theile desselben einen „braven Familienvater beglücke. Ich sende deshalb Euch, Eurer „braven Frau und Euren Kindern ein Christgeschenk nebst einer „Summe von hundert Gulden, um Eure Kuh auszulösen, und „die gleiche Summe wird Euch Banquier Müller in der Residenz „jedes Jahr am 16. Dezember, zur Erinnerung an diesen Tag, „ausbezahlen. Ich wünsche, Ihr werdet einen glücklichen Christ„abend haben und es werde Eure Freude nicht mindern, daß es „ein Jude ist, der Euch sein Leben verdankt. Meinen Namen „müsset Ihr nicht erforschen, er thut nichts zur Sache, wenn „Ihr mir aber wollet dankbar sein, so lehret Euren Kindern, „daß auch ein Jude ein guter Mensch sein kann und daß wir „alle Brüder sind.“

Der Bahnwärter war blaß geworden und fing an heftig zu zittern, daß er sich an dem Tische halten mußte und die Marianne hatte mit gefalteten Händen und mit verklärtem Gesichte den Worten ihres Mannes gelauscht, sie stand unbeweglich, wie in einer Art Verzückung.

„Wenn das ein Jude ist“, unterbrach der Waldhüter die feierliche Stille, „so möchte ich nur, unsere Christen nähmen ein Exempel an ihm.“

„Gott, mein Gott, das ist zu viel der Gnade“, rief der Bahnwärter und der starke Mann schluchzte wie ein Kind und schlang beide Arme um den Nacken seiner Frau, die sich an seine Brust lehnte und in stiller Glückseligkeit vor sich hin weinte.

„Ich habe mir's aber gleich gedacht“, rief der Waldhüter und betrachtete die beiden von Freude strahlenden Gesichter, „als der Herr bei mir war und hat mich über Alles ausgefragt; und mir hat er 50 Gulden geschenkt und eine silberne Sackuhr, und dann hat er mir diesen Pack geschickt, ich soll ihn Euch heimlich zubringen. Jetzt aber, setzte er ungeduldig hinzu, höret einmal auf mit Eurer Heulerei, und schauet Euch die schönen Sachen da an“, und er riß den Bündel auseinander und streute den ganzen Inhalt auf dem Boden aus.

Und herrliche Sachen waren es, so viel die gute Marianne durch ihre von Freudenthränen umflorten Augen sehen konnte, und die beiden Männer ordneten Alles und legten Stück für Stück auf den Tisch, und bei jedem Stücke stießen sie vor Ueberraschung Jubelrufe aus, und die Marianne lachte und weinte durcheinander, und schlug einmal über's andere die Hände zusammen. Da war ein Ballen festes Tuch zu Kleidern für den Martin und seine Söhne, Zeug zu Kleid und Mantel für die Marianne, da waren Halstücher, Hauben, ein Stück Leinwand, so weiß und fein, wie die Marianne in ihrem Leben keines gesehen, Spielzeug aller Art, Bleisoldaten und Kanonen für den Hans, Taschenmesser mit einer Säge daran für den Frieder und Heiner, und für den ältesten Sohn gar eine silberne Sackuhr, und an jedem Stück war ein Zettel angeheftet, auf dem geschrieben stand, für wen es bestimmt sei. „Hier ist noch die Hauptsache von Allem“, schrie der Felix, und warf eine Hundertguldenrolle auf den Tisch.

Das Glück und die Dankbarkeit des Ehepaares waren namenlos und der alte Waldhüter war so außer sich vor Glückseligkeit, als wäre Alles ihm geschenkt worden. „Welch' ein Christabend, welch' ein Christabend“, schrie er, und tanzte wie ein Narr um den beladenen Tisch herum, „und das Alles durch einen Juden, ich verliere den Verstand noch.“

„Jetzt aber schnell Alles geordnet und die Buben herunter“, rief der Bahnwärter, „mein Herz will zerspringen; Gott, was bin ich ein glücklicher Mann.“

Und als die Buben in das Zimmer stürmten und wie erschrocken zurückprallten vor dieser nie geahnten Pracht, da nahm der

Bahnwärter seine Frau und den Felix an der Hand und sprach feierlich: „Kinder, Gott hat uns in dieser Nacht zu glücklichen Menschen gemacht, danken wir ihm mit aufrichtigem Herzen", und Alle falteten die Hände und ein innigeres Dankgebet ist nicht zum Himmel aufgestiegen in dieser Stunde. „Und höret", rief der Bahnwärter, und sein Gesicht leuchtete von Begeisterung, „von heute an nehmet Ihr einen Juden in Euer tägliches Gebet auf, und wenn wir auch seinen Namen nicht kennen, die Engel im Himmel dort oben haben ihn aufgezeichnet."

So wurde die Christnacht gefeiert in dem tollen Jahre 1859 in dem Häuschen des Bahnwärters Martin, Station Nr. 113.

Abendlied eines Bahnwärters.

Nach der Melodie:
Steh' ich in finstrer Mitternacht
So einsam auf der stillen Wacht.

Wenn ich auf meinem Posten steh',
Den Zug vorüberfliegen seh',
Dann denk' ich oft in meinem Sinn:
Wie freut mich's, daß ich Bahnwart bin!

Zwar ist's ein klein, bescheiden Loos,
Der Dienst ist streng, der Lohn nicht groß,
Doch hat's gereicht zu jeder Frist;
Reich ist nur, wer zufrieden ist.

Drum, läßt mich Gott gesund und brav,
Schmeckt mir die Arbeit und der Schlaf,
Bleibt Herz und Arm nur treu und stark,
Was liegt dann an dem andern Quark!

Ihr armen reichen Leute dort,
Ihr jagt nach Glück von Ort zu Ort,
Ihr jagt mit Dampf wie toll umher,
Das Glück erjagt Ihr nimmermehr!

Das Glück ist gar ein schlaues Wild,
Ihr jagt ein falsches Nebelbild,
Ich schleich's im Lager an ganz sacht,
Ich will Euch zeigen, wie man's macht!

Die Hütte dort, ein Stückchen Feld,
Holz, Kleidung, Licht, ein Stümpchen Geld,
Sechs Kinder und ein braves Weib,
Und All' gesund an Seel und Leib, —

Das ist das Glück! Wohlauf, wohlan!
Ich bin ein reicher armer Mann;
Will fürder auch auf Gott vertrau'n,
Und fröhlich in die Zukunft schau'n!

Das giebt mir frischen, kecken Muth;
Die Messing-Nummer glänzt vom Hut,
Die Uniform, die blankt und blinkt,
Das Hüfthorn schallt, die Flagge winkt!

Und meine Bahn erst! Glatt und g'schlacht,
Wie nach der Schnur, die helle Pracht!
Der Baurath sucht sich krumm und blind,
Bis er etwas zu brummen find't.

Die Schienen, Kloben, Lasch und Bolz,
Die Brücken all, das Schwellenholz,
Den Telegraph mit Stang' und Draht
Halt' ich in Ordnung, 's ist ein Staat.

Drum leugne Einer, wenn er kann,
Ein Bahnwart ist ein wicht'ger Mann,
Und ohne ihn, bei meiner Treu,
Wär's mit dem Spaße bald vorbei.

Ich winke, und der Zug hält still,
Fährt weiter nur, wenn ich es will,
Die ganze Bahn hab' ich im Sack,
Schwing' ich um's Haupt die Bahnwartsflagg'!

Ob alt, ob jung, arm oder reich,
Vor mir sind Fürst und Bettler gleich,
Für Gut und Leben Tag und Nacht,
Für Alle halt' ich treue Wacht!

Ich halte Wacht, trotz Sonnengluth,
Trotz Wintersgraus und Sturmeswuth,
Ich halte Wacht, trotz Höll und Tod!
Fahrt zu, fahrt zu, 's hat keine Noth!

Ein braver Mann, ein deutscher Mann,
Thu' meinen Dienst ich, wie ich kann,
Ich halt' auf Ehre und auf Pflicht:
Der Lohn allein, der macht es nicht.

Schon frühe, mit dem Lerchenschlag,
Spring' frisch ich in den jungen Tag,
Und wenn der Städter faul erwacht,
Hab' ich die Runde schon gemacht.

Des Mittags — hei! der Tag war heiß —
Wisch' von der Stirne ich den Schweiß;
Mein Weib lacht mir vom Fenster zu:
„Die Supp' wird kalt! Gieb endlich Ruh!"

Und kommt der Abend, Gott sei Dank!
Setz' ich mich auf die Gartenbank,
Mein Weib, die Kinder um mich her,
Und ruhe von des Tags Beschwer.

Die Sterne flimmern groß und klein,
Die Abendglocken schallen drein;
Wie wird mir da mein Herz so weit;
Wenn's doch so blieb in Ewigkeit!

Der Maulwurf und der Igel.

Die „Feldkirche" bringt unter dem Titel: „Das verkannte Verdienst" einen Aufsatz von Dr. Wilhelm Hamm aus Eutritzsch bei Leipzig, der weitester Verbreitung werth ist, zumal man das Vorurtheil namentlich gegen den Maulwurf noch überall antreffen kann. Wir glauben etwas Gescheidtes zu thun, wenn wir diesen Aufsatz unsern Lesern mittheilen.

Der Gärtner Jacob stand auf seinen Spaten gelehnt und betrachtete mit sehr ärgerlicher Miene mehrere Beete, deren meist junge Pflanzen nicht allein welk und augenscheinlich vernichtet, sondern die auch da und dort mit hohen, frisch aufgeworfenen Erdhaufen bedeckt waren. Als ich mich ihm näherte, winkte er mir mit der Hand Behutsamkeit zu, deutete auf den Boden und flüsterte: „Pst! Ich laure auf den Maulwurf. Der Spitzbube hat mir das halbe Frühgemüse schon zu Schanden gemacht und will auch die Pflänzchen des Spätkrauts nicht verschonen; aber ich passe ihm auf den Dienst. Sehen Sie diese Gänge und Haufen; es ist noch keine Viertelstunde her, daß er sie aufgeworfen, und der Räuber ist noch nicht weit; wenn wir uns still verhalten, so wird er unser. Jetzt — jetzt stößt er! Acht gegeben." Und mit gewaltigem Spatenstich schleuderte plötzlich Jacob den schwarzen Gesellen aus seinem unterirdischen Paß herauf an das Sonnenlicht; ehe ich nur ein Wort sagen konnte, hatte er ihm auch schon durch einen Spatenschlag den Garaus gemacht. „Der frißt mir keine Wurzel mehr ab", sagte er zufrieden lächelnd. — „Wenn er überhaupt jemals welche gefressen hat," entgegnete ich. — „Wie — was?" rief der Gärtner ganz erstaunt, „Sie nehmen wohl diesen Burschen in Schutz? Da sehen Sie doch einmal her!" Und er bückte sich und zog ein welkes Endivienpflänzchen aus dem Boden; augenscheinlich war die Wurzel desselben abgebissen und dies die Ursache seines Verwelkens gewesen. „Was braucht es mehr?" fragte er mich achselzuckend.

Ich aber erwiederte: „Der Maulwurf ist todt und wenn er auch noch lebte, könnte er sich doch nicht gegen Eure ungerechten Vorwürfe vertheidigen; deshalb will ich das Amt seines Advokaten übernehmen. Das werdet Ihr doch zugeben, guter Freund, daß der schwarze Bursche da Nichts im Magen haben kann, als was er vorher gefressen hat? Nun gebt einmal Acht! Mit diesem Federmesser öffne ich das Thier; hier ist sein Magen, ich schneide ihn auf; da kommt der Inhalt. Laßt doch sehen, aus was er besteht! Dies hier sind unzweifelhaft Stücke eines Regenwurms; schon ein Feind Eurer Beete, Meister Jakob, den der Maulwurf vertilgt. Aber weiter: Hier ist ein völlig erhaltener Körpertheil, der fast wie eine Hand aussieht und auffallend an die Vorderfüße des Maulwurfs selbst erinnert. Ihr wißt recht gut, welchem Thiere dies Stück angehört hat, der Werre oder Maulwurfsgrille, einem der gefährlichsten und unersättlichsten Insecten, welches noch weit mehr zu fürchten ist, als derjenige, dem es zur Speise dient. Und hier diese Reste sind ebenfalls nicht zu verkennen; es sind die rothen Köpfe von Engerlingen, und den Schaden, welchen diese schlimmen Gäste anstiften, kennt Ihr aus Erfahrung und werdet ihn gleich noch näher kennen lernen. Denn jetzt thut mir einmal den Gefallen und stecht eine der verwelkten Pflanzen mit dem Spaten aus. Siehe da, ein Engerling an der Wurzel! Nun noch eine und wieder eine. — Ihr könntet alle ausgraben und Ihr würdet fast an jeder denselben bösen Feind, die Larve des Maikäfers, finden. Sie ist des Maulwurfs liebste Nahrung und nun begreift Ihr doch, warum er gerade diese Beete und nicht jene anderen, wo ältere Pflanzen kräftig wachsen, durchwühlt hat? Er sucht sein Futter und dadurch, daß Ihr ihn getödtet, habt Ihr Tausenden von Regenwürmern, Werren, Engerlingen, Schnecken, ja selbst auch mancher Kröte und mancher Maus das Leben geschenkt. Wollt Ihr nun der verkannten Unschuld Abbitte leisten?"

„Es ist sonderbar!" sagte der Gärtner. „Ich muß Ihnen glauben, denn Sie haben mich durch den Augenschein überzeugt, aber dennoch sträubt sich mein Inneres dagegen, ein Thier, das ich von Jugend auf als schädlich gehaßt und verfolgt habe, nun auf einmal als nützlich anerkennen zu müssen. Jedenfalls schadet der Maulwurf doch dadurch, daß er die Erde aufstößt, Pflanzen lockert und Gärten und Aecker unsauber macht."

„Je nun," antwortete ich, „der Schaden ist doch so groß nicht und kann mit etwas Fleiß gar leicht ausgebessert werden."

„Aber auf den Wiesen", rief Jakob, da sind doch die Maulwurfshügel gar unangenehm, denn sie hindern die Sense, vermindern den Graswuchs und sehen häßlich aus."

„Ganz recht," fuhr ich fort, wenn man sie eben läßt, wie und wo sie sind. Gerade auf den Wiesen ist der Maulwurf ein Prediger des Fleißes. Wenn seine frisch aufgestoßenen Haufen sogleich mit Schaufel und Rechen verstreut werden, so dient die lockere Erde derselben zur Verjüngung der Grasnarbe, welche darnach freudiger und reichlicher trägt; die Sense wird sodann weder einen Anstoß finden, noch werden jene Hügel als Denkmäler der Trägheit der Wiesenbesitzer dastehen. Uebrigens giebt der Maulwurf den Letzteren eine gute Lehre, die sie sich nicht entgehen lassen dürfen. Da er die Feuchtigkeit durchaus nicht vertragen kann, so hält er sich nur in solchen Wiesen dauernd auf, welchen es an Wässerung fehlt, und die deshalb weit besser zu Ackerland umgebrochen würden. In einer guten, regelmäßig bewässerten Wiese habt Ihr gewiß noch keinen Maulwurf gesehen."

„Ich glaube, Sie haben Recht," antwortete der Gärtner, nachdem er einige Augenblicke lang nachgedacht hatte. „Allein Sie erwähnten vorhin, daß der Maulwurf auch Mäuse fräße; nun möchte ich aber doch wissen, wie er es anfängt, dieselben zu bekommen, denn er ist ja blind und sieht nur im Augenblick seines Todes, wenn sein Sehen ihm nichts mehr hilft. Es ist recht schade, daß wir den Burschen da zu schnell getödtet haben, sonst hätten wir uns seine Augen betrachten können, welche erscheinen, sobald man ihn mit einer Nadel in den Rüssel sticht, wonach er dann auf der Stelle stirbt."

„Ihr könnt sie sehen," sagte ich, „ohne nutzlose und schändliche Quälerei des Thieres. Schaut her, da sind sie. Der Maulwurf hat recht gute Augen, nur sind sie mit Haaren bedeckt, welche ihnen Schutz verleihen vor der Erde, in der das Thier wühlt; man braucht nur auf die Stelle zu blasen und sogleich legen sich diese kranzförmig zurück, so daß das Auge sichtbar wird."

Der Gärtner schüttelte bedächtig den Kopf; er hatte so viel Neues über ein Thier vernommen, welches seiner Meinung nach eines der schädlichsten in der Welt war, daß er sich noch kaum von seinem Erstaunen zu erholen vermochte. Da ich sah, daß noch nicht alle Zweifel in ihm getilgt waren, so fuhr ich fort: Die Ehrenrettung des Maulwurfs hat schon längst vor mir ein Mann versucht, welchem Bildung und sittliche Hebung seiner Mitmenschen mehr am Herzen lagen, als alles Andere. Er hieß Hebel, und seine

Schriften sind, wie sein Gemüth es gewesen, ein Schatzkästlein voller Wahrheiten, Edelsinn und Aufklärung im Schmuck der liebenswürdigsten Laune. Und das kleine Thier verdient wirklich mehr Schonung, als ihm bis jetzt zu Theil wird, denn es ist in der That nützlich, so daß man sagen kann, es wird nur da am eifrigsten verfolgt und vertilgt, wo Unwissenheit und Trägheit am meisten zu Hause sind. Es geht in dieser Hinsicht dem Maulwurf gerade so, wie dem vielfach verunglimpften, guten Igel."

„Nun, den werden Sie doch hoffentlich nicht rein waschen wollen?" rief der Gärtner lachend, „oder wenn Sie es auch wollen, so wird es Ihnen unmöglich sein!"

„So?" erwiederte ich; „was könnt Ihr denn eigentlich dem Igel vorwerfen? — Was sind seine Verbrechen? — Wodurch schadet er?"

„Darauf ist leicht Bescheid zu geben," sagte Meister Jacob mit sicherer Miene; „den Igel muß man todtschlagen und ausrotten, wo man ihn findet, denn er ist der heimtückisch'ste Bösewicht, den es nur geben mag. Daß er uns Gärtnern unendlichen Schaden thut, indem er auf die Bäume kriecht, das beste Obst abbricht, sich dann in eine Kugel zusammenrollt und herabfallen läßt, worauf er unten frißt, was er kann, und das Uebrige an seine Stacheln spießt und so davon trägt, wobei er aussieht wie ein wandelnder Korb voll Aepfel und Birnen — das möchte noch hingehen, wenn es gleich schon Grund genug wäre, das garstige Thier zu tödten, wo man es trifft. Das Schlimmere aber ist, daß sich der Igel bei Nacht in die Ställe armer Leute schleicht und den Kühen die Milch aus dem Euter saugt, so daß, wenn die Melkerin am Morgen kommt, kein Tropfen mehr darin ist. Ueberhaupt ist der Igel ein unheimliches Thier; mit seinem Fett können die Zigeuner allerlei schreckliche Krankheiten bei Vieh und Menschen hervorbringen, weshalb man sich hüten muß, sie ohne Almosen gehen zu lassen und zu erzürnen; und daß eine Igelhaut, in's Bettstroh versteckt, keinen Menschen schlafen läßt, ist eine bekannte Sache."

„An dies Letztere will ich glauben!" fuhr ich jetzt lachend heraus, „besonders wenn die Stacheln herausgehen und den Ruhebedürftigen kitzeln. Nehmt es mir nicht übel, Meister Jakob, Ihr seid ein geschickter und verständiger Gärtner, aber in der Naturgeschichte der Thiere seid Ihr blitzwenig bewandert. Denkt doch nur ein Wenig nach. Das Igelfett hat bisher noch niemals einen Menschen weder krank noch gesund gemacht, denn sonst wäre es in den Apotheken zu haben und die Aerzte gebrauchten es, die

doch gewiß eben so gut wie Ihr von seinen vermeintlichen Wirkungen gehört haben müssen. Durch derlei abergläubische Spiegelfechtereien täuschen die Zigeuner vielleicht hier und da gutmüthige Landleute, um dadurch Furcht und Geschenke zu erzwingen. Mit dem Milchaussaugen des Igels ist es noch viel weniger; dazu ist seine rüsselförmige Schnauze und sein Gebiß gar nicht eingerichtet, und ich möchte wohl einmal sehen, wie das kleine Geschöpf es anfinge, dem großen Euter einer Kuh Milch zu entlocken; er vermöchte mit dem besten Willen die Zitze nicht so weit zu packen, wie dies dazu unumgänglich nothwendig ist. Wenn der Igel manchmal in Ställen betroffen wird, so ist er gar nützlich beschäftigt; er befindet sich nämlich auf der Mäusejagd."

„Das ist auch wahr," unterbrach mich der Gärtner; „es fällt mir ein, daß ich selbst schon einen Igel mit einer Maus zwischen den Zähnen gesehen habe!"

„Ja, und außer den Mäusen frißt er schädliche Insecten, Schnecken, Würmer und Schlangen, so daß er der größte Freund des Menschen zu heißen verdient. Zu solchem hat ihn die allweise Natur bestimmt und darum hat sie diesem harmlosen, thätigen und nützlichen Thiere auch eine Eigenschaft verliehen, welche es vor allen übrigen Geschöpfen außerordentlich auszeichnet. Von allen lebenden Wesen ist, zahlreichen Erfahrungen nach, der Igel das einzige, welchem kein Gift schadet. Weder der Arsenik, noch die Bisse der Giftschlangen vermögen ihm etwas anzuhaben; Beide verzehrt er mit dem größten Appetit und ist namentlich der unermüdliche Vertilger der einzigen deutschen Giftschlange, der Kreuzotter. Aus diesem Grunde ist es mir oft vorgekommen, als könne südlichen Ländern, wo es so viele giftige Kriechthiere giebt, keine größere Wohlthat erwiesen werden, als wenn man den Igel dorthin verpflanzte und es versuchte, ihn daselbst heimisch zu machen."

„Ich sehe schon," sagte der Gärtner, daß es mit dem Baumklettern ebenfalls Nichts ist, und daß Sie auch in dieser Hinsicht den Igel weiß waschen können."

„Allerdings ist es Nichts damit," fuhr ich fort. „Seht nur einmal das Thier genau an und dann sagt mir, ob Ihr es für möglich haltet, daß es einen Baum hinaufklettern kann? Freilich liebt der Igel einen guten Apfel und eine saftige Birne recht sehr und läßt sich dieselben wohlschmecken, wenn er sie im Grase findet; allein weitere Mühe giebt er sich nicht darum. Es mag wohl vorgekommen sein, daß sich einmal zufällig eine Frucht an seinen Stacheln fest-

spießte und er damit davongelaufen ist; freiwillig jedoch trägt er solche Last, die ihm sehr hinderlich wäre und die er kaum wieder los werden könnte, gewiß nicht fort. Der kleine Schaden aber, den der Igel dem Menschen zufügt, wenn er ihm einige Stücke abgefallenen Obstes entführt, wird allein schon dadurch aufgewogen, daß er die Wurzeln der Quecke und des Wegerich's, zweier schlimmen Unkrautpflanzen, eben so gern aufsucht und ausgräbt. Außerdem frißt er keine Pflanzenstoffe, sondern lebt blos von menschenfeindlichem Ungeziefer. Daher wird er von vorurtheilsfreien und vernünftigen Menschen nicht nur geschützt und gehegt, sondern auch trotz seines üblen Geruchs als Hausthier gehalten, wo er dann den Speicher von Mäusen, die Küche von Heimchen und den Keller von Schaben reinigt. Kurz, noch einmal, es giebt wenig nützlichere, harmlosere Thiere wie der Igel, und tief beklagenswerth ist es, daß er noch so gar häufig mit einer Haſt und Grausamkeit verfolgt wird, welche am gesunden Sinn des Menschen verzweifeln lassen."

Meister Jacob sah mich, als ich geendet hatte, lächelnd an, kratzte sich gedankenvoll den Kopf und sagte: „Ich hätte kaum geglaubt, daß ich in einer kurzen Stunde und in meinen alten Tagen noch so viel lernen könnte, wie heute. Aber ich bin Ihnen dankbar dafür, denn zum Lernen ist man nie zu alt, und ich will mir Mühe geben, das, was ich vernommen habe, anzuwenden und auch auf Andere überzutragen. Dem Maulwurf und dem Igel geht es wie vielen Menschen: Jedermann weiß nur Böses von ihnen zu sagen, aber ihre Verdienste bleiben im Stillen."

„Wo es sich aber um den eigenen Nutzen handelt, da sollte man doch wenigstens bereit sein, dieselben anzuerkennen!" entgegnete ich, und dann schieden wir von einander, ein Jeder an seine Arbeit. — Ein Paar Tage darnach sah ich, ohne gesehen zu werden, wie Meister Jacob einen gefangenen Maulwurf sorgfältig in die Baumschule trug, wo die Engerlinge vielen Schaden anrichteten, ohne daß man ihnen auf geeignete Weise hätte beikommen können, und ihn daselbst laufen ließ. Später erblickte ich auch einen Igel im Kuhstall und die Knechte erzählten mir, sie hätten ihm in mancher mondhellen Nacht aufgelauert, ob er an den Kühen sauge, aber er habe sich um weiter Nichts bekümmert, als um Mäuse, und diese finge er mit größerer Geschicklichkeit, als die beste Katze.

Die geflügelten Freunde und Gehilfen der Landwirthschaft.

Der Landmann hat Freunde und Berufsgehilfen, die er theils gar nicht, theils nicht genug kennt und allermeist nicht nach Gerechtigkeit, sondern nach der Weltart, nämlich mit Undank lohnt. Zwar wollen diese Freunde und Gehilfen keinerlei Tagelohn und es machen ihre Dienste dem Landwirth keinerlei Auslagen; die Diener sind zufrieden, wenn sie nur nicht verjagt, verfolgt, gequält oder gar umgebracht werden für ihre Dienste. Wer sind diese unerkannten und schlecht belohnten Freunde des Landwirths? Das sind die Thiere von mancherlei Art. Die für die Landwirthschaft nützlichen Thiere zu kennen, sie zu schonen, ja zu hegen, ist eben so sehr Pflicht der Menschlichkeit, als es im eigenen Nutzen und Interesse des Menschen liegt, besonders des Landmanns.

Es ist schon oftmals geklagt worden, daß es in den Wäldern und Feldern nimmer so lebendig sei mit lustigem Vogelgesang, wie in früheren Jahrzehnten, ja daß manche Gattungen von Singvögeln fast wie ausgerottet seien. Es ist drüber geklagt worden, daß diese Armuth an Vögeln außer dem Mangel der lieblichen Waldmusik noch größeren Nachtheil mit sich führe in dem Ueberhandnehmen des Ungeziefers, namentlich der den Obstsegen vernichtenden Baumraupen. Das ist wahr. Es ist deswegen der Wunsch schon oft laut geworden, das Fangen und Halten der Vögel solle ganz verboten, oder darauf eine so große Steuer gelegt werden, daß den Vogelliebhabern ihre Liebhaberei verginge. Es ist aber spaßig und ärgerlich, wenn manchmal darüber, daß Jemand ein Vögelein im Käfig hält, sich solche Leute ereifern, die ohne Bedenken ein halb Dutzend Krammetsvögel, Schnepfen oder Lerchen auf Einen Sitz verspeisen. Das heißt: Mücken seigen und Kameele verschlucken. Auch ist's gewiß der alten Großmutter, die dort Schwachheitshalber im Bette liegt und Niemanden daheim hat, der ihr die Fliegen wehrt und die Zeit vertreibt, weil Alt und Jung draußen mit der Erndte beschäftigt ist, wohl zu gönnen, wenn ein zahmes Stärlein bei ihr herumspaziert und ihr die Fliegen und anderes Ungeziefer fleißig wegfängt, und man muß ihr diesen Diener nicht durch Steuern unmöglich machen. Und dem armen Schuhmacher dort, der eine Freude an der Musik hat, aber keine Kronenthaler besitzt, um in Theater und Concerte zu gehen, muß man's auch gönnen, wenn über seiner Brücke am offenen Fenster ein Distelfink im Käfig lustig singt und

den Schuster erfreut. In all solchen Fällen werden die Thierlein, die zu der Menschen Dienst da sind, immer noch rücksichtsvoller und menschenfreundlicher behandelt, als wenn man sie fängt, um sie zu braten und zu speisen.

Freilich sagen manche Leute: das ist wohl wahr und es wäre nicht viel dagegen einzuwenden, wenn da und dort Jemand einen Vogel halten will; aber man bedenke, wie die Kinder Nester zerstören, Eier zerbrechen, Junge rauben und elendiglich umkommen lassen. Da sollten die Schulmeister die Jugend besser belehren vom Nutzen der Vögel, damit die Kinder solche böse Arbeit unterließen. Ja, sagt der Bote, das ist wahr, böse Buben, große und kleine, gehen oft gottlos mit den armen Vögelein um, und zwar gerade zur Brutzeit. Aber daran sind die Schulmeister nicht Schuld. Diese und auch die Pfarrer belehren schon längst alle Jahr ein paarmal die liebe Jugend über den Nutzen der Singvögel, und wie es Sünde und Schande sei, sie zu stören und zu rauben. Auch an Schlägen fehlt's nicht, wenn ein Delinquent zur Anzeige kommt. Aber bekanntlich hängen die Nürnberger keinen, sie hätten ihn denn zuvor. Und die Meinung, man dürfe der lieben Jugend nur einmal recht deutlich sagen, was gut und nützlich sei, dann thue sie es unweigerlich, ist eben grundfalsch. Das könnten die alten Herren an sich selber abnehmen, daß Wissen und Wollen zweierlei Ding ist. Soll dieser Kinderunfug abkommen, so müssen mit den Schullehrern und Schulbehörden auch die Polizei, das Forstpersonal, die Feldschützen und ganz absonderlich die Eltern zusammenwirken.

Die Schonung der Vögel bei uns in Deutschland ist aber um so nöthiger, da manche der nützlichsten Vögel Strich- und Zugvögel sind und in wärmere Gegenden, namentlich nach Italien, wandern.

Wir wollen in Kürze diejenigen Vögel nennen, die dem Landwirth am nützlichsten sind. Und darunter müssen wir manche namhaft machen, die mit dem größten Unrecht verfolgt und vertilgt werden als schädlich, während sie theils nur nützlich, theils überwiegend nützlich sind.

Die Raubvögel. Was diesen Namen trägt, glaubt man als schädlich vertilgen zu dürfen. Und allerdings giebt's schädliche Raubvögel, welche besonders die Bruten und Jungen nützlicher Vögel und anderer Thiere verzehren. Solche sind die Edelfalken, Habichte, Sperber, Weihen und Adler. Nützlich aber sind, hauptsächlich wegen der Vertilgung der Mäuse, die Bussarde oder Mäusefalken und die Eulen. Ein Bussard bedarf im Jahr min-

destens 6000 Mäuse zur Nahrung; dies giebt auf 1 Tag 16 Stück; man hat aber schon 20, 25 — 30 Stück in seinem Kropf gefunden. Im Gothaischen sind vor mehren Jahren in einem Bezirk, nicht viel größer als ein Oberamt, binnen drei Wochen 400 Bussarde geschossen worden. Damit wurden wenigstens 2 ½ Millionen Mäusen das Leben gerettet. Eine Eule braucht jährlich etwa 3000 Mäuse; sie frißt auch, besonders die Schleiereule, die gern auf Thürmen wohnt, Ratten. Wie oft aber sieht man bei uns, im tollsten Unverstand, Eulen an Scheunenthore angenagelt, als hätte der Bauer eine Freude daran, daß jetzt die Mäuse in seiner Scheune freie Pürsch haben! — Zu den sehr nützlichen Vögeln gehören auch die Dohlen und Saatkrähen. Sie sind nicht mit den schädlichen Elstern und Raben zu verwechseln, die zwar auch den Mäusen, jedoch auch den nützlichen Thieren nachgehen, während jene Würmer, Engerlinge, Werren zu Tausenden aus dem Boden graben und bohren. Unverständige Bauern jagen oft diese nützlichen Vögel von ihren Wiesen und Feldern und geben ihnen Schuld, daß sie das Gras und die Saat abfressen, während diese Thierchen vielmehr das Ungeziefer holen, das zuvor schon die Gras- oder Saatwurzeln abgefressen hat.

Ehe wir von den Raub- zu den Singvögeln gehen, ist noch Einiges über etliche andere gute Freunde des Landwirths aus der Vogelwelt zu sagen. Die Spechte sind von doppeltem Nutzen. Sie vertilgen eine Unmasse von schädlichem Ungeziefer da, wo es kein anderer Vogel finden kann, nämlich im angegriffenen Holze. Der Specht hämmert keine guten, sondern nur schadhafte Bäume an; er ist also kein Holzverderber, sondern befreit den Baum von den Holzverderbern. Eben damit ist er zugleich für viele Singvögel ein guter Zimmermeister, indem er ihnen geschickte Nisthöhlen in den Bäumen aushaut. Man zählt etwa zwanzig Arten von Vögeln, sogenannte Höhlenbrüter, für die der Specht arbeitet und ihnen Häuser baut. Und alle diese zwanzig Arten sind Vertilger schädlichen Ungeziefers. So der Wiedehopf, der besonders den Werren zu Leibe geht, und der Wendehals.

Zu den sehr nützlichen Vögeln gehört auch der Kukuk. Er hat freilich eine arge Untugend. Bekanntlich legt er seine Eier anderen, viel kleineren Vögeln in's Nest, und die müssen sie ausbrüten und seine gefräßigen Jungen auffüttern. Der junge Kukuk drückt, wenn er heranwächst, allmälig die rechtmäßigen Kinder seiner Pflege-Eltern aus dem Nest, so daß diese zu Grunde gehen. Da aber der

Kukuk vom Schöpfer dazu angewiesen ist, alle stark behaarte Raupen zu fressen, die kein anderer Vogel anrührt, und da er deswegen einen besonders großen Magen haben und sein Futter weit herum suchen muß, so war es nöthig, ihm das Brütegeschäft abzunehmen und anderen zu übertragen, damit er seinem Berufe, der Vertilgung der haarigen Raupen, der schlimmsten unter allen, ausschließlich obliegen könne. Der Kukuk legt seine Eier stets den Singvögeln ins Nest, und zwar etlichen dreißig Arten derselben. Er hat die wunderbare Fähigkeit, Eier von verschiedener Farbe zu legen, und legt jedem Vogel ein Ei von eben der Farbe ins Nest, wie es der Vogel selbst legt.

Was sagt aber der Bauersmann, wenn wir jetzt die Sperlinge unter den nützlichen Vögeln aufzählen? Hat man nicht Spatzenschützen? zahlt man nicht je und je für jeden gelieferten Spatzenkopf einen Groschen aus der Gemeindekasse? Das thäte man doch nicht, wenn der Sperling nützlich wäre! Weit gefehlt! siehe, du zahlst auch den „Mausfänger" aus der Kommunkasse und giebst ihm noch extra vier bis sechs Groschen aus deiner Tasche für jeden Maulwurf, und doch thust du damit nichts, als daß du den Werren und Engerlingen das Leben rettest und dafür noch Geld zahlst. Laß dir, lieber Freund, etwas sagen. Nach Australien hat man 500 Sperlinge aus Europa holen lassen. Warum? um dem Raupenfraß zu wehren. Ferner: der König von Preußen, der alte Fritz, ließ in Potsdam alle Spatzen eifrigst wegschießen. Das Jahr darauf ließ er aus andern Städten wieder solche hinbringen, weil das Ungeziefer gar zu arg überhand nahm. Der Spatz geht an Früchte und Beeren, aber weit mehr räumt er allerlei Ungeziefer auf; namentlich Blattläuse und nackte Raupen sind ihm für sich selbst und seine Jungen ganz willkommen. Auch die Meisen, Finken, Zeisige und Ammern (Emeritzen), welche allerdings auch mehr oder weniger Körner fressen, nähren sich doch eben sowohl von Ungeziefer und brauchen namentlich auch für ihre Jungen eine unzählige Masse desselben. Dasselbe ist bei den Lerchen der Fall. Selbst die Wachteln, Wiesenknarrer (Wachtelkönige) und Rebhühner fressen außer Körnern auch zahllose Insecten, Würmer und Schnecken. Die schon genannten Meisen verdienen um so mehr Schonung, je üblicher es ist, daß zu Zeiten fast jeder Bube seinen Meisenschlag hat, wodurch sehr viele dieser nützlichen Thierchen elend zu Grunde gehen. Die Meisen gehören zu denjenigen Vögeln, die das Ungeziefer schon im Keime vertilgen. Sie suchen

schon die Eier und Larven desselben auf, und da man weiß, daß jeder Vogel täglich so viel Nahrung an Gewicht braucht, als er selber schwer ist, so hat man berechnet, daß Eine Meise jährlich mindestens 300,000 Stück Insecten und Brut derselben verzehrt. Es geht also in die dreißig Millionen, was nur von hundert Meisen jährlich an Raupen, Schmetterlingen u. s. w. vernichtet wird. Ein besonderes Fürwort müssen wir für den Staar einlegen. Er ist einer der allernützlichsten Vögel. Er holt, so lange sie noch nicht tief im Boden stecken, Engerlinge, Werren, Regenwürmer, frißt nackte Schnecken, Heuschrecken, auch Raupen, namentlich die Kohlraupen. Um seine Nahrung zu finden, weiß er in Wald und Feld die Baumblätter trefflich umzuwenden, um das unterhalb verborgene Ungeziefer zu erhaschen. Eben dasselbe thun auch die Drosseln, zu denen bekanntlich die Amsel gehört, und von denen zum Dank für ihre Mühe Tausende weggefangen werden, um sie zu verspeisen. Von den Schwalben, Nachtigallen, Roth- und Blaukehlchen, Grasmücken, überhaupt allen eigentlichen Sängern, weiß Jedermann, daß sie sich ausschließlich vom Ungeziefer nähren. Diese und die andern Ungeziefer fressenden Vögel haben noch das besondere Verdienst, daß sie diesen Verderbern den Garaus machen, wenn sie noch kein menschliches Auge zu sehen vermag. Gieb einmal zur Winterszeit darauf Achtung, wie z. B. der Baumläufer, welcher oft mit dem Specht verwechselt wird, an den Stämmen und Aesten der Bäume auf und abläuft und sich etwas zum Fressen holt, wo du weit und breit nichts gesehen hast. Gieb ferner darauf Achtung, wie andere Vögel zur Winterszeit an den Augen der Bäume herumpicken (der Unverstand meint, sie picken die Augen ab) und dort die kaum sichtbaren Eier der Raupen und anderen schädlichen Ungeziefers ablesen. Sieh einmal zu, wie im Frühling viele Vögel in die sich entfaltenden Knospen der Bäume so eifrig hinein langen; dort holen sie die sich gerade entwickelnden Jungen des Ungeziefers aus ihren Wiegen heraus, ehe sie groß gewachsen und viel schaden können. Wenn nun ein unwissender Landwirth die zarten Blättlein und Blüthen angefressen sieht, so beschuldigt er den Vogel, der habe sie angepickt; es ist aber weit gefehlt, das hat vielmehr das sich entwickelnde Würmlein gethan und der Vogel hat ihm das Handwerk gelegt, ehe es das Meisterstück machen konnte. Welchen Schaden aber die Raupen an fruchtbaren Bäumen thun, das weiß fast jeder Bauer aus eigener Erfahrung. Zu den verderblichsten gehören die Forst-

und Obstspanner, die besonders an Kirschbäumen großen Schaden thun. Professor Nördlinger hat in seinem Werke: „Die kleinen Feinde der Landwirthschaft“ berechnet, daß im Jahre 1853 diese Spanner allein im Oberamt Kirchheim in Würtemberg an den Kirschbäumen einen Schaden von 170,000 Gulden angerichtet haben. Wie nützlich wären dort ein paar tausend Meisen gewesen, deren Eine an einem kurzen Wintertag bis zu tausend Eiern von solchen Raupen zu vertilgen vermag!

Absichtlich sind hier wieder die Meisen genannt, weil sie nicht blos Insecten, sondern auch Körner fressen. Wir wollen einmal unparteiisch zu Gericht sitzen über die Missethäter. Und da müssen wir für's Erste erwägen, daß man Felder und Bäume auf mancherlei wirksame Weise vor ihnen schützen und bewahren kann; für's Andere, daß sie jährlich eine Masse von Unkrautsamen verzehren, wohl viele, hundertmal mehr als gute Früchte wegfressen; und drittens, daß man vernünftigerweise doch lieber einige gute Früchte den Vögeln zu gut kommen läßt, wo sie doch zu Erhaltung und Vermehrung der Feinde des Ungeziefers dienen, als daß man das Ungeziefer selbst dadurch sich erhalten und vermehren läßt. Somit sind und bleiben sie überwiegend nützliche, die beste Schonung und Pflege verdienende Vögel.

Der Landmann stört übrigens oft genug die ihm nützlichen Vögel nicht nur durch ihre Vertilgung, sondern auch durch Zerstörung und Beseitigung der Orte, wo sie nisten und Junge hecken können. Die Felder nämlich haben ihren Schutz weniger von denjenigen Vögeln, welche im Walde wohnen, als vielmehr von denen, welche im Felde selber ihren Wohnsitz haben. Macht man nun die Felder, Aecker und Wiesen recht kahl von Hecken und Bäumen, so finden daselbst die Vögel keine Nistplätze und sind genöthigt, sich in Wälder zurückzuziehen und die Felder dem Ungeziefer preiszugeben. Gegenwärtiger Zeit ist aber unter dem werthen Bauernstand fast eine halbe Wuth, alle Hecken auf dem Felde, alles Erlen- und andere Gebüsch an Bächlein wegzurasiren. Ich weiß wohl, warum man das thut. Man sagt, diese Hecken und Gebüsche seien die Schlupfwinkel und Geburtsorte der Raupen, Käfer, Mäuse und alles Ungeziefers. Und das ist ganz richtig. Aber sie sind auch die Wohn- und Brüteplätze der Vertilger dieses Ungeziefers, also wahre Speisekammern, ja gedeckte Tische für die Vogelwelt. Dadurch aber, daß man Hecken, Sträucher und Bäume ausrottet, wird das Ungeziefer nicht auch ausgerottet, sondern es sucht sich nur andere Wohnplätze,

wo es noch mehr Schaden thut und den Vögeln nicht so nah am Schnabel ist. Ein Beispiel soll das zeigen. Die so verderblichen Spanner, von denen schon die Rede war, wohnen bei uns hauptsächlich in den Dornhecken, an dem Schlehengebüsch. Wo sie solches vorfinden, da nehmen sie damit vorlieb. Wo man aber das Gebüsch brav ausrottet, da machen sie sich an Pflaumen-, Zwetschen- und Kirschenbäume. In England und in Belgien versteht man auch etwas von Landwirthschaft. Dort rasirt man aber die Felder nicht so kahl, sondern man pflanzt und erhält geflissentlich Feldbäume und Hecken, um den geflügelten Freunden und Gehilfen des Landwirths viele Gelegenheit zum Nisten und Wohnen zu bieten und sie gegen die verderblichen Feinde der Landwirthschaft recht zahlreich in der Nähe zu haben. Gehe hin und thue desgleichen!

Der König hilft.

Charakterzug aus dem Leben Königs Friedrich Wilhelm III.

Wenn Du von der märkischen Stadt S. eine halbe Meile weiter nach Osten gehst, kommst Du an die Stadthaide. Nur wenige Schritte in dieselbe, und die freundliche Stadtförsterei liegt vor Dir. Unter den hohen Kastanien, die das Dach weit überragen, findest Du heute glückliche, spielende Kinder, und Du siehst es dem lieblichen Bilde, das sich vor Dir erschließt, nicht an, welche Sorge und Kümmerniß in den zwanziger Jahren über dies Haus hinzogen.

Wohl gab's damals auch Kinder, große und kleine, in dem Hause; sie waren aber still und traurig und sahen die Mutter in Trauerkleidern häufig aus der Stadt heimkehren, immer mit sorgenvollem Gesicht und verweinten Augen. Sie war seit einigen Monaten Wittwe und der Gedanke an die Zukunft und an ihre unversorgten Kinder preßte ihr das Herz zusammen. Der Rath der Stadt war mit dem verstorbenen Förster außerordentlich zufrieden gewesen und hatte den lebhaften Wunsch, den erledigten Posten auf den ältesten, zwanzigjährigen Sohn des Verstorbenen übertragen zu dürfen. Ein Gesuch an das Garde-Jäger-Bataillon um Entlassung des jungen H. ward jedoch abgelehnt: „Der Jäger H. diene erst im zweiten Jahr und das Gesetz gestatte keine Ausnahme.“ Der Bescheid war kurz und deutlich und gewiß gerecht; aber mit den Wünschen des Raths und dem Herzen der Försterin stimmte er

nicht. Es wurde ein zweites dringlicheres Gesuch an den Minister gerichtet; umsonst — der Erfolg war derselbe.

Unterdeß waren seit dem Tode des Försters Monate vergangen; die Wiederbesetzung der Stelle wurde von Tage zu Tage nothwendiger, wenn die Stadt vor Nachtheilen bewahrt bleiben wollte. Beim Magistrat der Stadt lag ein ganzer Stoß von Bewerbungen um den erledigten Försterposten. Die Sache war nicht mehr aufzuhalten, und unsere arme Wittwe sah den Tag mit Schrecken nahen, an welchem sie mit ihren Kindern das Haus verlassen mußte, in dem sie so viele glückliche Jahre gesehen hatte.

Nun mag es wohl in unserm lieben Preußenland schon lange so sein, wenn Einer recht tief in Noth steckt und alle gewöhnlichen Mittel wollen nicht mehr anschlagen, daß er dann denkt: „Der König hilft." Die Gerechtigkeit trägt eine Binde und soll sie tragen; aber die Gnade hat ein Auge und ein lebendiges Herz. Unsre Försterwittwe freilich dachte zunächst nicht so. Fürs Erste war sie eigentlich keine Preußin, und für's Andere hatte die Angst ihr den Gesichtskreis verengt und alle Hoffnung auf Hilfe genommen. Indeß

Denk' nicht in Deiner Drangsalshitze,
Daß Du von Gott verlassen seist!

Die Frau wurde eines Tages in die Stadt zum Bürgermeister aufs Rathhaus bestellt. Der menschenfreundliche Mann redete sie an: „Liebe Frau, Ihre Sache steht so, daß nur noch ein einziger Weg Sie retten kann. Gehen Sie persönlich zum König!"

„Ach, ich zum Könige? Lieber Herr Bürgermeister, ich zum Könige?"

„Ja, Sie müssen zum Könige gehen und ihm Ihre Lage vorstellen. Sie kennen den König noch nicht; er hat ein Herz für arme Leute."

„Aber, ich kann ihm das nicht so sagen, dazu fehlt mir der Muth."

„Ich gebe Ihnen ein Schreiben mit, das Sie dem Könige überreichen können; darin soll Alles ordentlich geschrieben stehn."

Schon am folgenden Tage war die Försterin auf dem Wege nach Berlin. Sie fand den König dort nicht; er war auf Sanssouci. Sie ging nach Potsdam. Mit klopfendem Herzen und zitternden Knieen stieg sie die Terrassen hinauf. Oben vor dem Schlosse fand sie die Schildwache.

„Ach, erlauben Sie, wohnt hier der König?"

„Ja."

„Ob ich ihn wohl sprechen darf?"

„Stellen Sie sich dort hin; der König ist ausgegangen; er muß bald zurückkommen."

Mit dem Briefe in der Hand, das Gesicht nach der Terrasse gewendet, hatte sie kaum zehn Minuten auf der Stelle gewartet, die der Soldat ihr angewiesen, als der König, von ihr bis dahin unbemerkt, plötzlich neben ihr stand. Er machte einen Augenblick Halt, als er die Frau mit dem Briefe sah. Ist gewiß nicht Jedermanns Ding, in solcher Lage Alles ordentlich vorbringen zu können, wenn man's vorher auch noch so schön zurecht gelegt hat. Unsere Försterin war keines Wortes mächtig. Sie sah in das ernste Angesicht des Königs, mit bebender Hand ihm den Brief hinhaltend.

„Wünschen?" fragte der König.

„Ach, Majestät, ich habe eine rechte Bitte —!"

„Sprechen, sprechen."

„Mein Mann war Stadtförster in S. Er ist gestorben; ich habe acht Kinder; mein Sohn soll Förster werden, aber die Soldaten in Potsdam wollen ihn nicht loslassen. Nun wollte ich bitten — —"

„Sohn ist Jäger?"

„Ja, Majestät."

„Wie lange dient er?"

„Etwas über ein Jahr. Steht Alles in dem Briefe."

„Mir den Brief geben. Werde die Sache untersuchen lassen. Sollen Bescheid haben."

Der König machte eine kurze Handbewegung und schritt, die Adresse lesend, langsam weiter.

In diesem Augenblick nahm die Frau alle ihre Kraft zusammen, hatte mit wenigen Schritten den König eingeholt und, ihm zur Seite tretend, fragte sie: „Majestät kennen mich wohl nicht mehr?"

Der Angeredete stand still, sah mit prüfendem Blick die Fragerin an und erwiederte: „Haben uns schon gesehen?"

„Ja. Als Ihr Herr Vater Krieg mit den Franzosen hatte, waren Sie als Kronprinz auch mit am Rhein, bekamen aber das Fieber und mußten in Frankfurt zurückbleiben. Als das Fieber vertrieben war, stellte sich großer Hunger ein und die Aerzte hatten fast alles Essen untersagt. Ich diente damals in dem Hause und durfte Ihnen einige Mal heimlich einige Kartoffeln —"

„Ah, heißen Dörthe?"

„Ja, so wurde ich dort genannt."

„Ja, ja! Ich erinnere mich der Hungerkur noch ganz deutlich. Oft habe ich der Kartoffeln gedacht."

Der König schwieg einige Augenblicke. Er schien, den Blick zur Erde gesenkt, über etwas nachzudenken. Wohl mochten die Bilder jener Zeit an seiner Seele vorüberziehen. Frankfurt! Dort war ihm der Stern seines Lebens aufgegangen; dort hatte er sein Glück gefunden.

Dann reichte er in herzlichster Weise der Frau die Hand und sprach mit weicher Stimme: „Ist lange her! Beide alt geworden. Nicht wieder erkannt haben. Aber wie hier nach der Mark?"

Und nun erzählte die Frau, die alle Beklommenheit verloren hatte, wie ihr Mann als Jäger den Feldzug ebenfalls mitgemacht, wie sie sich in Frankfurt kennen und lieben gelernt, und wie mehrere Jahre später und nachdem ihr Bräutigam die Stadtförsterstelle in S. erhalten, sie sich verheirathet und glücklich mit einander gelebt hätten. Der König sah gerührt auf die Erzählerin in Trauerkleidern. War's doch eigentlich seine Geschichte, die er aus ihrem Munde hörte. Sie hatte nun auch verloren, was sie in Frankfurt fand.

Nach herzlichen Worten der Theilnahme fuhr der König fort: „Ruhig nach Hause reisen. Nicht Alles so schlimm, wie aussieht. Helfe gern."

Mit viel leichterem Herzen verließ sie den König und Sanssouci. Ihrem Sohne, dem Garde-Jäger Karl H., erzählte sie, daß sie den König gesprochen, daß er gar herablassend und gnädig gewesen und ihr noch zuletzt gesagt habe: „Helfe gern."

Kurze Zeit darnach war der 3. August. Das Försterhaus bei S. war mit Kränzen geschmückt; über der Thür hing die Inschrift: „Der König hoch!" Von Kastanie zu Kastanie wanden sich Guirlanden. Hättest Du, lieber Leser, an dem Tage vor dem Hause gestanden, Du hättest gesehen, wie eine gerettete, glückliche und dankbare Familie Königs Geburtstag feierte.

Und damit ist eigentlich die Geschichte zu Ende. Der Erzähler hat einst in S. gewohnt, hat sie alle gekannt, die Personen, vom Könige und dem Herrn Bürgermeister an bis zum kleinsten Büblein der Försterin, hat auch gesehen die Treue, mit welcher der junge Förster das Wort der Kabinets-Ordre: „Er soll verpflichtet sein, sich seiner Mutter und Geschwister anzunehmen", gehalten hat. Es ist das aber Alles lange her. Der König und der Bürgermeister, die Försterswittwe und der vormals junge Stadtförster sind schlafen

gegangen. Dem Erzähler ist längst das Haar ergraut und nur die Sorge, es möchte dieser schöne Zug eines frommen, dankbaren Königsherzens vergessen werden, hat ihn bewogen, Dir, lieber Leser, zum wiederkehrenden 3. August zu erzählen, wie der König hilft.

(Neue Preuß. Zeitung.)

Des alten Försters Segen.

Mit dem alten Förster heut
Bin ich durch den Wald gegangen,
Während hell im Festgeläut
Aus dem Dorf die Glocken klangen.

Golden floß in's Laub der Tag;
Vöglein sangen Gottes Ehre,
Fast als ob's der ganze Hag
Wüßte, daß es Sonntag wäre.

Und wir kamen in's Revier,
Wo umrauscht von alten Bäumen
Junge Stämmlein sonder Zier
Sproßten auf besonnten Räumen.

Feierlich der Alte sprach:
„Siehst Du über unsern Wegen
Hoch gewölbt das grüne Dach?
Das ist unsrer Ahnen Segen.

Denn es gilt ein ewig Recht,
Wo die hohen Wipfel rauschen;
Von Geschlechte zu Geschlecht
Geht im Wald ein heilig Tauschen.

Was uns noth ist, uns zum Heil
Ward's gegründet von den Vätern,
Aber das ist unser Theil,
Daß wir gründen für die Spätern.

Drum im Forst auf meinem Stand
Ist mir's oft, als böt' ich linde
Meinem Ahnherrn diese Hand,
Jene meinem Kindeskinde.

Und sobald ich pflanzen will,
Pocht das Herz mir, daß ich's merke,
Und ein frommes Sprüchlein still
Muß ich beten zu dem Werke;

„Schütz' euch Gott, ihr Reiser, schwank!
Mögen unter euern Kronen,
Rauscht ihr einst den Wald entlang,
Gottesfurcht und Freiheit wohnen;

Und Ihr Enkel, still erfreut,
Mögt Ihr dann mein Segnen ahnen,
Wie's mit frommem Dank mich heut
An die Väter will gemahnen."

Wie verstummend im Gebete
Schwieg der Mann, der tief ergraute,
Klaren Auges ein Prophet,
Welcher vorwärts, rückwärts schaute,

Segnend auf die Stämmlein rings
Sah ich dann die Händ' ihn breiten;
Aber in den Wipfeln ging's
Wie ein Gruß aus alten Zeiten.

Gebhardt Leberecht von Blücher.

In Harren und Krieg,
In Sturz und Sieg
Bewußt und groß,
So riß er uns vom Feinde los.

So schrieb einer der größten deutschen Dichter, Göthe, einem der größten deutschen Helden, Blücher, auf seinen Grabstein zu Krieblowitz in Schlesien. Dort ist er am 12. September 1819 gestorben. Der Kalendermann erwähnt nur, daß dieser Leberecht zu Rostock am 16. Dezember 1742 geboren ist und überspringt dann mit einem Satz die ganze Zeit mit allen kleinen und großen Heldenthaten, die sein Held dazwischen liegen hat bis 1813. Da hatte er bereits seine 71 Jahre auf dem Rücken, aber ein deutsches Herz frisch im Leibe und einen Husarensäbel fest in der Faust.

Der Tanz ging los.

Was blasen die Trompeten? Husaren heraus!
Es reitet der Feldmarschall im fliegenden Saus.

Am 2. Mai bei Lützen geriethen die Preußen zum Erstenmal wieder mit den Franzosen zusammen, jeder Theil meinte gesiegt zu haben. Bei Bautzen hatte Napoleon drei Tage Arbeit (19.—21. Mai), eh' er die Oberhand gewann. Im August kam's anders. Bülow besiegte die Franzosen, die am andern Tag schon in Berlin einmarschiren wollten, am 23. August bei Großbeeren — der Einmarsch unterblieb. Indessen stand Blücher in Schlesien an der Katzbach. Die Franzosen rückten an. „Nun Kinder, sind genug Franzosen herüber! Vorwärts!" Der Regen schoß in Strömen. Die Einen stürmten mit dem Bajonnet, die Andern drehten 's Ge-

wehr um und schlugen mit den Kolben auf die Köpfe. „'s fluscht besser“ schrien sie und heidi das gab den schönsten Sieg und hinterdrein die lustigste Hetzjagd. Seit dem Tag war Blücher der Marschall „Vorwärts“. Nun vorwärts nach Leipzig! Da stand er bei Möckern auf dem rechten Flügel und wahrlich auf dem rechten Fleck. Stand? Nicht doch: Vorwärts!

O schauet, wie ihm leuchten die Augen so klar!
O schauet, wie ihm wallet sein schneeweißes Haar!

Vorwärts! Nach Paris! heißt nun die Losung. Blücher siegt bei La Rothiere 1. Februar 1814 und bei Laon am 9. März. Am 31. März zogen die Verbündeten in Paris ein.

Napoleon ward abgesetzt, es ward Frieden; aber nicht auf lange. In dieser Zeit machte der alte Blücher eine Reise nach England. War das ein Leben! Auf ihren Schultern haben sie ihn getragen, sich um seine Haare gerissen. Oxford machte ihn zum Doktor der Weltweisheit. Hätten sie erst gewußt, wie er bald hernach die Engländer aus der Patsche heraushauen würde, was hätten sie da erst angefangen.

Napoleon kam von Elba zurück und der alte Tröbel ging wieder los. Da wär's dem Blücher beinahe schlecht gegangen. Am 16. Juni 1815 wird er bei Ligny geschlagen, er selbst ist nahe dran in Gefangenschaft zu gerathen. Sein Gaul ist getroffen, fällt und kommt auf den Reiter zu liegen. Die Franzosen sprengten an ihm vorbei, ein Glück, daß sie ihn nicht gemerkt haben. So kam er glücklich davon.

Der Doktor sagt, Blücher solle sein gequetschtes Bein mit Branntwein einreiben. Ei, was da? Er nimmt das Mittel inwendig, sitzt auf einen andern Gaul und sammelt seine Leute. Soll er nicht rückwärts gehen? War er nicht geschlagen? Umgekehrt! Vorwärts drauf drauf!

Der Doktor kommt wieder, will einreiben. „Ach was“, ruft der Alte, „was soll das Schmieren! Ob ich heut' balsamirt oder unbalsamirt in die andere Welt gehe, das kommt auf eins 'raus!“

Seine Leute sind todtmüde.

„Kinder, wir müssen vorwärts. Ich hab's meinem Bruder Wellington versprochen. Ihr wollt nicht, daß ich zum Hundsvott werde. Vorwärts!“

Das hatte Napoleon sich nicht träumen lassen, daß der geschlagene Blücher nur so umdrehen und wieder anbeißen werde.

Auch Wellington verzweifelte schier: „Ich wollt' es würde Nacht oder es kämen die Preußen." Und die Preußen kamen. Hurrah Waterloo! — Zum Zweitenmale ging's nach Paris.

Wär's nach ihm gegangen, dann wären Elsaß und Lothringen jetzt wieder deutsch. Er sprach mit Besorgniß das ernste Wort:

„Mögen die Federn der Diplomaten nicht wieder verderben, was durch die Schwerter der Heere mit so vieler Anstrengung gewonnen worden." Er hat Recht gehabt. — Alle Potentaten Europa's haben ihn mit Orden und Ehren überschüttet, aber noch viel dankbarer blickt das deutsche Volk auf seinen Helden.

Noch sind Elsaß und Lothringen nicht wieder deutsch. Sie werden es werden und gern werden, wenn wir einmal ein großes einiges Deutschland haben werden. Die Franzosen sprechen so viel vom Recht der Nationalitäten, haben aber keine Lust, der deutschen Nation gerecht zu werden, indem sie ihren Raub herausgeben. Vielmehr schielen sie nach der Rheingrenze. Sollte es wieder zum Tanz kommen, der alte Blücher hat's uns gelehrt, wie man ihnen aufspielen muß.

Es war einmal ein Geigersmann,
Der geigte vor den Franzen,
Und fing er frisch zu geigen an,
Fingen sie an zu tanzen.
Geigersmann, bist du da?
Juch Franzosen Hopsassa!

Schneeweiß war unser Geigerlein,
Doch griff er noch recht sicher,
Und wer ihn sah, rief fröhlich drein:
Juchheissah Vater Blücher!
Geigersmann, bist du da?
Juch Franzosen Hopsassa!

Im Schlesierland in kühler Erd',
Da liegt der alte Knabe,
Doch wenn der Franzmann wiederkehrt,
Steigt er aus dem Grabe.
Habt Ihr Lust? Wir sind da!
Juch Franzosen Hopsassa!

Die Geige, unser Stolz und Ruhm,
Ist immer gut bezogen.
Gestrichen mit Kolphonium
Ist unser Fidelbogen.
Kommt zum Tanz! Wir sind da.
Juch Franzosen Hopsassa.

Der Prinz Louis Ferdinand.

(Charakterbildung. Aus einem Schreiben Stein's an denselben.)

Dieser Fürst, der älteste Sohn des Prinzen Ferdinand, jüngsten Bruders Friedrichs des Großen, war von der Natur mit den glänzendsten Eigenschaften des Leibes und der Seele ausgestattet. Von großer schlanker Gestalt, schön gebaut, hatte er feine edle Züge, hohe Stirne, wenig gebogene Nase, blaue Augen von dreistem Blick, lebhafte Farbe, blond gelocktes Haar, eine vornehme Haltung, festen Gang, und eine Art, Brust und Kopf zu tragen, worin von Stolz und Selbstgefühl gerade so viel war, als dem Prinzen und dem Soldaten geziemte. In hohem Grade geistreich, voll feiner Lebensbildung, voll Witz, Beredtsamkeit und Talent mancher Art, konnte er unter Anderen auf dem Klavier für einen Virtuosen gelten. Gleichsam als wäre er der erstgeborne Sohn des Kriegsgottes, besaß er einen unermeßlichen Reichthum von Herzhaftigkeit und kühner Entschlossenheit; sein Muth war das Gefühl des Helden, ein wahres Bedürfniß der Größe. Er liebte das Leben und genoß es nur zu sehr, aber die Gefahr war ihm zugleich ein Lebensbedürfniß; sie war seine Jugendgespielin, und konnte er sie nicht im Kriege aufsuchen, so ging er ihr nach auf der Jagd, auf großen Strömen, auf wilden Pferden. Er war einer der kühnsten Reiter der Monarchie. Wie gewöhnlich Majoratsherren im Gefühl ihres Reichthums nicht ihre ganze Kraft anstrengen, so hatte er für die ernstliche Ausbildung seines Geistes nicht genug gethan. Kaum zwanzig Jahre alt, focht er als General an der Spitze einer Brigade mit Auszeichnung gegen die Franzosen, und es lag nur an der furchtsamen widerwilligen Art der oberen Führung des Krieges, wenn er nicht noch viel mehr leistete. Jung, schön, General, Prinz, Neffe Friedrichs des Großen, ausgezeichnet durch verwegenen Muth in Gefahren und durch Uebermuth in den Lebensgenüssen, mußte er bald der Abgott der Soldaten und der jüngeren Offiziere werden, während die alten vorsichtigen Herren mit langen Westenschößen bedenklich den Kopf schüttelten und meinten: ehe diese üppigen Kräfte sich nicht in die Kamaschenordnung des Liniendienstes gehörig fügten, sei mit ihnen nichts aufzustellen. Der Prinz suchte sich darauf in Frankfurt für die Pedanterie zu entschädigen, worin man ihn beim Heere hatte halten wollen, und so öffnete sich die Kraft einen Ausweg am Spieltisch und im gesteigerten Genuß gesellschaftlicher

Freuden. Als er nach dem Frieden in Westphalen und später in Magdeburg und Berlin in Garnison kam, suchte er das unerträgliche Gefühl der Unthätigkeit, wozu er mit dem ganzen Heere verdammt war, in fortgesetzten Genüssen zu betäuben; er machte große Schulden, stürmte auf seine Kräfte ein, hatte nicht immer die beste Gesellschaft, ging aber dennoch in diesen Dingen nicht unter, sondern erhob sein Haupt wie ein guter Schwimmer und blieb mit dem Geiste stets in edleren Regionen, stets angezogen von den großen Angelegenheiten des Staates, des Vaterlandes, und immer dürstend nach Ruhm und Ehre. Er suchte mit den Erscheinungen der neueren Zeit im Kriegs- und Verwaltungswesen vertraut zu werden; er hing nicht, wie der größte Theil des Heeres, an dem blinden Köhlerglauben, daß das Preußenthum sich nothwendig über Alles erheben müsse; daß der Preußischen Taktik nichts widerstehen könne. Lebhaft beschäftigten ihn die großen Weltereignisse, die neuen Ideen und Erscheinungen rauschten durch seinen Geist; er spottete der Kleinigkeit und Pedanterie, womit man Großes thun wollte, er suchte den Umgang der ausgezeichnetsten Köpfe aller Fächer, aber er schöpfte Ideen von der Oberfläche ab; denn es war in seinem Leben keine Stunde ernsten, ruhigen, selbstthätigen Nachdenkens, und folglich auch in seinem Innern kein eigener, kerniger, gesunder Gedanke, keine zu folgerechtem Handeln führende abgeschlossene Ueberzeugung.

Stein an Prinz Louis.

Es ist gewiß, daß der philosophische Geist, welcher die Beziehungen verallgemeinert und die vereinzelten Gegenstände unter einem Grundsatz oder einem höheren Gesichtspunkt zusammenfaßt, diejenige Art des Geistes ist, welche den großen Mann bezeichnet; aber mit dieser Geistesart muß er die Kraft des Charakters verbinden, welche ihm in ruhigen Zeiten den Fleiß zur Arbeit, die Hartnäckigkeit, Alles, was auf seine Ausbildung einwirkt, zu verfolgen, in den Zeiten der Thätigkeit die nöthige sittliche Kraft giebt, um die Anstrengungen des Geistes und des Körpers zu ertragen, welche der Drang der Umstände erheischt. Es war Mangel an Charakter, was in der Revolution die tugendhaftesten und aufgeklärtesten Männer gestürzt hat, wie Mounier, Bergasse, Bailly, selbst unter den Girondisten Condorcet, Roland, was die einen in die Verbannung trieb, die anderen unter dem Dolche des Parteimenschen fallen machte. Es war diese Charakterstärke, welche man Enthusiasmus

nennt, die den Thron der Kalifen gegründet hat, die durch Streben nach Reichthümern, Liebe zum Ruhme, den Hang des Jahrhunderts nach Abenteuern, hervorgebracht, die Spanischen Eroberer Amerika's und ihre Sieger begeisterte. Lebt der Mann, welcher sich durch die Natur zu einer großen und nützlichen Laufbahn berufen fühlt, inmitten der Weichlichkeit der Höfe oder unter kleinen kleinlichen Leuten, so kann er nur dann sich erhalten und diese Charakterstärke entfalten, wenn er sich mit den großen Männern der Geschichte umgiebt und sich durch ihre Vorbilder gegen die zerstörenden Eindrücke verderbter und kleiner Umgebungen schützt.

Die despotischen Regierungen vernichten den Charakter des Volkes, da sie es von den öffentlichen Geschäften entfernen und deren Verwaltung einem eingeübten ränkevollen Beamtenheer anvertrauen. Die kleinen verbündeten Freistaaten begünstigen am meisten die Entwickelung der Art, aber machen das Leben des Einzelnen stürmisch.

Die Bemerkungen, so Euer K. H. über die Kennzeichen der Schwäche machen, sind sehr richtig, sie ist neidisch und strengt sich an, um herabzuziehen, nicht um zu übertreffen.

Ich bin sehr betrübt über das, was Sie mir von der geringen Wirkung schreiben, die Ihre Schritte in Berlin gehabt haben. Da E. K. H., wie man sagt, sich selbst dahin begeben wollen, so wird man, wie ich hoffe, billiger gegen Sie sein. Ich theile Ihre Schmerzen, ich fühle Ihre Lage; aber geruhen Sie sich zu erinnern, daß gleicherweise Friedrich der Große in Ihrem Alter von der Schulfuchserei und dem Geize erdrückt worden ist, und keinen andern Trost fand, als nur in der Einsamkeit und der Liebe zu Wissenschaften und Künsten, welche ihn einem jeden Alter so reichlich darbieten.

Ich empfehle Eurer K. H. Plutarch, und werde, wenn Sie befehlen, Ihnen eine gute Ausgabe der Uebersetzung von Amyot zu verschaffen suchen.

Stein über deutsche Einheit.

In einem Brief an Gneisenau ließ sich Stein dahin aus:

Es ist mir leid, daß Euer Excellenz in mir den Preußen vermuthen und in sich den Hannoveraner entdecken — ich habe nur ein Vaterland, das heißt Deutschland, und da ich nach alter Verfassung nur ihm und keinem besonderen Theil desselben angehörte, so bin

ich auch nur ihm und nicht einem Theil desselben von ganzem Herzen ergeben. Mir sind die Dynastien in diesem Augenblick großer Entwicklung vollkommen gleichgültig, es sind blos Werkzeuge; mein Wunsch ist, daß Deutschland groß und stark werde, um seine Selbstständigkeit, Unabhängigkeit und Nationalität wieder zu erlangen, und beides in seiner Lage zwischen Frankreich und Rußland zu behaupten; das ist das Interesse der Nation und ganz Europens; es kann auf dem Wege alter zerfallener und verfaulter Formen nicht erhalten werden; dies hieße das System einer militairischen künstlichen Grenze auf den Ruinen der alten Ritterburgen und den mit Mauern und Thürmen befestigten Städten gründen wollen und die Ideen Vaubans, Conhorns und Montalemberts verwerfen.

Mein Glaubensbekenntniß ist Einheit; ist sie nicht möglich, ein Auskunftsmittel, ein Uebergang.

Scharnhorst, der Sohn eines hannoverschen Landmanns.

(Ein Charakterbild von Pertz.)

Scharnhorst, ein geborener Hannoveraner, Sohn eines Landmanns bei Bordenau an der Leine, in der Kriegsschule des Grafen Wilhelm von Bückeburg gebildet, war in der hannoverschen Artillerie als einsichtsvoller, gründlich wissenschaftlicher, weiterstrebender Offizier, und bei dem von ihm entworfenen und durchgeführten Ausfall von Menin als geistvoller kühner Führer erprobt; dem Herzoge von Braunschweig durch mehre Denkschriften empfohlen, hatte er den Hannoverschen Dienst, wo Kasten-Vorurtheile sein verdientes Aufsteigen hemmten, im Jahr 1801 gegen den Preußischen vertauscht, den Herzog als General-Adjutant nach Auerstädt begleitet, war bei der Erstürmung Lübeck's gefangen, schnell wieder ausgewechselt, und hatte in der Schlacht von Eylau mit Lestocq die Ehre der Preußischen Waffen wieder hergestellt. Aus seinem Haupte ging das verjüngte Preußische Kriegsheer, eine neue Pallas, Waffen und Weisheit gerüstet zum Siege hervor. Unter äußerem Druck und Entbehrungen emporarbeitend, hatte er die starke gediegene Kraft, den reinen zähen Willen, den ruhigen sicheren Blick, die unverwüstliche auf den rechten Punkt gerichtete Thätigkeit, die sparsame Genügsamkeit und Uneigennützigkeit aus der Hütte seines Vaters an die Stufen des Thrones gebracht. Sorgfältige nie unterbrochene Beobachtung und

angestrengteste Erforschung seiner Wissenschaft hatten seinem Geiste den unerschöpflichen Reichthum an Hülfsmitteln, die Vorsicht und Verschlossenheit gegeben, welche für das Gelingen schwerer Schöpfungen erfordert wird. Ein schlichtes, anspruchloses, selbst vernachlässigtes Aeußere verhüllte die großen Plane, die tiefen glühenden Gefühle seiner Brust. Ein schweres Leben hatte ihn die Kunst gelehrt, die Ansichten, die Vorurtheile und den Eigenwillen der Höheren zu ertragen und zu behandeln. Der ruhige klare Weg der Vorstellung führte ihn, oft zwar langsam, zu Erfolgen, welche der Heftigkeit versagt gewesen wären, und wenn er, von der Güte und Wichtigkeit seiner Sache durchdrungen, bei der ersten Vorstellung seinen Zweck nicht erreicht hatte, so ermüdete er nicht, auf denselben Gegenstand mit Ruhe und Geduld so lange zurückzukommen, bis ihm ein günstiger Augenblick die Gewährung brachte. Mit dieser Kunst überwand er des Königs von Preußen anfänglichen Widerwillen gegen seine Hannoversche Geburt, seine etwas gedehnte Aussprache und bequeme Haltung, und die noch größere Abneigung gegen durchgreifende Veränderungen. Aber es half ihm dabei, daß wer ihn einmal erkannt hatte, seine Achtung auf immer gewähren mußte, und er stieg daher beständig in dem Vertrauen des Königs, mit dessen eigenem Wesen sein sanfter, ruhiger, beharrlicher Charakter, sein richtiger klarer Verstand, seine Besonnenheit im vollkommensten Einklang waren, und den er mit wenigen verständigen Aeußerungen von seinen Ansichten über die Kriegskunst überzeugte. Er war von Selbstsucht völlig frei, all sein Streben gehörte dem Vaterlande, für das er gelebt hat und gestorben ist.

Ernst Moritz Arndt.

Der Dichter des einzigen deutschen Volksliedes „Was ist des Deutschen Vaterland?" welches vom Belt bis zur Donau und vom Rhein bis zum Niemen seit länger als einem Menschenalter mit gleicher Begeisterung gesungen wird, ist wohl jedem ächten deutschen Herzen eine bekannte und befreundete Erscheinung. Dennoch dürften die wechselnden Lebensverhältnisse dieses Volksmannes im besten Sinne des Wortes gar Manchen fremd geblieben sein, daher wir einen kurzen Rückblick in Arndt's Vergangenheit für eine willkommene Gabe halten.

Die Insel Rügen, welche nebst Vorpommern der 30jährige Krieg von Deutschland abgerissen hatte, ist des Dichters Geburts-

land. In dem Dorfe Schoritz erblickte er am 26. Dezember 1769 das Licht der Welt, und zwar in dem Schooße einer Familie, die recht dazu gemacht schien, der Seele des Kindes die Richtung zu geben, die Arndt auf seinem ganzen Lebenswege befolgte. Beide Aeltern gehörten dem Bauernstande an, aber natürlicher Verstand und edle Gemüthseigenschaften hoben sie über die damals sehr gedrückte Lage dieses Standes in dem deutsch-schwedischen Lande empor. Der Vater war Gutsverwalter geworden, und er, wie die Mutter, welche eine gute Erziehung genossen, waren bestrebt, die Vortheile derselben ihren Kindern zuzuwenden. Beide Aeltern ertheilten dem Knaben den ersten Unterricht selbst, wobei die Mutter mit ihrem Talent für Musik und Gesang und ihrem sanften Herzen voll reiner Frömmigkeit besonders wohlthätig auf Sinn und Gemüth des Knaben einwirkte. Später besuchte er in den bessern Monaten die Schule, aber das Naturleben mit seiner Frische und Ursprünglichkeit blieb vorherrschend. Zu höherem Unterricht durch Hauslehrer fand sich endlich auch Gelegenheit, so daß Arndt die nöthige Vorbereitung gewann, um, 17 Jahre alt, die gelehrte Schule in Stralsund besuchen und dort in Secunda (die zweitoberste Klasse) eintreten zu können. Reiche Familien unterstützten ihn durch Freitische, doch vermied Arndt, so weit es ging, Genüsse, die für seine Verhältnisse nicht paßten und ihm eine kostbare Zeit raubten. Gern begnügte er sich mit dürftiger Kost, um sich ungestört den Studien widmen zu können. Die Klarheit des Geistes, die Reinheit des Herzens galten ihm als höchste Güter, und er hat sie als werthvollsten Schatz und Schmuck des Lebens zu wahren gewußt. Auf der Hochschule in Greifswald, zuletzt von 1793 bis 1794 in Jena, widmete er sich dem Studium der Philosophie, lebte hierauf abwechselnd im väterlichen Hause oder als Hauslehrer in angesehenen Familien, und durchstrich in den Jahren 1798 und 1799 Deutschland, Ungarn, Italien und Frankreich. Heimgekehrt ward er Privatgelehrter in Greifswald, bald darauf Professor, und nahm sich ein Weib nach seinem Herzen, die ihm aber der Tod nach kurzer Zeit wieder entriß. Von da ab war seine ganze Wirksamkeit dem Vaterlande und der Freiheit gewidmet. In seiner Schrift „Germanien und Europa“ sprach nicht der schwedische Unterthan, sondern der deutsche Mann.

Die Leiden und Schmerzen des Volkes unter der Fessel der Leibeigenschaft hatte Arndt mit eigenen Augen kennen gelernt und seine „Geschichte der Leibeigenschaft in Pommern und Rügen“,

welche ihm die härtesten Verfolgungen zuzog, enthüllte alle diese Schäden.

Der Fall des preußischen Staates im Jahre 1806, der Sieg der Fremdherrschaft und der drohende Untergang deutschen Volksthums entflammten Arndt's männliche Seele, und seine Schrift „der Geist der Zeit" sprach seine Empfindungen aus. Noch mehr Verbreitung fand dieses Werk, als 1809 der zweite Theil erschien, der zur Erhebung gegen fremden Druck aufforderte. Vorpommern war von den Franzosen besetzt und Arndt genöthigt worden, nach Stockholm zu flüchten, von wo aus er zu seinem Volke sprach. Aber seine Seele verlangte darnach, diesem in den ernsten Tagen der Gefahr nahe zu sein; er verließ die sichere Stätte, lebte anfänglich, nachdem Vorpommern der schwedischen Herrschaft zurückgegeben war, wieder in Greifswald und trieb sich dann unter mancherlei Aengsten und Abenteuern als Apostel der Befreiung in Deutschland umher, ging nach Rußland, war aber im Februar 1812 in Berlin, dem damaligen Brennpunkte aller auf die Vertreibung der Fremdherrschaft gerichteten Bestrebungen. Es war das ein edles Feuer, das in den Herzen der Besten loderte, und man hat später die Bedeutung jener Tage nur darum unterschätzt, weil sie nicht alle die Früchte gezeitigt, die man sich davon versprach. Im August 1812 ging Arndt wieder nach Petersburg und fand dort Anstellung bei dem Minister von Stein, dem Napoleons Machtgebot das Staatsruder Preußens aus der Hand genommen hatte und der nun ebenfalls in Rußland den Anbruch eines neuen Völkerfrühlings erwartete. Kaum aber war das Gottesgericht über den Welteroberer ergangen, so eilte Arndt nach Königsberg, wo Friedrich Wilhelm III. sein Volk zu den Waffen gerufen hatte und Alles sich zu dem Entscheidungskampfe mit einer Lust und Freudigkeit rüstete, welche den Sieg zu verbürgen schien. Arndt's Feder wurde zur Schwinge, welche alle Schichten des Volkes emporhob; sein Büchlein „über Landwehr und Landsturm", sowie sein „Soldatenkatechismus" kamen in Jedermanns Hände. Von seinem „Geist der Zeit" erschien der dritte Band, und das Lied „Was ist des Deutschen Vaterland?" entströmte damals seinen Lippen, die noch viele andere Freiheits-Lieder der deutschen Jugend vorsangen. Alles, was er von 1813 bis 1815 schrieb, weckte und nährte volksthümliche Gefühle: „Der Rhein, Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Grenze", „das preußische Volk und Heer," „über künftige ständische Verfassungen in Deutschland," „über Sitten, Moden und Kleidertracht",

„Blicke aus der Zeit auf die Zeit“ und andere wirkten zaubergleich. Arndt sprach in seiner Zeitschrift „der Wächter“ für Herstellung der kaiserlichen Macht, für das Abstreifen der Souveränetätsrechte der deutschen Fürsten, die ihnen Napoleon verliehen, und ein einheitliches Reich, in dem auch Preußen eine würdige Stelle finden sollte.

In Bonn hatte sich Arndt, zum zweiten Male vermählt, 1817 niedergelassen, und im folgenden Jahre die Professur der Geschichte an der dort gegründeten Hochschule erhalten. Allein nicht um mit einer Versorgung abgefunden zu werden, hatte Arndt gewirkt, er schwamm in der Strömung fort, der er ja selbst ihre Richtung mit verliehen hatte, und der vierte Band seines Werkes „der Geist der Zeit,“ den er jetzt erscheinen ließ, enthielt die Nachklänge der großen Tage und die Ansprüche, welche sich das Volk dadurch erworben. König Friedrich Wilhelm III. sah jedoch von dem gesicherten Thron aus die Dinge jetzt anders an, als Arndt von seiner Lehrkanzel. So lange die Erregung der Massen vortheilhaft gewesen war, wußte man der Thätigkeit des deutschen Mannes Dank; nun aber fand der Monarch, daß Arndt's Werke „unnütze und unschickliche Dinge enthalten, die sich am wenigsten für einen Lehrer der Jugend geziemen.“ Nichts half dagegen die würdige Vertheidigung des Angeschuldigten; die Verdächtigung schritt fort; im Oktober jenes Jahres wurden seine Schriften versiegelt, und im Herbst 1820 sah er sich seines Amtes enthoben und in eine gerichtliche Untersuchung verwickelt. Zwar errang er ein freisprechendes Urtheil, in sein Amt wurde er jedoch nicht wieder eingesetzt, und obwohl seine starke und gottergebene Seele diesen Schlägen nicht erlag, so empfand er sie dennoch tief und schmerzlich. Bald nach seiner Thronbesteigung ließ es Friedrich Wilhelm IV. seine Sorge sein, das geschehene Unrecht zu vergüten; Arndt erhielt seine Anstellung wieder, und so wie er in den Tagen der Verfolgung nicht geruht hatte, zu seinem Volke zu sprechen, setzte er auch nachher seine schriftstellerische Thätigkeit fort. Für Oeffentlichkeit und gerades Recht, für freie Presse und eine Aenderung am Bundestage nahm er wiederholt das Wort, und seine Sammlung kleiner politischer Aufsätze, die er unter dem Titel „Schriften an und für meine lieben Deutschen“ 1845 zu Leipzig herausgab, hätten in Jedermann's Hände gelangen sollen.

Es war im Jahre 1848; der Traum und die Sehnsucht des deutschen Volkes nach der heißbegehrten Einheit schienen in Erfüllung gehen zu wollen. In der Paulskirche zu Frankfurt a. M., der alten Kaiserstadt, tagte das deutsche Parlament. Unter den

dort versammelten Männern erschien eines Tages ein würdiger Greis, den weder die Last der Jahre, noch die erfahrenen Leiden gebrochen hatten; fest und aufrecht stand er da, wie eine im Sturm erprobte Eiche, sein Haar war grau geworden, aber sein Herz frisch geblieben, voll grünender Hoffnungen. Bei seinem Anblick ging ein freudiges Gemurmel durch den weiten Kreis, und ein noch junger Mann, der die Liebe zum gemeinsamen Vaterlande einst mit jahrelanger Verbannung büßen mußte, Jakob Venedey, bestieg die Tribüne und forderte die Versammlung auf, sich zu Ehren des „alten Arndt“ zu erheben und so den würdigsten Vorkämpfer der deutschen Einheit zu begrüßen — und Alle erhoben sich wie ein Mann zum Zeichen der Anerkennung.

So ehrte das deutsche Volk den treuen Patrioten!

Am 26. December 1859 feierte der alte Arndt in Bonn seinen neunzigsten Geburtstag, der fast wie ein deutsches Nationalfest begangen wurde. Aus der Nähe und Ferne kamen die Beweise der allgemeinen Liebe und Achtung; kaum vermochte der geschäftige Telegraph alle Wünsche dem berühmten Greise zuzutragen. Lieder, Blumen und Kränze, von zarter Frauenhand gewunden, priesen und schmückten das ehrwürdige Haupt. Es war das schönste Erntefest eines bedeutenden, thatenreichen, segenvollen Lebens.

So liebte das Volk den Dichter und Menschen!

Fünf Wochen später, am 29. Januar 1860, starb der Gefeierte, fast erdrückt von all der Liebe, nachdem es ihm noch vergönnt gewesen, bei seinem Leben die eigene Apotheose (Verherrlichung), gleichsam als einen Vorgeschmack der ihn erwartenden Unsterblichkeit zu genießen, ein Glück, wie es einem Sterblichen, und zumal einem Deutschen, selten oder nie geboten wird. Groß war die Trauer um den Dahingeschiedenen, wie um einen Vater, denn ein Solcher erschien er Allen und „Vater Arndt“ war der Name, welchen er mit Ehren trug.

So beklagte und beweinte das deutsche Volk einen Vater! —

Muthig und frei.

Ein Jeder sei an seinem Platz,
Und wirke da mit kräft'ger Hand,
Aufspeichernd einen vollen Schatz,
Den er für recht und gut erkannt;

Im Geiste frisch und hell und klar,
Im Herzen gut, treuherzig, wahr,
Im Wesen aber stets muthig und frei,
Erkenntlich: daß er ein Deutscher sei!

Ein Jeder halte treu und fest
Am Vaterland, am heim'schen Heerd,
Im Nord und Ost, im Süd und West,
Dem Feinde männlich zugekehrt.
Im Herzen lebe deutscher Muth,
Und in den Adern feurig Blut;
Ein Jeder zeige sich muthig und frei,
Erkenntlich: daß er ein Deutscher sei!

Ein Jeder sei ein Mann von Wort,
Und fest in dem, was er beginnt,
Nicht schwankend zwischen da und dort,
Wo er am meisten wohl gewinnt; —
Wer stets für's Allgemeine strebt,
An Vorurtheilen nimmer klebt,
Der zeiget edel sich, muthig und frei,
Erkenntlich: daß er ein Deutscher sei!

Ein Jeder bring' die gute That
Zur Geltung stets mit aller Kraft,
Denn Bosheit streuet böse Saat,
Gierhastig sie Verderben schafft; —
Da hat ein Mann von Thatendrang
Zu kämpfen wohl sein Lebenlang!
Doch Jeder zeige sich muthig und frei,
Erkenntlich: daß er ein Deutscher sei!

Ein Jeder sei von Herzen ganz
Ein deutscher Mann, und strebe treu
Für seines Vaterlandes Glanz!
Aufrichtig sprech' er's ohne Scheu:
In Wahrheit und in Männlichkeit
Zu streben stets nach Einigkeit!
Ein Jeder zeige sich muthig und frei,
Erkenntlich: daß er ein Deutscher sei!

Admiral Brommy.

Der Befehlshaber der ehemaligen deutschen Flotte weilt nicht mehr unter den Lebenden: Karl Rudolf Bromme, genannt Brommy, starb zu St. Magnus bei Lesum, sechsundfünzig Jahre alt. Seine Schicksale waren merkwürdig und abenteuerlich genug. In der kleinen, fast nur eine Vorstadt von Leipzig bildenden Ortschaft Anger am 10. September 1804 geboren, machte sich frühzeitig

schon seine besondere Lust, zur See zu gehen, bemerkbar, und auch der Widerspruch seiner Familie vermochte ihn nicht auf andere Gedanken zu bringen. Mit vierzehn Jahren ging er nach Hamburg, um sich auf der dortigen Navigationsschule für seinen künftigen Beruf vorzubereiten, und auch praktische Kenntnisse in demselben erwarb er sich bald durch eine Reise nach Westindien, die sich rasch hintereinander noch zweimal wiederholte. Sein Examen fiel glänzend aus, und er begann nun unter amerikanischer Flagge zu dienen, indem er mehrere Jahre fast ununterbrochen auf Fahrten nach Indien, Südamerika, Asien und Afrika zu Schiffe war. Während dieser Touren widmete er sich mit großer Vorliebe dem militärischen Theil der Seewissenschaft, und die erste Gelegenheit, die sich ihm darbot, benutzte er, um in die Kriegsmarine zu treten. Der englische Lord Cochrane übernahm nämlich im Befreiungskriege der Hellenen den Oberbefehl der griechischen Flotte, und ihm folgte Brommy 1827 als erster Lieutenant der Fregatte „Hellas" auf den Schauplatz des Kampfes. Sein Wirken war dort ein ungemein verdienstliches. Bald wurde er zweiter Kommandant der unter seiner Beihülfe den Türken abgenommenen Corvette „Hydra," und das Jahr 1828 brachte dem eben erst vierundzwanzigjährigen Jüngling bereits die Ernennung zum Fregatten-Kapitän. Als solcher nahm er, nach einander die beiden Dampfschiffe „Unternehmung" und „Ausdauer" befehligend, noch an vielen Kämpfen bis zur Beendigung des Krieges 1829 siegreichen Antheil; 1831 ward er sodann zur Organisation der griechischen Seemacht in's Marine-Ministerium berufen, und von 1833—36 bekleidete er die Stelle eines Mitgliedes der Seepräfectur und Hafenkapitäns in Paros. Später übertrug ihm die Regierung noch das Commando der Militärschule im Piräus, der eine Marineschule beigesellt werden sollte, für die Brommy den Plan ausgearbeitet hatte. Doch kam derselbe, weil die nöthigen Geldmittel fehlten, schließlich nicht zur Ausführung, und Brommy erhielt den Vorsitz im Marine-Kriegsgericht, der jedoch nur als Ehrenamt anzusehen war. Faktisch wurde der verdiente Mann „in Disponibilität versetzt," und so erhielt er Zeit und Gelegenheit, sich nun auch schriftstellerisch hervorzuthun. Den Erfolg seines 1848 erschienenen Buches über „die Marine" konnte er selber nicht ahnen. Er dachte wohl kaum mehr daran, daß er einst wieder in sein Vaterland zurückkehren und dort noch einer der vielgenanntesten volksthümlichsten Männer der Gegenwart werden würde, und doch geschah es so. Es war die Zeit, in der die deutsche

Nation mit dem Plan der Gründung einer eigenen Flotte umging. Die erste von Holstein ausgehende Anregung dazu ward aller Orten mit Jubel begrüßt, und die freiwilligen Sammlungen von Geldbeiträgen verhießen die Erfüllung kühner patriotischer Hoffnungen. Im Reichsministerium bildete sich eine Marine-Commission, und diese, der Brommy's Schrift bekannt worden war, berief den deutschen Autor des trefflichen Buches von Athen nach Frankfurt, und sandte ihn dann mit Bewilligung des Parlaments nach Bremerhaven, wo er ein See-Arsenal gründen und den Bau einer nationalen Flotte ganz selbstständig leiten und überwachen sollte. Die Aufgabe war schwer und verlangte die seltensten Eigenschaften, sowie gediegene technische und praktische Kenntnisse im Marinefach. Brommy besaß das Alles, und ob er gleich nur auf sich angewiesen war, und kein anderer Seeoffizier, der jemals schon ein Kriegsschiff betreten, ihm zur Seite stand, machte er es doch binnen drei Monaten möglich, daß die schwarzrothgoldene Flagge auf einem Kriegsschiffe wehte. Es war das ein Ereigniß, das überall im deutschen Lande Begeisterung erweckte, und Brommy ward in jener von wunderbaren Hoffnungen bewegten Zeit ein Held des Tages und nationaler Charakter. Sein Titel war der eines Kapitäns zur See der deutschen Reichsmarine und Seezeugmeisters für die Ost- und Nordseeküsten; später ernannte ihn der Reichsverweser auch noch zum Commodore und endlich zum Contreadmiral; aber diesem Titel sollte bald genug wieder das Amt fehlen. Das traurige Schicksal der deutschen Flotte ist bekannt; trauernd und mürrisch vergrub sich Brommy in einen Winkel der Erde, wo er die letzten Jahre seines Lebens in tiefster Zurückgezogenheit verbrachte. Die Schmach, welche im Scheitern und Fallenlassen des hochherzigen und großartigen Unternehmens lag, hat Niemand so hart und bitter empfunden, als der erste Admiral.

Der geheimnißvolle Reiter.

Erzählung von A. Ziehen. *)

Mit einem Bilde.

In dem vormaligen wendischen Gau Drawän, welcher mit den übrigen alten Wendengauen Nering, Chein und Lennigau den

*) Aus „Norddeutsches Leben".

nordöstlichen, von Mecklenburg und Preußen umschlossenen Theil des Königreichs Hannover bildet, liegt ein kleines Dorf, über dessen unscheinbaren Häusern die Aeste und Kronen hoher Eichen ein dichtes Laubdach wölben. Ringsumher breiten sich fruchtbare Felder und Wiesen aus, welche hie und da von anmuthigen Gehölzen umkränzt sind; am westlichen und nördlichen Horizont gewahrt man die dunkle, schweigende Haide mit ihren Hünengräbern, Steinmalen und Föhrenwäldern, die finster von den Hügeln in die lachenden Gefilde hinabschauen. Vor Zeiten unterbrach die ländliche Stille des Dorfs gar manchmal der lustige Klang eines Posthorns, da die Verbindungsstraße zweier benachbarten Städte den Ort durchschneidet und auf derselben früher ein Postwagen hin und her fuhr; jetzt aber ist der Verkehr in neue Bahnen gelenkt, und die fröhlichen Wandermelodien tönen nicht mehr durch die grünen Laubhallen des Dorfs — kaum daß dann und wann noch auf der verlassenen Straße eine alterthümliche Landkutsche oder ein einsamer Fußgänger erscheint.

An einem trüben Novembernachmittage im zweiten Decennium des vorigen Jahrhunderts saßen in dem niedrigen Gastzimmer des einzigen Wirthshauses im Dorfe vier Gäste rauchend und trinkend an dem großen, schweren tannenen Tisch und unterhielten sich mit Wirth und Wirthin von Welt-, Dorf- und Hausangelegenheiten. Da die meisten Personen slawischer Abkunft waren, so ward das Gespräch größtentheils in niedersächsisch-wendischem Dialekt geführt, der mit dem unschuldigen Buchstaben h in ewiger Fehde liegt, ihn stets von dort vertreibt, wo ihm die Jahrhunderte eine Stelle angewiesen haben, und ihn da hinwirft, wo ihn die Etymologen und Orthographen einmal nicht dulden wollen. Nur Einer bediente sich im erhabenen Bewußtsein seiner edlern Abstammung und höhern Bildung nicht dieses Dialektes — es war der Schulmeister aus einem benachbarten Kirchdorfe, eine lange hagere Gestalt mit faltenreichem blassem Antlitz, dessen Nase etwas auffallend Storchschnabelartiges hatte. Als ein halber Geistlicher und „unendlich weiser" Mann und als ein Sohn der Provinz Kalenberg, deren Bewohner da ein au hören lassen, wo sich die wendischen Bauern mit einem o begnügen, und die als ächte Germanen von der Feindschaft gegen das h Nichts wissen, hielt er es unter seiner Würde, plattdeutsch zu sprechen. Aus einer langen Pfeife rauchend, hörte er dem lebhaften Geplauder mit tiefsinniger Miene zu und warf dann und wann einige hochdeutsche Worte dazwischen, welche von den übrigen

Anwesenden in schweigender Ehrfurcht als wunderbare Orakelsprüche aufgenommen wurden.

Der Schulmeister hatte eben einen kleinen Excurs über das Kriegsgeschrei fern in der Türkei begonnen, da rief die Wirthin, die mit ihrem jüngsten Söhnchen am Fenster stand, mit Hintansetzung alles Respects gegen den redenden geistlichen Politiker plötzlich ganz laut ihrem Manne zu: „Sieh einmal, Christoph, welch' sonderbare Menschen dort in's Dorf hereinreiten!"

Auf diese Worte hin eilten Alle ans Fenster und betrachteten die Ankömmlinge, zwei Reiter in fremder Tracht, mit neugierigen Blicken.

„Die müssen einen weiten Weg gemacht haben!" sagte der Wirth; „die armen Thiere können ja nicht mehr fort!"

„Nun, die Menschen sind am Ende eben so müde," meinte ein Bauer. „Der Eine sitzt wenigstens so auf seinem Pferde, als ob er jeden Augenblick herunterfallen wollte!"

„Schau, schau! sie biegen von der Straße ab und kommen auf unser Haus zu!" rief die Wirthin.

„Seht nur den Fuchs!" sagte einer der Bauern. „Das Thier ist so müde und lahm, daß es nicht einmal durch die kleine Pfütze waten will!"

„Der Reiter steigt wahrhaftig ab und zieht es am Zügel hinter sich her!" rief der Wirth. „Na, da muß ich nur gleich hinlaufen und für eine tüchtige Portion Brot und Hafer sorgen, sonst fallen mir die Thiere im Stalle um!"

Mit den Worten eilte er den beiden Reitern entgegen, denen ein Trupp jugendlicher Wenden mit glotzenden Augen und offnen Mäulern folgte, rief seinen Knecht, befahl ihm, die Pferde in den besten Stall zu führen, und lud die Fremden ein, in's Haus zu treten.

Ihre Erscheinung im Gastzimmer setzte die Anwesenden in neue Verwunderung, da diese nun im Stande waren, in nächster Nähe alle Eigenthümlichkeiten der beiden Ankömmlinge zu betrachten.

Der Jüngere war eine hohe, wohlgewachsene, breitschulterige Gestalt und mochte etwa dreißig bis fünfunddreißig Jahre zählen. Sein gebräuntes Antlitz trug einige Spuren von Pockennarben; Kinn nnd Lippen umgab ein vernachlässigter, struppiger, brauner Bart, seinen Scheitel bedeckte eine schwarze Perücke. Seine Miene war freundlich-ernst, der Blick seiner dunkelblauen, lebhaften, feurigen Augen verrieth einen unternehmenden Geist, einen festen Willen. Er trug einen Rock von grobem braunen Tuch mit einer Reihe

Knöpfe, einen enganschließenden ledernen Koller und hohe Reiterstiefel mit eisernen Sporen. Seine Hände bedeckten hirschlederne Handschuhe, deren Stulpen bis an die Ellbogen reichten.

Der andere Fremde schien etwa zehn Jahre älter zu sein als sein Begleiter. Sein Wuchs war minder kräftig und hoch; seine Gesichtszüge hatten nichts besonders Auffallendes, zeigten aber einen Ausdruck äußerster Erschöpfung, welche sich auch in seinem Gang und seiner Haltung kund gab. Aus seiner feinern Kleidung hätte man schließen können, daß er einem höhern Stande angehöre als Jener.

Beide sprachen ein dialektloses Hochdeutsch, welches sich hie und da durch eine etwas fremdartige Betonung auszeichnete.

Der Schulmeister verwandte kein Auge von den Reitern, und nachdem er sie eine Weile von Kopf bis zu Fuß gemustert hatte, flüsterte er dem neben ihm sitzenden Bauern zu: „Ich meine, das sind zwei höchst verdächtige Gesellen! Seht nur, wie verwegen der Jüngere dreinschaut!"

Der Aeltere war erschöpft auf einen Stuhl gesunken, sein Begleiter aber fragte den Wirth mit freundlichem, jedoch kurzem Ton:

„Wie heißt dies Dorf?"

„Waddeweitz, Herr!" entgegnete der Wende.

„Wie heißt die nächste Poststation nach der mecklenburgischen Grenze hin?"

„Dannenberg."

„Ha! Dannenberg!" rief der Reiter mit funkelnden Augen. „In Dannenberg's Thurm saß einst der Dänenkönig Waldemar in sichrer Hut! Wollte Gott, ich hätte — —" Aber gleich als ob er sich vergessen, brach er ab und fuhr nach einer Pause mit ruhigem Tone fort: „Wie weit ist es bis dorthin?"

„Etwa fünf Stunden."

„So besorge Er uns rasch eine kräftige Mahlzeit und verschaffe Er uns für heute Abend oder morgen früh zwei frische Pferde! Hört Er?"

Auf diese Worte hin verließ die Wirthin das Zimmer, um der ersten Forderung des Fremden zu entsprechen; die Erfüllung der zweiten aber schien auf bedeutende Schwierigkeiten zu stoßen, denn der Wirth schob seine Pelzmütze zur Seite, kratzte sich mit bedenklicher Miene hinter dem Ohr und sagte: „Hier im Dorf sind keine Pferde zu bekommen!"

Dieser Bescheid entlockte den beiden Reitern einen unwillkürlichen Ausruf der Ueberraschung, und sie wechselten einige Worte

in einer fremden volltönenden Sprache. Der Schulmeister horchte hoch auf, und seine Gesichtszüge, in denen sich bis dahin unverkennbare Spuren von Mißtrauen und Geringschätzung gezeigt hatten, nahmen plötzlich einen respectvollen Ausdruck an.

„Das ist Latein!" raunte er seinem Nachbar zu. „Wenn unser Herr Pastor mitunter einige Worte in fremder Zunge redet, so klingt es gerade so. Es müssen hochgelehrte Leute sein!"

Der Aeltere, der sich unterdessen einigermaßen von seiner Erschöpfung erholt hatte, wandte sich jetzt mit der Frage an den Wirth: „Wie viel kostet denn hier zu Lande ein Pferd?"

Ohne die Antwort des Wirthes abzuwarten, fiel der Jüngere rasch ein: „Er denkt vielleicht, wir würden Ihm Seine Pferde zu Tode jagen und Ihm Seinen Schaden dann nicht vergüten können. Darüber mag Er sich beruhigen — wir haben gottlob noch so viel, um Ihm nöthigenfalls vier Pferde abzukaufen!"

„Ja, Er soll gut bezahlt werden, wenn Er uns ein paar starke Thiere verschafft", fuhr der Aeltere fort, „denn Er wird uns doch nicht einreden wollen, daß hier nirgends Pferde zu haben seien? Ihr treibt ja Ackerbau — wie pflügt Ihr denn Euer Land?"

„Mit Ochsen, Herr," entgegnete der Wende ruhig. „Wenn die Reise nicht allzugroße Eile hat, so bin ich erbötig, die Herren morgen mit meinem Ochsengespann nach Dannenberg zu fahren."

„Mit Ochsen!!" rief der jüngere Reiter mit dem Ausdrucke der höchsten Ueberraschung und des größten Mißvergnügens; „mit O c h s e n sollen wir nach Dannenberg fahren?!"

Der Aeltere schaute seinen Begleiter eine Weile schweigend an und brach dann in ein schallendes Gelächter aus, in welches der Letztere endlich aus voller Kehle einstimmte.

Dem treuherzigen Wenden schien es nicht klar zu sein, weshalb sein Anerbieten ein so unauslöschliches Gelächter bei den Fremden erregte, und mit verlegner Miene fügte er hinzu: „Es wird zwar nicht sehr rasch gehen — aber wenn wir morgen recht früh ausfahren, so können wir noch zwei Stunden vor Mittag in Dannenberg sein."

„Wir haben in der letzten Zeit manches Reiseabenteuer erlebt," sagte der Jüngere halblaut zu seinem Begleiter; „aber ich hätte nicht gedacht, daß uns nach dem wochenlangen tollen Jagen über Berg und Thal zum Schluß noch eine Ochsenfahrt durch die Haide belustigen werde!"

„Es wird uns wohl nichts Andres übrig bleiben," entgegnete

der Aeltere; „unsre Pferde können ja ihre eigenen Gebeine kaum mehr fortschleppen.“

„Nun, lieber Mann, so spann' Er denn in Gottes Namen morgen Seine Ochsen vor,“ sagte der Jüngere zum Wirth; „wir werden unter Seinem Dache übernachten. Aber wir sind gewohnt, früh, sehr früh zu satteln und zu reiten — drum richt' Er sich danach, daß wir Schlag vier Uhr von hier abfahren können. Wir bezahlen Ihm, was Er fordert, und wenn's recht rasch geht“ — hier überwältigte den Redenden wieder für einige Zeit die Lachlust — „so bekommt Er noch ein gutes Trinkgeld dazu. Unsre Pferde wird Er nach dem Ort zurückführen lassen, den wir Ihm morgen bezeichnen werden.“

„Ich bin mit Allem zufrieden und will mein Möglichstes thun,“ versetzte der Wende.

In diesem Augenblick trat die Wirthin wieder in's Zimmer, deckte den Tisch, trug ein einfaches Abendessen auf, wünschte den Reisenden guten Appetit und eilte auf Geheiß ihres Mannes wieder hinaus, um ihren Gästen eine Schlafstelle herzurichten.

Entweder besaßen die beiden Reiter schon einen enormen Appetit, oder der Wunsch der Wirthin hatte Wunder gewirkt: Beide schritten sofort zum Angriff und hieben tapfer ein, besonders der Jüngere, dem das kräftige Fleisch und das nahrhafte schwarze niedersächsische Brot ganz vorzüglich zu munden schienen.

Bis dahin hatten die Reisenden Fragen gestellt und Antworten in Empfang genommen — jetzt aber hielt es der Wirth nebst den übrigen Anwesenden für erlaubt, ebenfalls ein kleines Examen anzustellen.

Wer da weiß, was die Neugierde eines Schänkwirths in einem abgelegenen wendischen Dorfe zu bedeuten hat, der wird sich eine annähernde Vorstellung von der folgenden Scene machen können.

Nachdem der wendische Ganymed den beiden Reitern eine Weile zugeschaut und sich über ihren gesegneten Appetit gefreut hatte, hob er an: „Die Herren kommen gewiß weit her?“

„Sehr weit!“ — entgegnete der Aeltere.

„Wie weit wohl?“ forschte Jener.

„Es mögen etwa drittehalbhundert Meilen sein, die wir zurückgelegt haben,“ sagte der Jüngere gelassen, indem er einen tüchtigen Hieb mit seinem Riesenmesser gegen das dampfende Fleisch führte.

Ein allgemeines maßloses Staunen folgte dieser für den wendischen Verstand kaum begreifbaren Antwort, und nachdem Alle die

beiden Wunderwesen eine Zeitlang in tiefem Schweigen angestarrt hatten, wandten sich die Blicke der Bauern und des Wirthes auf den Schulmeister, gleich als ob sie den Mann der Wissenschaft um Erklärung einer so fabelhaften Erscheinung bitten wollten. Dieser stieß die Asche in seinem Pfeifenkopf mit dem Ringfinger der rechten Hand langsam hinunter, zog eine wichtige Miene und flüsterte Jenen zu: „Ich bring's noch heraus, was für Leute es sind — ich bin schon auf dem besten Wege. Erstens sprechen sie Latein — zweitens wollen sie nach Dannenberg — drittens kommt ihnen das Fahren mit Ochsen lächerlich vor — viertens haben sie viel Geld — und fünftens sind sie drittehalbhundert Meilen geritten — — ich finde bald noch mehr Anhaltspunkte. Fragt nur weiter, Krüger — wenn's noth thut, helf' ich."

Und nachdem der Wendenschänkwirth sich geräuspert, hob er wieder an: „Wollen die Herren denn in Dannenberg bleiben?"

„Nein!" versetzte der Aeltere.

„Wohin soll die Reise denn gehen?"

„Ueber die Elbe."

„Vielleicht nach Mecklenburg?" forschte der Unermüdliche.

„Nein, nach Pommern," lautete die Antwort.

„Um Vergebung, nach Vor- oder Hinterpommern?" inquirirte der Schullehrer mit der ganzen Würde eines Geographen.

„Nach Vorpommern, wenn Er's durchaus wissen will," rief da der Jüngere, dem das Examen ein ungemeines Vergnügen zu gewähren schien, mit lautem Lachen. „Hat Er vielleicht einen Vetter in Hinterpommern, Herr Schulmeister — denn ein Solcher scheint Er mir zu sein — daß Er so scharfe Fragen stellt?"

„Das gerade nicht, Herr," versetzte der Präceptor; „aber ich habe stets eine sonderliche Vorliebe für Pommern in meinem Herzen gehegt."

„Der Mann gefällt mir," flüsterte der Jüngere seinem Begleiter zu; „für einen Dorfschulmeister ist er sehr galant!"

Der Aeltere winkte seinem Gefährten mit der Hand, gleich als ob er ihm bedeuten wolle, das Gespräch abzubrechen, allein die wendische Neugier war noch nicht befriedigt. Der Wirth versuchte jetzt den Angriff auf das Centrum.

„Was für ein Geschäft haben die Herren denn?" fragte er mit erwartungsvoller Miene.

„Wir reisen," erwiederte der Aeltere.

Diese Antwort warf den Wenden wieder nach seinem Aus-

laufspunkt zurück; allein wie eine eben verscheuchte Fliege in der nächsten Secunde schon wieder den Angriff erneuert, so rückte auch Jener sofort mit seinem Fragengeschwader wieder vor.

„Dann werden die Herren gewiß Kaufleute sein?“ warf er hin.

„Nein,“ ertönte es aus dem Munde des ältern Reiters.

„Dann sind die Herren vielleicht Beamte?“

„Nein.“

„Oder vielleicht Förster?“ forschte der Hartnäckige weiter.

„Lieber Mann, wenn Er sich auf's Rathen verlegt, fiel der Jüngere lachend ein, „da könnten wir uns lange fragend und antwortend gegenüber sitzen! Ich will Ihm und Seinen Gästen sagen, womit ich mich seither beschäftigt habe — obgleich Er es vielleicht nicht recht begreifen wird.“

„Aha, jetzt kommt's!“ raunte der Schulmeister seinem Nachbar zu. „Sagt ich's nicht, daß Fragen immer hilft?“

„Ich habe niemals ein Amt besessen, bei dem ich hätte fett werden können,“ war des jüngern Reiters Erklärung. „In einem Alter, wo Andere noch kaum an ein Amt und an Geschäfte denken, mußte ich schon die schwersten Arbeiten verrichten. Wär' ich schlecht gewesen, so hätt' ich vielleicht Diesem oder Jenem meine Arbeit zuschanzen und mich nachher damit entschuldigen können, daß dieselbe über meine Kräfte gehe — ich hab' es nicht gethan. Vom frühen Morgen bis spät in die Nacht hab' ich erst für Andere gesorgt und dann für mich und habe nicht gemurrt, wenn ich wochenlang hungern und dursten, frieren und auf harter Erde schlafen mußte. Meine schönsten Hoffnungen hab' ich eine nach der andern zunichte werden sehen — das Wenige, was ich gewonnen, hab' ich verloren — meine besten Freunde und Genossen sind todt, und verlassen, müd' und alt kehr' ich nach meiner Heimath zurück. Meinem Reisegefährten ist es etwas besser ergangen — am Ende ist auch er nicht viel glücklicher als ich.“

Nach diesen Worten, die der Sprecher mehr an seinen Begleiter als an den Wirth und dessen Gäste gerichtet hatte, sprang er auf und schritt mit gesenktem Haupt und umwölkter Stirn spornklirrend in dem niedern Zimmer auf und ab.

Der Wirth und die Bauern, die Nichts weiter von seinen Worten begriffen zu haben schienen, als daß er ein unglücklicher Mann sei, folgten jeder seiner Bewegungen mit starren Blicken; der Schulmeister aber legte den Zeigefinger an sein storchschnabelartiges

Riechorgan und gab sich das Ansehen, als ob ihm plötzlich ein sehr helles Licht aufgegangen sei.

„Sprechen Latein," recapitulirte er, leise vor sich hinmurmelnd, „reisen nach Vorpommern — finden es lächerlich, mit Ochsen zu fahren — wollen bezahlen, was gefordert wird — sind drittehalbhundert Meilen geritten — haben viel gearbeitet, Hunger, Durst und Kälte ertragen und auf hartem Boden geschlafen — sind jetzt von allen ihren Freunden verlassen — — ich bin nun nicht mehr weit von der Lösung des Räthsels entfernt."

Der Aeltere rief seinem Begleiter jetzt einige Worte in der fremden Sprache zu; der Letztere nahm wieder Platz am Tische, und sein Antlitz zeigte bald wieder die vorige Heiterkeit.

Die Bauern bezahlten darauf ihre Zeche und verließen höchst ungern, wie es schien, einen Ort, wo sie so viel Wunderbares gehört und gesehen hatten. Der Schullehrer aber, welcher bei einem Verwandten im Dorfe übernachten wollte, blieb ruhig sitzen, in der Hoffnung, noch vor Schlafengehen Stand und Namen der beiden Fremden herauszubringen.

Seine Pläne wurden jedoch auf eine unangenehme Weise von der zwölfjährigen Tochter des Wirthes durchkreuzt, welche eine Bibel aus einem kleinen Schränkchen nahm und zu dem Schullehrer sagte:
„Herr Schulmeister, ich kann jetzt den Bibelvers lesen, den ich neulich buchstabiren mußte — soll ich ihn einmal laut vorlesen?"

„Wenn Du keine Fehler dabei begehen willst, so magst Du es thun," versetzte der Präceptor mit Würde. „Mach' Deine Sache ordentlich, damit die Fremden Dich nicht auslachen."

Darauf blätterte das Mädchen eine Weile in der Bibel und las endlich mit einiger Mühe: „Der — Herr — ist — nahe — bei — Denen — die — zerbrochenen Herzens — sind — und — hilft — Denen — die — zerschlagenes — Gemüth — haben."

„Gut gelesen!" sagte der Schulmeister mit Nachdruck. „Beherzige die Worte, mein Kind. Es ist ein Spruch des großen Königs David, des frommen Psalmisten, den Gott aus vieler Noth und Trübsal errettete. Zum nächsten Mal magst Du einen ähnlichen Spruch desselben lesen lernen, welcher zu Anfang des siebenundzwanzigsten Psalms steht und folgendermaßen lautet: „Und ob ich schon wandere im finstern Thal, fürchte ich kein Unglück, denn Du, Gott, bist bei mir; Dein Stecken und Stab tröstén mich."

„Herr Schulmeister. Er irrt sich — der Spruch steht im drei-

undzwanzigsten Psalm!“ bemerkte der jüngere Reiter mit großer Gelassenheit.

Der Präceptor ließ die Pfeife sinken und blickte den Fremden mit maßlosem Staunen starr an, gleich als ob er fragen wolle: „Wie kannst Du es wagen, mir, einem halben Geistlichen und Bibelausleger, Unkenntniß der heiligen Schrift vorzuwerfen!“

Der Aeltere aber rief dem Verwunderten lachend zu: „Herr Schulmeister, nehm' Er sich vor meinem Reisegefährten in Acht — der kennt die Bibel in- und auswendig!“

Der Präceptor schien jedoch stark daran zu zweifeln, ergriff rasch die Bibel und schlug mit wiedergewonnener Würde die streitige Stelle nach, machte aber gleich darauf ein langes Gesicht und ließ das Buch langsam auf den Tisch zurücksinken.

„Ja wahrlich, der Spruch steht im dreiundzwanzigsten Psalm,“ sagte er kleinlaut.

„Nun, Er braucht sich deswegen nicht zu grämen,“ versetzte der bibelfeste Fremde. „Irren ist menschlich.“

Dieser Vorfall schleuderte den Schulmeister wieder auf das Meer der Ungewißheit und des Zweifels. Er hatte sich schon fest eingebildet, daß die Fremden Kriegsleute seien — aber Soldaten, welche es mit jedem Pastor in Bibelkenntniß aufzunehmen vermochten — — nein, solche Wesen konnten seiner Meinung nach unmöglich existiren.

Der Wirth schien nicht übel Lust zu haben, auf's Neue den Inquisitor zu spielen, allein die Reiter erhoben sich jetzt, wünschten dem Schulmeister gute Nacht und baten den Wirth, ihnen ihr Schlafgemach anzuweisen. Dieser ergriff eine Lampe und führte seine Gäste über die geräumige Lehmdiele in ein Stübchen, in welchem zwei große Bettstellen standen.

Der Jüngere schaute sich im Zimmer um und fragte, auf die ungeheuren Betten deutend: „Sind diese Federbettenthürme für uns bestimmt?“

„Ja, Herr,“ entgegnete der Wende mit dem unverkennbarsten Staunen über eine solche Frage.

Der Reiter schlug ein helles Gelächter auf.

„Kriecht Ihr wirklich unter solche Federgebirge?“ fragte er, mit der Rechten die Riesendecke lüftend.

„Herr, wir sind das einmal so gewohnt,“ antwortete Jener mit verlegner Miene.

„Nun, geh' Er nur — wir werden uns schon einrichten,“

versetzte der Aeltere, dem Wirthe winkend, welcher nicht recht zu wissen schien, wie er sich dem Tadel des Jüngern gegenüber verhalten solle. „Wir sind an härtere Lagerstätten gewöhnt und werden die überflüssigen Federmassen schon beseitigen."

„Und leg' Er sich nur zeitig auf's Ohr, damit wir morgen zur bestimmten Stunde abfahren können," fügte der Jüngere hinzu, indem er einige von den Decken, Pfühlen und Kissen des einen Bettes wie Bälle auf einen in der Ecke des Zimmers stehenden Tisch warf, so daß nur die Matratze und eine leichte Decke nebst den Leintüchern im Bettgestell zurückblieben. „Wenn Er morgen früh Schlag 4 Uhr nicht fix und fertig mit Seinem Gespann vor der Thür hält, so hat Er's mit mir zu thun."

Der Wende versicherte hoch und theuer, daß er sich um keine Minute verspäten werde, wünschte seinen Gästen gute Nacht und schritt kopfschüttelnd wieder nach dem Schänkzimmer zurück, wo der Schulmeister eben den Rest in seinem Bierglase ausschlürfte, um sich gleichfalls zurückzuziehen.

„Herr Gott! was für Leute mögen das sein!" rief der Wirth, die Hände zusammenschlagend, nachdem er seiner Frau und dem Schulmeister den Auftritt im Schlafzimmer erzählt hatte. „Ich bring's mein' Lebtage nicht heraus, Herr Schulmeister!"

„Ich — auch — nicht, Krüger!" erwiederte der Präceptor seufzend, indem er Wirth und Wirthin die Hand reichte und mit der Miene eines Menschen, der an der Lösung eines uralten Räthsels verzweifelt, gesenkten Hauptes langsam zur Thür hinausschritt.

Im kleinen Dörfchen herrschte noch tiefe nächtliche Stille, als sich in dem Wirthshause und dessen nächsten Umgebungen schon einzelne menschliche Stimmen und tagverkündende Laute vernehmen ließen. Die Thüren knarrten in ihren Angeln, schwere Schritte erschallten auf der Hausflur, im Kamin knisterte ein lustiges Feuer und über den gepflasterten Hof rasselte ein standfester vierräderiger Wagen.

Der Wirth hatte Wort gehalten. Ehe seine Gäste noch zum Vorschein gekommen waren, hatte er schon sein ganzes Hauspersonal geweckt und Alles zur Abreise in Bereitschaft gesetzt. Die beiden Fremden nahmen ein einfaches Frühstück ein, stiegen auf den mit weichen Strohsitzen versehenen Wagen, der Wirth setzte sein Ochsengespann in Bewegung und in gemessenem Schritt ging es in die dämmernde Morgenfrühe hinein.

Es war eine seltsame Fahrt. Aus den leichten weißen Wolken

schauten einzelne Sterne hervor; im Osten stand noch die schmale Sichel des abnehmenden Mondes und goß ein bleiches Licht auf das schlafende Dorf und die herbstlich öden Felder. Die beiden Fremden schienen das Eigenthümliche ihrer Situation auch in vollem Maß zu fühlen, denn in ihre Mäntel gewickelt, saßen sie nebeneinander und unterhielten sich bald mit lächelnder, bald mit ernsthafter Miene eifrig in der fremden Sprache, welche der Schulmeister für Lateinisch gehalten hatte. Dann und wann richteten sie auch einige Fragen auf Hochdeutsch an ihren Wagenlenker, der dieselben treuherzig in seinem niedersächsisch-wendischen Dialekt beantwortete.

Der Weg führte über bleiche, mondbeschienene Felder und dunkle Haiden, durch schlafende Dörfer und düstre, todtenstille Föhrenwälder; weit und breit war Nichts zu hören als das Knirschen der Räder im tiefen Sande, das Bellen der Hunde und das Krähen der Hähne in den entlegenen Gehöften; dann und wann wehte auch der leise Klang der Glocke einer Dorfthurmuhr aus der Ferne durch die stille Morgenluft herüber.

So ging es mehrere Stunden fort. Endlich hellte es sich im Osten; das Morgenroth siegte über Mond- und Sternenschein, und der Sonne freundliche Strahlen brachen durch die herbstlichen Nebelschichten am Horizont.

„Das ist der Schloßthurm von Dannenberg!“ rief der Wirth da plötzlich den beiden Reisenden zu, indem er mit der Peitsche auf einen hohen runden Thurm deutete, der durch die Zweige der letzten Bäume eines kleinen Gehölzes schimmerte, dessen Ausgang man soeben erreicht hatte. „In einer Stunde werden wir dort sein.“

Der Jüngere machte eine ungeduldige Bewegung, gleich als ob er sagen wollte: „Die Strecke würd' ich in zehn Minuten zu Pferde zurücklegen!“

„Die Herren werden aber wahrscheinlich genöthigt sein, bis Mittag in der Stadt zu bleiben,“ fuhr Jener fort. „Die Postpferde kommen gewöhnlich erst in der Nacht oder früh am Morgen von den nächsten Stationen zurück und müssen sich doch ein paar Stunden ausruhen, ehe sie wieder fortgeschickt werden können.“

Auf einem mit zwei wendischen Ochsen bespannten Wagen lernt selbst der Hitzigste Geduld. Die beiden Reisenden ergaben sich ohne Murren in ihr Schicksal, obgleich der Jüngere dann und wann einen sehnsüchtigen Blick dem uralten Thurme zuwarf, der von seinem Hügel stolz auf das kleine Städtchen hinabschaute,

dessen rothe Dächer freundlich in den Strahlen der Morgensonne schimmerten.

Endlich hielt das Fuhrwerk vor dem Postgebäude in Dannenberg. Der Aeltere eilte sogleich hinein und verlangte zwei Reitpferde bis zur nächsten Station auf der nach Mecklenburg führenden Poststraße. Man erwiederte ihm, daß die Pferde noch eine volle Stunde der Ruhe bedürften, da sie am vorhergehenden Tage stark angestrengt gewesen wären, und ersuchte ihn, während der Zeit mit seinem Begleiter in dem nahe gelegenen Gasthof verweilen zu wollen.

Gegen die eiserne Nothwendigkeit ließ sich nicht ankämpfen, und so begaben sich Beide nach dem Wirthshause, in dessen Gastzimmer sie den Amtmann des Städtchens und einen ihm befreundeten Kaufmann aus Hamburg antrafen, welcher um Mittag seine Reise nach Magdeburg fortsetzen wollte und welchem der Erstere bis dahin Gesellschaft leistete.

Beim Eintritt der beiden Fremden brachen sie ihr Gespräch ab und betrachteten dieselben mit verwunderten Blicken. Der Aeltere verließ gleich darauf wieder das Gemach, um für die schleunige Bereitung eines Gabelfrühstückes zu sorgen, und der Jüngere ging mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder.

Der Amtmann und sein Freund schauten den Letztern mit einer stets wachsenden Neugierde an und wechselten leise einige Worte mit einander. Eine Weile hernach trat der Aeltere wieder ein und begann sich mit seinem Reisegefährten in der mehrerwähnten fremden volltönenden Sprache zu unterhalten.

Die Aufmerksamkeit Jener steigerte sich von Minute zu Minute, und endlich flüsterte der Amtmann dem Kaufmann mit triumphirendem Blicke einige Worte in's Ohr. Der Erstere eilte darauf hinaus und verschwand im Postgebäude.

Gleich darauf erhob sich plötzlich ein gewaltiger Lärm in dem letztern und in dessen Umgebungen. Postillons und Knechte liefen hin und her und schrien durcheinander, Wagen und Pferde wurden aus dem Stall gerissen und gestriegelt und geputzt und gebürstet, und einige Minuten später kam der Posthalter in den Gasthof gelaufen, trat mit vielen Bücklingen in's Zimmer und fragte die beiden Fremden mit unendlicher Devotion, ob sie es nicht vorziehen würden, ihre Reise in einem bequemen Wagen fortzusetzen.

Die Fremden schauten den unterthänigen Posthalter mit dem unverkennbarsten Mißvergnügen an, und der Aeltere sagte in einem

fast barschen Ton zu demselben: „Ich habe es Ihm ja ausdrücklich gesagt, Herr, daß wir unsre Reise zu Pferde fortsetzen wollen — hat Er etwa keine Reitpferde?"

„O das wohl," erwiederte der Posthalter mit einer tiefen Verbeugung, „aber ich möchte . . ."

„Nun, so sorg' Er dafür, daß die Pferde zur bestimmten Stunde gesattelt und gezäumt vor der Thür stehen," unterbrach ihn Jener. „Sobald wir einen kleinen Imbiß zu uns genommen haben, reiten wir von dannen."

Der Posthalter zog sich mit einer Legion von Bücklingen zurück, und unmittelbar darauf ward das Frühstück aufgetragen. Während die beiden Reisenden demselben zusprachen, bemühte sich der Amtmann, der sich inzwischen im Gastzimmer wieder eingefunden hatte, eine Unterhaltung mit ihnen anzuknüpfen. Der Jüngere schien sich jedoch nur mit dem Essen beschäftigen zu wollen, und der Aeltere antwortete zwar sehr höflich, aber kalt und einsilbig; namentlich suchte er jeder Frage in Betreff des Ausgangs- und des Endpunktes ihrer Reise auszuweichen.

Als die Fremden ihr Frühstück beendet hatten, wurden die Pferde vorgeführt. Vor der Thür des Gasthofes hatte sich indessen eine Gruppe von Neugierigen gesammelt, unter denen sich auch der Lenker des Ochsengespannes befand, der seinen Gästen eine glückliche Reise wünschen wollte. Die Letztern schwangen sich in den Sattel; der Jüngere reichte dem Dorfwirthe zum Lohn für seine Dienste ein großes Geldstück, empfahl ihm noch einmal, die ihm anvertrauten Pferde so bald als möglich nach dem Ort zu bringen, den er ihm unterwegs bezeichnet hatte, und freundlich die Umstehenden grüßend, sprengte er mit seinem Begleiter davon.

Dem Ochsenlenker, der mit Verwunderung gesehen, wie der Amtmann und der Posthalter sich so tief vor den beiden Fremden verbeugt hatten, und nicht wußte, was das zu bedeuten habe, sollte nun endlich das Geheimniß offenbar werden, über dessen Enthüllung er sich mit dem Schulmeister so lange vergebens abgequält hatte. Der Amtmann trat zu ihm, klopfte ihm auf die Schulter und fragte: „Weiß Er wohl, Krüger, wen Er unter Seinem Dach beherbergt und mit Seinen Rennern hierher gefahren hat?"

„Nein, Herr Amtmann — ich weiß es nicht," versetzte der Wende in gespannter Erwartung.

„Den König Karl XII. von Schweden und seinen Adjutanten," erwiederte der Amtmann, mit lächelnder Miene

den biedern Dorfwirth scharf anschauend, um zu beobachten, welche Wirkung diese Eröffnung auf ihn machen werde.

Der Wende fuhr erschrocken an seine Mütze und starrte den Amtmann mit offnem Munde an, gleich als ob ihm alle seine Sünden einfielen.

„Jetzt behalt' Er Seine Mütze nur auf, Krüger!" rief der Amtmann lachend; „der König hat nun schon gewiß ein gutes Stück des Weges von hier nach Hitzacker zurückgelegt — Der jagt schneller als der Sturmwind!"

„Wer von Beiden war denn der König?" stotterte endlich der Ochsenlenker, nachdem er sich einigermaßen von seinem Erstaunen erholt hatte.

„Der Jüngere mit dem braunen Rock, dem struppigen Bart und den hohen Reiterstiefeln," versetzte der Amtmann, um den sich allgemach eine große Anzahl der Bewohner des Städtchens versammelt hatte, die seinen Worten mit gespannter Aufmerksamkeit lauschten. „Sein Gesicht, seine Gestalt und sein ganzes Benehmen fielen mir gleich im ersten Augenblick auf, da ich ein sprechend ähnliches Bild von ihm besitze und viel von ihm gehört und gelesen habe. Obgleich ihn seine schwarze Perücke und der struppige Bart entstellten, so überzeugte ich mich dennoch je länger je mehr, daß ich den berühmten Schwedenkönig vor mir sehe. Meine Vermuthung ward zur Gewißheit, als mein Freund hier, welcher während seiner Reisen durch Dänemark und Schweden ein Bischen Schwedisch gelernt hat, aus dem Gespräch der beiden Reisenden heraushörte, daß der Aeltere den Jüngern mehrmals „Majestät" titulirte."

Der biedre wendische Dorfwirth konnte die Zeit kaum erwarten, wo er den Seinigen und allen Freunden und Bekannten die Wundermähr mittheilen werde, und in seiner Ungeduld stachelte er auf der Heimfahrt sein Ochsengespann in jeder Viertelstunde zu einem so schnellen Trabe an, daß er noch vor Einbruch der Dämmerung sein friedliches Dörfchen erreichte.

Es ist leicht zu ermessen, daß an diesem und an vielen folgenden Abenden in dem niedern Gastzimmer des Wirthshauses zu Waddeweitz von nichts Anderem geredet ward als von dem weltberühmten Schwedenkönig Karl XII. und seinem Adjutanten und von der Ehre, welche dem Gasthaus durch den Besuch derselben widerfahren sei.

Daß der Amtmann sich in der Person der beiden Reisenden nicht geirrt habe, ward bald darauf durch die Zeitungen bestätigt,

welche berichteten, daß der König Karl XII. aus Bender in der Türkei entflohen und nebst seinem Adjutanten plötzlich in Stralsund eingetroffen sei, und nicht allein den von denselben eingeschlagenen Weg bezeichneten, sondern auch das Costüm genau beschrieben, durch welches Beide sich unkenntlich zu machen gesucht hatten.

Der Pfarrer von Rückersdorf.

Zu jener Zeit, als sich der große Schwedenkönig Gustav Adolf und der kaiserliche General Wallenstein bei Nürnberg gegenüber standen, sah es in der Umgegend jener Stadt traurig genug aus. Die Felder waren zerstört und blieben unangebaut liegen; die Dörfer waren geplündert und verbrannt, die Einwohner entflohen, das Vieh geraubt, und was davon nicht fortzubringen war, wurde todtgestochen und blieb unbegraben liegen. Eine nothwendige Folge dieses unseligen, grausamen Verfahrens war namentlich Futtermangel; in beiden Lagern fielen Tausende von Pferden, welche nur nothdürftig oder gar nicht eingescharrt wurden. Der Verwesungsgeruch verpestete die Luft und erzeugte ansteckende Krankheiten, welche mehr Krieger hinrafften, als das Schwert, und von denselben auch mehr gefürchtet wurden als der dichteste Kugelregen.

So kam denn auch ein Trupp kaiserlicher Reiter vor das große Pfarrdorf Rückersdorf, zwei Stunden vor Nürnberg an der Straße nach Amberg gelegen. Der Trompeter blies, zur Uebergabe auffordernd, aber kein lebendes Wesen war zu sehen; Alles blieb todtenstill, Nichts vernahm man, als den Widerhall der kriegerischen Töne. Stutzend hielten die Reiter, und Gefahr vermuthend rücken sie nur langsam und vorsichtig in das Dorf ein; aber Alles blieb still und öde wie zuvor, und manchem der Feinde fing es bereits an unheimlich zu werden. Als nun der Vortrab in die Nähe der Kirche kam, scheuten selbst die Rosse; denn Schauertöne erklangen wie aus der Luft herab, und erschrocken blickten die Krieger empor. Aus einem Schallloche des Kirchthurms schaute eine geisterbleiche, gespenstige Gestalt, in ein weißes Todtengewand gehüllt, und rief in langgezogenen Tönen: Pestilentia! — Pestilentia! — Pestilentia! —

Kaum hatten die Eingedrungenen dies Schreckenswort gehört, als sie eiligst umkehrten, und in schnellem Rosseslaufe verließ bald der ganze Trupp die vergiftete Stätte.

Als es wieder still geworden war, zog sich die Gestalt zurück und schritt bald darauf gemächlich dem Pfarrhause zu.

Längst schon hatten die Einwohner von Rückersdorf ihre beste Habe an verborgene Orte in Sicherheit gebracht, und als nun der Feind sich wirklich näherte, flohen sie Alle, Männer, Weiber und Kinder; nur einer blieb zurück, das war der Pfarrherr, der wollte seine Kirche nicht verlassen, auf Gott und seine Klugheit bauend. Wohl mochte er durch Hunger, Noth und Entbehrung einem Gespenste ähnlich gesehen haben; genug sein Vertrauen hatte ihn nicht getäuscht, und durch seinen guten Einfall war wenigstens für diesmal der ihm anvertraute Schatz gerettet.

Die Minuten.

Der Mensch hat dritthalb Minuten;
Eine zu lächeln, eine zu seufzen
Und eine halbe zu lieben:
Denn mitten in dieser Minute stirbt er.

Unter diese Worte Jean Paul's schrieb der Altmeister Göthe seinem Enkel Walter in's Stammbuch:

Ihrer sechzig hat die Stunde,
Ueber tausend hat der Tag;
Söhnchen, werde Dir die Kunde,
Was man Alles leisten mag.

Zehntausend Livres Einkommen.

Als ich achtzehn Jahre alt war — so erzählte ein hochgestellter Franzose, der schon im vorigen Jahrhundert von den politischen Umwälzungen in seinem Vaterlande betroffen wurde — pflegte ich mich während der schönen Jahreszeit jeden Sonntag nach Versailles zu begeben, wo meine Mutter wohnte. In der Regel ging ich zu Fuß aus, um dann eins von den kleinen Fahrzeugen zu suchen, die damals den Verkehr nach Versailles besorgten. Wenn ich die Mauern von Paris verließ, war ich sicher, einen großen Bettler zu finden, der mit schriller Stimme rief: „Ein kleines Almosen, mein Herr, für einen Unglücklichen!“ Seinerseits war er sicher, dann ein dickes Zwei-Sous-Stück in seinen Hut klingen zu hören.

Als ich einmal wieder meine Steuer an Anton — so hieß

jener — bezahlte, ging gerade ein kleiner Herr vorbei, gepudert, mit scharfen Gesichtszügen und lebhaften Bewegungen, an welchen Anton ebenfalls seine ständige Litanei richtete: „Ein kleines Almosen, mein Herr, für einen Unglücklichen!“ Der Herr blieb stehen, betrachtete den Bettler einige Augenblicke und sprach dann: „Du scheinst mir Verstand zu haben und Arbeitskräfte. Ich will Dich aus dieser Lage befreien und Dir ein Einkommen von 10,000 Livres *) geben.“ Anton fing an zu lachen und ich auch. „Lache, so viel Du Lust hast,“ erwiederte der gepuderte Herr, „aber befolge meine Rathschläge, und Du wirst erhalten, was ich Dir verspreche. Ueberdies kann ich Dir selbst als Beispiel dienen. Ich bin ebenso arm gewesen, als Du; aber anstatt zu betteln, machte ich mir einen Korb auf dem Rücken zu tragen, ging in die Dörfer und Städte in der Provinz und bat, nicht um Almosen, sondern um alte Lumpen, die man mir umsonst gab und die ich dann zu guten Preisen an die Papiermühle verkaufte. Nach Verlauf von einem Jahre wollte ich die Lumpen nicht mehr umsonst; ich bezahlte sie und hatte außerdem ein Wägelchen und einen Esel, um meinen kleinen Handel zu betreiben. Fünf Jahre später besaß ich 30,000 Francs und heirathete die Tochter eines Papierfabrikanten, welcher mich als Theilhaber in sein Geschäft nahm, das aber wenig Kundschaft hatte; allein ich war noch jung, war thätig, verstand zu arbeiten und wußte mir Entbehrungen aufzulegen. Zur Zeit besitze ich zwei Häuser in Paris und habe meine Papierfabrik meinem Sohne überlassen, dem ich zur rechten Zeit den Geschmack an Arbeit und die Nothwendigkeit der Beharrlichkeit beigebracht habe. Mache es, wie ich, guter Freund, und Du wirst reich werden, wie ich.“ Damit entfernte sich der alte Herr; Anton war so in Nachdenken versunken, daß zwei Damen vorübergingen, ohne daß sein kläglicher Ruf erscholl: „Ein kleines Almosen für einen Unglücklichen!“ —

Im Jahre 1815 — ich lebte damals in Brüssel — trat ich eines Tages in einen Buchladen, um mir einige Bücher zu kaufen. Ein großer und starker Mann ging in dem Laden auf und ab und theilte an fünf bis sechs Commis seine Befehle aus. Wir sahen uns einander an, wie Leute, die, ohne sich zu erkennen, sich doch erinnern, daß sie sich einmal irgendwo gesehen haben. „Mein Herr,“

*) Das ist ein recht hübsches Einkommen, doch nicht so groß, wie es dem geneigten Leser vielleicht auf den ersten Blick vorkommt. Rechnet man den Livre oder Franc zu 8 Sgr., so beträgt die ganze Summe 2666 Thlr. 20 Sgr.

sagte zuletzt der Buchhändler, „pflegten Sie nicht vor 25 Jahren des Sonntags nach Versailles zu gehen?“ — „Was! sind Sie es, Anton?“ rief ich erstaunt aus. — „Mein Herr,“ erwiederte er, „Sie sehen, der gepuderte Herr hatte Recht; er hat mir 10,000 Livres Einkommen verschafft.“

Ueber den Geiz.

Ein Mensch, der sich Alles versagt, um nur stets zu sparen, ist der Schatzmeister seiner Erben.

Gebt einem Geizigen Alles im Ueberfluß, er wird doch immer geizig bleiben. Laßt einen Freigebigen in Armuth versinken, es wird ihm doch noch seine Freigebigkeit bleiben.

Geizige können nie großen Reichthum erwerben, denn sie wagen nichts Großes.

Der Nutzen ist der erste Ceremonienmeister der Welt.

Man stößt auf berühmte Verbrecher, aber nie auf berühmte Geizige.

Ein Geiziger ist durch Das, was er nicht besitzt, glücklicher, als durch Das, was er wirklich hat.

Alle Laster werden durch die Jahre alt, nur der Geizige gewinnt immer neue Kraft.

Kleine Winke.

Subaltern-Beamte, brüstet
Euch, so lang' ihr's Leben fristet,
Nicht mit Wichtigthuerei;
Denn es führen solche Sachen
Hier weit weniger das Lachen,
Als das Mitleid nur herbei.

Wo wir auch hier im Erdenthale wandeln,
Der rechte Glaube zeigt sich nur im Handeln.

Wenn uns die Gelegenheit grüßt recht schön,
So soll man ihr danken und entgegen geh'n.

Wer die Gelegenheit nicht ergreift von vorn,
Erwischt sie am Schwanz, wo sie hat einen Dorn.

Willst Du Neid — so mußt Du erben,
Willst Du prüfen — mußt verderben,
Willst Du Lob — so mußt Du sterben.

Versprechungen sind keine Huld:
Erfüllung kröne sie! — dies lernt, ihr hohen Gönner!
Ein Wort ist — ein Contract für deutsche Biedermänner,
Und ein Versprechen — eine Schuld.

Wer sich vermißt für fremdes Heil zu wachen,
Sei erst des eignen sicher. Wer es wagt
Sich der Versuchung in den Weg zu stellen,
Sei frei von Lüsten. Die Versuchung kirrt,
Sonst gräbt er selbst die Grub', in die er stürzt.

Thut immer Gutes in der Stille,
Was dem verschämten Armen frommt.
Doch wenn er aus des Herzens Fülle
Euch seinen Dank zu stammeln kommt,
Wehrt's nicht, denn halb nur lindert Ihr sein Leid,
Versagt Ihr ihm die Dankbarkeit.

Es schafft der Mensch wohl Plän' auf Pläne,
Berechnet Alles höchst genau,
Bis endlich bleiben von dem Bau
Ihm Nichts als — ein Paar Hobelspäne

Zwei Künste sind's, die wahren Adel geben,
Der höchste Preis läßt sich durch sie erwerben;
Die Eine ist: die große Kunst zu leben,
Die zweite größ're noch, die Kunst zu sterben.

Die Welt ist gut, und wollen wir,
Wird sie noch besser werden;
Wer gut und brav, der hat auch hier
Den Himmel schon auf Erden.
Er liebt die That, er haßt den Schein,
Und kann getrost und fröhlich sein.

Denk- und Sinnsprüche.

Wie in der Erde tiefste Gründe
Der Bergmann steigt, geh' in Dich selbst hinein;
Fürwahr! es ist die größte Sünde,
In seinem Hause fremd zu sein.

Die Zukunft ist ein fest verschloss'nes Thor,
Wozu die Himmlischen noch nie den Schlüssel gaben;
Unschuldig Leidender! steh' mit Geduld davor,
Bis Engel Dir geöffnet haben.

Die Zeit vernarbet alle Wunden,
Die hart Geschick dem Menschen schlägt;
Doch deren Schuld er selber trägt,
Die wollen nimmer ganz gesunden.

Wie glücklich ist der Mensch, den wenig Menschen kennen,
Der mit sich selbst vergnügt in einem Winkel lebt,
Der dem geschätzten Nichts, das wir die Ehre nennen,
Von Hoffahrt wild berauscht, hier niemals nachgestrebt,
Der keine Freude fand als nur im freien Leben,
Und Niemand als sich selbst von sich darf Rechnung geben.

Je schwerer der Geldsack am Herzen liegt,
Je leichter das Herz des Besitzers wiegt.

Erhalte Dir den hehren Gottesfrieden,
Nach langen Kämpfen endlich Dir beschieden,
Als Pflichtgebot den Sieg gewann:
Den Frieden in dem richtenden Gewissen,
Den Frieden unter äußern Hindernissen,
Den Frieden, den die Welt nicht geben kann.

Nur schweigend geh' des Lebens Bahn,
Mit Worten ist es nicht gethan;
Still spinnt die Zeit den Faden ab,
Und Sturm und Drang deckt auch das Grab.

Alte und neue Sprichwörter.

Gott wartet nur, er vergißt nie.
Ein Arzt ist selbst eine Krankheit.
Wenn Deines Nachbars Haus brennt, so hüte das Deine.
Ein alter Feind kann Dir nie ein Freund werden.
Laß einen Hund mit Dir laufen, aber leg den Stock nicht weg.
Hinter goldenen Worten liegt oft ein eisernes Herz.
Hat der Mensch getrunken, so kehrt er dem Brunnen den Rücken.
Aegerniß wird mehr genommen als gegeben.
Stolz geht lieber aus dem Wege als hinten nach.
Wen Leiden nicht bessern, den verschlimmern sie.
Wo es heilsam ist, zu reden, da ist es Unrecht, zu schweigen.
Ruhm bewahren ist schwerer, als ihn erwerben.
Ein zerstreutes Leben macht nur Diejenigen glücklich, die nicht zu denken wissen.
Die Mehrzahl menschlicher Thorheiten sind Dummheiten.
Geld ist ein guter Diener, aber ein böser Herr.

Die Schlacht bei Prag.

(Mit einem Bilde.)

Gegen das Ende des April des Jahres 1757 drang das preußische Heer in fünf Abtheilungen aus Sachsen und Schlesien in Böhmen ein. Der König hatte sein ganzes Heer in der Nähe von Prag versammelt und beschlossen die Oesterreicher am 6. Mai anzugreifen.

Sobald das Tageslicht es erlaubte, besichtigte der König das Feld. Sein wohlbewährter treuer Diener, der Feldmarschall Schwerin, eilte zu ihm heran, und rieth trotz aller Vortheile, welche das Terrain dem Feinde bot, zur Schlacht. Scherzend gab der König seine Zustimmung durch die Worte: „Frische Eier, gute Eier", und ritt davon, um die nöthigen Anordnungen zu treffen.

Die Stellung der Oesterreicher galt nach den gewöhnlichen Regeln der Kunst für unangreifbar. Ihr Heer stand auf den Höhen, welche Prag umgeben, diese waren stark verschanzt. Doch weder Schanzen noch Höhen boten den Stürmenden die größte Schwierigkeit; was die Stellung als unangreifbar erscheinen ließ, das waren die vor den Hügeln sich weithin dehnenden Sümpfe; der Boden war theils mit Schlamm bedeckt, theils mit einer Rasendecke überzogen, welche unter dem leisesten Tritte zusammenbrach. Nur hier und da fand man schmale Dämme oder auch nur Stege, schwer herauszufinden und jedenfalls ungenügend, um Colonnen gegen die feindlichen Truppen heranzuführen. Auch dieses Hinderniß hielt den König von seinem Vorhaben nicht zurück, den Feinden jedoch erschien der Angriff so unmöglich, daß ein großer Theil der Reiterei, als die Preußen schon heranrückten, zum Fouragiren ausgesendet worden war, und nun schleunig zurückbeordert werden mußte. Früh um sechs Uhr waren die Preußen aufgebrochen; erst um 1 Uhr langten sie am Fuße der verschanzten Höhen an. Mit bewundernswürdiger Ausdauer und Standhaftigkeit hatte das Fußvolk seine schwierige Aufgabe gelöst. Bei jedem Schritte brachen die Vorrückenden durch die trügerische Decke ein und wateten bis zum Knie in dem zähen Schlamm. An manchen Stellen konnten sie nur durch gegenseitige Unterstützung vorwärts kommen. Auch die Geschütze schleppten sie mit sich, doch gelang ihnen dies nicht überall; viele mußten sie zurücklassen, wie sehr sie auch ihrer Hülfe zum schweren Angriff bedurften. Endlich lag das gefährliche Terrain hinter ihnen und der Weg zu den Höhen hinan war offen. Nun

traten die Bataillone zum Sturm an, und stürzten, ohne sich Rast zur Erholung von den schweren Mühseligkeiten zu gönnen, mit Ungestüm auf die feindlichen Schanzen los. Hier wurden sie von einem entsetzlichen Kartätschenfeuer empfangen. Rottenweise stürzten die Stürmenden zu Boden; das Blut floß in Strömen. Der furchtbare Empfang schreckte die Tapferen nicht zurück. Immer neue Schaaren rückten heran. Ein Regiment, das des General Winterfeldt, obwohl ein großer Theil schon todt oder verwundet den Boden bedeckte, wollte vom Kampfe nicht ablassen, da rückte ein anderes heran, und mit dem Rufe: „Kameraden, laßt uns heran, Ihr habt Ehre genug gehabt!“ eilten die unerschrockenen Grenadiere mit gefälltem Bajonnet bei ihren ermüdeten, aber nicht entmuthigten Kampfesgenossen vorüber gegen den wohlgeschützten Feind hinauf. Doch vergebens war hier alle Tapferkeit; es schien unmöglich hier das Ziel zu erreichen; denn im Fall es wirklich einzelnen Abtheilungen gelang, den todtspeienden Schanzen näher zu kommen, so drangen die feindlichen Grenadiere vor, deren frischen Kräften die zerrissenen und gelichteten Schaaren keinen genügenden Widerstand entgegensetzen konnten.

Feldmarschall Schwerin hatte mit seiner Heeresabtheilung das mörderische Gefecht begonnen; für ihn war es ein Gebot der Ehre, von diesem Kampfe nicht abzulassen. An diesem Orte mußte es sich entscheiden, ob Friedrich ferner noch dem Gegner in seinem eigenen Lande trotzen, oder im Widerspruch mit dem kecken Beginn des Zuges zur Deckung seines eigenen Gebietes zurückeilen sollte.

Die Grenadiere hatten mit einem Muth und einer Ausdauer gefochten, wie sie je die tapfersten Truppen erwiesen hatten. Es schien unmöglich, den verderblichen Angriff fortzusetzen; zum ersten Male wich das kühne Selbstvertrauen, welches allein den Erfolg sicherte, aus den Herzen der abgehärteten Kriegsschaaren. Bestürzt wendeten sie den Schritt rückwärts, und vergebens waren die Anstrengungen der Offiziere, sie zur Fortsetzung des Kampfes zu bewegen. Es war der verhängnißvolle Augenblick eingetreten, wo nur die heldenmüthige Aufopferung des Feldherrn selbst den gesunkenen Muth wieder erfrischen kann. Der tapfere Feldmarschall erkannte diese erhabene Pflicht. Er sprengte vor die Front seines Regimentes, stieg ab, ergriff die Fahne, und mit dem Rufe: „Heran, meine Kinder!“ ging er ihnen den Weg des Sieges voran. Für ihn war es der Weg des Todes, denn schon nach wenigen Schritten ank er, von fünf Kartätschenkugeln getroffen, leblos zu

Boden. Allein das Todesopfer war nicht vergebens gebracht. Von diesem Augenblick an war jeder Gedanke an Flucht verschwunden. Vor dem Drange der Rache, des Ehrgefühls, der Begeisterung verschwand jeder Trieb furchtsamer Selbsterhaltung. Hinter dem edlen Märtyrer wollte Niemand zurückbleiben. Viele Generale folgten Schwerins Beispiel. Zu Fuß, an der Spitze ihrer Regimenter, sah man sie die todtbringenden Höhen hinansteigen; selbst der Bruder des Königs, Prinz Heinrich, stand nicht an, diese Ehrenpflicht zu erfüllen. Durch so kühnen Muth wurde endlich der hartnäckige Widerstand der Feinde an diesem Punkte gebrochen, sie wichen, obgleich nur Schritt vor Schritt, bis zu ihren Zelten zurück.

Unter der Zeit war auch die preußische Reiterei nicht müßig gewesen. Unter der Leitung des Prinzen von Karolath war sie mit großer Kühnheit über einen schmalen Damm gegangen, hatte dann überraschend schnell und geschickt ihre Schaaren entfaltet und die feindliche Reiterei mit bedeutendem Verlust zurückgetrieben. Dieser Erfolg war jedoch nicht dauernd. Da die preußischen Reiter zu ungestüm vorgedrungen waren, gelang es den Feinden, sie zu überflügeln und ihrerseits in die Flucht zu treiben. Die braven Reiter wurden aber ebensowenig durch diesen Unfall abgeschreckt, als die Grenadiere Schwerins durch die entsetzlichen Wirkungen des feindlichen Geschützes. Rasch ordneten sie sich, und durch einige frische Schwadronen verstärkt, stürzten sie von Neuem auf ihre Gegner los, und dieses Mal mit dem glänzendsten Erfolge. Nicht nur wurde die feindliche Reiterei ganz zersprengt, sondern auch in so wilder Hast auf das eigene Fußvolk geworfen, daß es in vollkommene Unordnung gerieth. Diese günstige Wendung benutzte Ziethen mit Umsicht und Schnelligkeit. Im gestreckten Laufe warfen sich seine Husaren auf die schon ungeordneten Reihen, trieben sie völlig auseinander und richteten ein großes Blutbad unter ihnen an.

So hatte der Kampf gegen den rechten Flügel des Feindes eine günstige Wendung für Friedrich genommen, aber das Mitteltreffen und der linke Flügel, deren Stellung Anfangs ganz unangreifbar erschienen war, standen noch fest, und alles Blut wäre vergebens vergossen gewesen, sobald man den Feind nicht auch hier zurücktreiben konnte. Endlich erspähte der König eine Lücke, durch welche es möglich erschien, ohne allzugroßen Verlust in die Schlachtreihe des Feindes einzudringen. Besonders ein Unterfeldherr Friedrichs, Herzog Ferdinand von Braunschweig, erwarb sich in

diesem Theil des Kampfes das größte Verdienst. Er bat den König, da der Augenblick dazu günstig erschien, um Erlaubniß, mit seinem Truppentheil den Feind auf der äußersten Flanke anzugreifen. Der Herzog solle thun, was ihm gut schiene, lautete der Befehl, welchen der Prinz mit dem glänzendsten Erfolge ausführte. Sieben Schanzen lagen hier hintereinander, stark mit Geschützen versehen und durch den Kern der österreichischen Grenadiere gedeckt. Schnell war die erste erstiegen, die Besatzung theils niedergestoßen, theils in die Flucht getrieben. Ohne einen Augenblick sich Rast zu gönnen, stürzten sich die Sieger auf die zweite, mit demselben Muthe, demselben Glück. Bald waren alle sieben in ihren Händen, und hierdurch die Hauptmacht des Feindes, von jeder Seitendeckung entblößt, entweder zur schnellsten Flucht gezwungen oder dem sichern Verderben Preis gegeben. Da in demselben Augenblick auch Friedrich durch die von ihm erspähte Lücke bis ins Herz des österreichischen Heeres gedrungen war, ward die Flucht allgemein. Wild drängten sich die zersprengten Schaaren in die Thore der Stadt, in welcher sie Schutz vor den siegreichen Verfolgern suchten. Vielen brachte das wüste Gedränge den Tod. Ein anderer Theil des geschlagenen Heeres eilte in das Innere des Landes; ihn verfolgte weithin die preußische leichte Reiterei.

Groß war der Verlust der Oesterreicher in dieser furchtbaren Schlacht; er belief sich auf 24,000 Mann; doch theuer war er auch von preußischer Seite erkauft. 18,000 tapfere Preußen deckten theils todt, theils schwer verwundet das blutgetränkte Schlachtfeld, und unter ihnen der Feldmarschall Schwerin, von dem Friedrich erklärte, sein Tod allein gelte dem Verluste von 10,000 der tapfersten Krieger gleich.

Anrede Friedrichs des Großen an die Generale und höheren Offiziere, am 4. Decbr. 1757 vor der Schlacht bei Leuthen.

Ihnen, meine Herren, ist es bekannt, daß es dem Prinzen Carl von Lothringen gelungen ist, Schweidnitz zu erobern, den Herzog von Bevern zu schlagen und sich zum Meister von Breslau zu machen, während ich gezwungen war, den Fortschritten der Franzosen und Reichsvölker Einhalt zu thun. Ein Theil von Schlesien, meine Hauptstadt und alle meine darin befindlich gewesenen Kriegsbedürfnisse sind dadurch verloren gegangen, und meine Widerwärtigkeiten würden aufs Höchste gestiegen sein, setzte ich nicht ein unbe-

dingtes Vertrauen in Ihren Muth, Ihre Standhaftigkeit und Ihre Vaterlandsliebe, die Sie bei so vielen Gelegenheiten mir bewiesen haben. Ich erkenne diese, dem Vaterlande und mir geleisteten Dienste mit der innigsten Rührung meines Herzens. Es ist fast keiner unter Ihnen, der sich nicht durch eine große, ehrenvolle Handlung ausgezeichnet hätte, und ich schmeichle mir daher, Sie werden bei vorfallender Gelegenheit nichts an dem mangeln lassen, was der Staat von Ihrer Tapferkeit zu fordern berechtigt ist. Dieser Zeitpunkt rückt heran; ich würde glauben nichts gethan zu haben, ließ ich die Oesterreicher im Besitze von Schlesien. Lassen Sie es sich also gesagt sein: ich werde gegen alle Regeln der Kunst die beinahe dreimal stärkere Armee des Prinzen Carl angreifen, wo ich sie finde. Es ist hier nicht die Frage von der Anzahl der Feinde, noch von der Wichtigkeit ihres gewählten Postens; alles dieses, hoffe ich, wird die Herzhaftigkeit meiner Truppen und die richtige Befolgung meiner Dispositionen zu überwinden suchen. Ich muß diesen Schritt wagen, oder es ist Alles verloren; *wir müssen den Feind schlagen oder uns Alle von seinen Batterien begraben lassen.* So denke ich, so werde ich handeln. Machen Sie diesen meinen Entschluß allen Offizieren der Armee bekannt; bereiten Sie den gemeinen Mann zu den Auftritten vor, die bald folgen werden, und kündigen Sie ihm an, daß ich mich für berechtigt halte, unbedingten Gehorsam von ihm zu fordern. Wenn Sie übrigens bedenken, daß Sie Preußen sind, so werden Sie gewiß dieses Vorzugs sich nicht unwürdig machen. Ist aber Einer oder der Andere unter Ihnen, der sich fürchtet, alle Gefahren mit mir zu theilen, der kann noch heute seinen Abschied erhalten, ohne von mir den geringsten Vorwurf zu leiden. (Wir folgen Euerer Majestät in den Tod! Gut und Blut für unsern König! riefen die versammelten Offiziere, und der König bemerkte mit Freuden die Begeisterung, welche seinen Worten folgte; dann fuhr er fort:) Schon im Voraus hielt ich mich überzeugt, daß Keiner von Ihnen mich verlassen würde; ich rechne also ganz auf Ihre treue Hilfe und auf den gewissen Sieg. Sollte ich bleiben und Sie für Ihre mir geleisteten Dienste nicht belohnen können, so muß es das Vaterland thun. Gehen Sie nun in das Lager und wiederholen Ihren Regimentern, was Sie jetzt von mir gehört haben. Das Regiment Cavallerie, welches nicht gleich, wenn es befohlen wird, sich unaufhaltsam in den Feind stürzt, lasse ich gleich nach der Schlacht absitzen und mache es zu einem Garnisons-Regimente; das Bataillon

Infanterie, das, es treffe, worauf es wolle, nur zu stutzen anfängt, verliert die Fahne und die Säbel und ich lasse ihm die Borten von der Montirung abschneiden. Nun leben Sie wohl, meine Herren; in Kurzem haben wir den Feind geschlagen, oder wir sehen uns nie wieder.

Friedrich der Große und der Brauer.

Nach dem siebenjährigen Kriege hatte der König die Bemerkung gemacht, daß das Bier fast überall sehr schlecht sei und daß die Brauer doch einen hohen Preis dafür forderten. Er hatte deshalb eine Verfügung erlassen, in welcher er sagte, daß er das Publikum von der Plage des schlechten Bieres um jeden Preis befreien und, wenn die Stadtbrauer nicht besser Bier fabricirten, die Dorfbrauer in den Stand setzen würde, die Städte mit Bier zu versehen. (Der helle Blick des Königs sah also damals schon, daß die freie Concurrenz in solchen Dingen das Beste ist.) Die Accise-Administration in Berlin erhielt zugleich den Befehl, durch ihre Beamten darauf sehen zu lassen, daß das Biermalz richtig bereitet und in genügender Menge verwendet werde. Außerdem aber erkundigte sich der König, wohin er kam, eifrig, ob das Bier besser sei.

In Brieg, wo das Reihebrauen üblich war, gab es einen Mälzer, Namens Reichert, der zur Zeit des siebenjährigen Krieges als Bürger-Artillerist auf den Wällen der Stadt tüchtig mitgewirkt hatte. Diesen Mann kannte der König gar gut, und als er einst bei dessen Hause vorbeiritt, wo Reichert in der Thür stand, hielt der König das Pferd an und frug: „Kann man nicht einmal Sein Bier zu kosten kriegen?" — Reichert gerieth in Verlegenheit; denn er war in Brieg dafür bekannt, daß er oft so schlechtes Bier hatte, welches er selbst nicht trinken mochte, sondern seinen Trunk in einem andern Bierschank holen ließ. Er antwortete daher stockend: „Ew. Majestät, mein Bier ist noch nicht fertig zum Schenken, auch die Reihe noch nicht an mir." — „So", sagte der König, der Alles wußte, „Er hat ja aber den Kegel ausgesteckt!" — Das machte den Mann noch verlegener und er stammelte: „Ja, das wohl, Ew. Majestät; das gilt aber erst heut Abend. Jetzt ist das Bier noch warm und schmeckt nicht gut."

„Er Hallunke," sprach lächelnd der König, „es wird wohl kalt auch nicht gut schmecken. Aber, hör' Er, ich leide das schlechte

Bier nicht mehr. Richte Er seine Brauerei besser ein, daß Er gescheutes Getränk machen kann. Hat Er schon darauf gedacht, wie Ihm ja die Regie anbefohlen haben muß?" — „Ach, Majestät," jammerte der geizige Mälzer, „die heurige Gerste taugt nichts, man mag damit machen, was man will, das Bier bleibt dünne." — „Das glaube ich schon," unterbrach ihn Friedrich, „daß Sein Bier dünne bleibt. Aber ich werde Ihm sagen, woher das kommt: das kommt nicht von der heurigen Gerste, das kommt vom vielen Wasser. Nehme Er nur weniger Wasser zu Seinem Biere! Daran liegt's! Adieu." Unter dem Jubel der versammelten Volksmenge ritt Friedrich weiter.

Der Töpfer in Neisse.

Im Jahre 1746 war Friedrich der Große in Neisse und kam auf dem Wege nach den Festungswerken bei einer Töpferwerkstatt vorbei, aus welcher frisch gefertigte Ofenkacheln gerade zum Trocknen in der Sonne herausgetragen wurden. Der König hielt, betrachtete die Kacheln und rief dem Töpfer zu: „Das sein schlechte Kacheln! Kann Er nicht bessere machen?"

Der Töpfer zog seine Mütze ab und antwortete: „Ja, Ew. Majestät, wie's Geld, so die Waare." — „Dummes Zeug," sagte Friedrich, „mache Er nur erst bessere Waare, so wird Er auch besser Geld kriegen. Warum macht Er nicht solche feine weiße Kacheln, wie ich sie unten an der sächsischen Grenze gesehen habe?" — „Ja, das sin Dresner, die kann mer hier nich schaffen," meinte der Töpfer. — „Und warum nicht?" war die weitere Frage des Monarchen. — Der Töpfer war verlegen und stotterte endlich heraus: „mer hat nich so feinen Thon — mer hat nich so 'ne Maschinen — mer weeß nich so Bescheed dermit — —"

Der König wandte sich unwillig ab, setzte seinen Weg fort und sagte zu dem ihn begleitenden Commandanten: „Mit solch stupidem Volk möchte man sich die Seele ausärgern. Das denkt nicht daran, klüger zu werden. Wenn ich so beim Alten geblieben wäre, da wäre ich heute nicht hier."

Aus diesem Vorfalle rührt wohl die bekannte Stelle in einem Königlichen Schreiben aus Neisse an den Minister von Marschall her, in welcher es heißt: „Ihr sollet auch überlegen, ob man nicht unsrer Orten eine Fabrik etabliren könne, in der dergleichen schöne

feine und weiße Kachelöfen, als bekannter Maßen zu Dresden gemacht werden, gefertigt werden könnten, zu welchem Ende Ihr mit meinem Geheimrath Klinggräf zu Dresden zu korrespondiren habt, ob nicht von dort einige Leute zu verschaffen sind, welche dergleichen Oefen zu verfertigen wissen."

General Werner.

Friedrich der Große speiste einst in Pleß bei dem Husaren-General Paul Werner, einem gebornen Ungar. Auf dem Tische des Generals war ein so ausgezeichneter Ungarwein, daß der König in guter Laune sagte: „Sein Landsmann hier giebt Ihm nichts nach, er ist so brav wie Er." „Ja," erwiderte der derbe General, „unterthänigst zu danken, und kostet das Weinel fast nix."

„Er wird ihn doch nicht paschen?" frug der König.

„Na," war die Antwort, „ich nit, aber meine Husaren."

„Donnerwetter, da macht Er mir die Husaren zu Paschern, statt zu Soldaten."

„O na, zu tüchtigen Soldaten. Der Husar muß sich pfiffig überall durchschleichen. Das lerne sie prächtig an der Granitz, und wann's noch emol zum Krieg kommt, dann wern meine Braunen 's Handwerk verstehe."

„Wie kommen denn aber die Husaren mit den Douaniers (Zollbeamten) zu rechte?"

„Do giebt's ka Ahnfechtung; dann de Duaner wissen, daß de Braunen Flederwische und schwarze Löcher (Säbel und Pistolen) bei sich haben."

„So, so. Das kommt immer besser. Da führen ja die Kerle mit meinen Waffen einen förmlichen Krieg in meinem eigenen Lande."

„Sie thun nix!" meinte der unverwüstliche Husar.

„Dann sollte ihnen auch der Teufel 's Licht halten," rief der König und sagte zu seinem Begleiter: „daß mir von dem saubern Weinhandel noch Nichts bekannt geworden ist, begreife ich nicht; aber man hat den alten Haudegen gefürchtet. Ich möchte an allen Ecken und Enden selbst sein. Höre Er," begann er laut zu Werner: „Er wird einen Freipaß auf Seinen Ungarwein erhalten; da saufe er sich meinetwegen todt; aber das Exercitium nach der Grenze hört auf! Bei meiner Ungnade! Versteht Er mich?"

„Zu Befehl," sprach Werner aufstehend etwas verdutzt; „aberst — aberst — was wern meine Offziers sogen. Die wolln auch trinken."

In seinem Aerger lächelnd, endete der König das Gespräch, indem er aufbrauch, mit den Worten: „der Paß wird unbeschränkt sein; da traktire Er Seine Offiziere, so viel Er Lust hat."

Frieselbissen.

Von einem Dorfe in der Liegnitzer Gegend hatte Friedrich der Große durch den Landrath gehört, daß daselbst die Bauern schon wiederholentlich in Strafe genommen worden wären, weil sie sich durchaus weigerten, Kartoffeln anzubauen, wie durch den Minister Schlabrendorf angeordnet war, indem sie behaupteten, man bekäme von den Kartoffeln das Friesel (Fieber), weshalb sie solche auch Frieselbissen nannten. Friedrich hatte darauf dem Landrath, dem General Anhalt und andern Personen in Liegnitz aufgegeben, nicht nur die Bauern eines Bessern zu belehren, sondern auch für ihre Haushaltungen Kartoffeln zu verbrauchen, damit das dumme Volk solchen Beispielen nachfolge. Das Alles aber hatte nichts geholfen. Nach den Hungerjahren 1771 und 72 passirte der König einst dies Dorf und war erstaunt, in dessen Nähe viele schöne Kartoffelfelder zu sehen. Er ließ halten, machte das Buch zu, in dem er, wie gewöhnlich unterwegs, gerade las und sagte zu den versammelten Bauern: „Na, Ihr Hundsfötter, hat Euch der Hunger endlich zu Verstande gebracht? Schmecken Euch die Frieselbissen jetzt?"

„Ach ja!" riefen dummlächelnd die Bauern.

„Hat schon Einer das Friesel davon gekriegt?"

„Ne!" war die Antwort.

„Na, da merkt's Euch, daß ich Euch nichts Schädliches anrathe, sondern es gut mit Euch meine, und folgt künftig bei Zeiten."

Er schlug das Buch wieder auf und ließ weiter fahren. Die Bauern aber sagten: „A hot Olles am Buche stihn, was passirt is! A wiß halt emol Olles!"

Ueberall veranlaßte der große König die Vorgesetzten in Stadt und Land fleißig Kartoffeln auf ihren Tisch zu bringen, ja er that dies selbst zum guten Beispiele für das Volk auf seinen Reisen. So mußte bei seiner Anwesenheit in Brieg stets ein Viertel Kartoffeln gekocht werden. Er selbst aß einige davon und seine Gäste

und Diener mußten ebenfalls welche essen. Ja einige Male ließ er die dampfenden Kartoffeln auf den Balkon des Commandanten-Hauses in Brieg bringen und aß hier einige vor den Augen des Volks. —

Zwei Aussprüche Friedrich's des Großen.

„Ein Justizkollegium, das Ungerechtigkeiten dient, ist gefährlicher und schlimmer wie eine Diebsbande — sagte Friedrich der Große — vor die kann man sich schützen; aber vor Schelmen, die den Mantel der Justiz gebrauchen, um üble Passiones auszuführen, vor die kann sich kein Mensch hüten. Die sind ärger wie die größten Spitzbuben, die in der Welt sind, und meritiren eine doppelte Bestrafung.“

„Sie sollen alle Kriminalurtheile einschicken an mich, sonst würden dabei allerhand Inconvenienzen, und daß die Leute in den Provinzen nach Gefallen gehudelt würden, entstehen können“.

Welche ist die leichteste Todesstrafe?

Ein Mann, der seinem Vaterlande viele Dienste geleistet und bei dem Landesfürsten deshalb wohl angeschrieben stand, wurde wegen eines in Leidenschaft begangenen Verbrechens zum Tode verurtheilt. Nichts konnte ihn von dieser Strafe retten. Der Herzog begnadigte ihn indeß in der Art, daß er ihm die Wahl ließ, wie er sterben wolle. Also kam zu ihm in den Thurm der Oberamtsschreiber, ein alter gefühlloser Mensch, ihn so anredend: Der Herzog will Euch folgende Gnade erweisen: Wenn Ihr wollt gerädert sein, will er Euch rädern lassen; wollt Ihr gehängt sein, so will er Euch hängen lassen; es hangen aber schon zwei am Galgen; bekanntlich ist er aber nur dreischläfern (dreiarmig). Wenn Ihr aber lieber wollt Rattenpulver essen, so schaffe ich's Euch vom Apotheker; denn welche Todesart Ihr wählt, die soll Euch werden. Aber sterben müßt Ihr; daran ist nichts zu ändern.

Darauf erwiderte der Verurtheilte: Wenn ich denn durchaus sterben muß, in der Art aber, wie ich zu Tode gebracht werden soll, die Wahl habe, so wähle ich von allen von Euch mir vorgeschlagenen Todesarten keine. Denn das Rädern ist ein biegsamer, das Hängen ein beweglicher, das Vergiften ein gemeiner Tod. Aber der Tod

aus Altersschwäche ist der sanfteste, und nur diesen wähle ich und keinen anderen.

Der Oberamtsschreiber war über diese nicht geahnte, seltsame Wahl verblüfft und stattete gehörigen Orts Bericht ab. Der Herzog aber brach sein einmal gegebenes Wort nicht und man mußte den Verurtheilten laufen und im Gefängniß fortleben lassen, bis er starb.

Die Chincha-Inseln.

Die Engländer nennen die Steinkohlen, durch welche sie all die Tausende von Maschinen in den Fabriken, auf den Schiffen und Eisenbahnen in Bewegung setzen, ihr schwarzes Gold. In ähnlicher Weise hat man wohl die Lehmschichten in der Umgegend von Bockhorn ein Goldlager genannt. Wenn man den Namen des Goldes in dieser Weise mit Recht anwenden kann, so ist für Peru, welches nach der Entdeckung von Südamerika seine Eroberer mit wirklichem Golde in unglaublichen Massen bereicherte, jetzt sein Gold — Vogeldreck. Der geneigte Leser weiß, was wir damit meinen; es ist der Guano (Gwano), welcher auf drei nackten Felsen ohne einen Grashalm gelagert jetzt Peru's größten Reichthum bildet. Es sind dies die Chincha- (Tschintscha-) Inseln, alle drei von mäßiger Größe, die seit der Sündfluth vielleicht keinen Tropfen Regen empfangen haben, und eben deshalb ist der Guano von ihnen besser als irgend ein anderer, weil seine besten Bestandtheile nie vom Wasser ausgewaschen sind. Wegen der unebenen Gestalt der Oberfläche liegt der Guano in verschiedener Dicke, von wenigen Zoll bis zu 100 Fuß. Ein Engländer, dem der Bote folgende Mittheilungen verdankt, hat gemessen und berechnet, daß die drei kleinen Felsinseln noch mehr als 250 Millionen Tonnen reinen Guano bergen, welche erst in 180 Jahren erschöpft sind, wenn die Ausbeutung in dem Maße fortgeht, wie in den letzten 6 bis 8 Jahren. Da in England die Tonne nach unserm Gelde etwa 35 Thlr. werth ist, so liegt dort ein Capital von 8750 Millionen Thaler.

Der Guano ist regelmäßig aufgeschichtet; die untern Lagen sind durch das Gewicht der obern festgemacht und haben eine dunkelrothe Farbe bekommen, welche nach der Oberfläche zu allmälig heller wird. Auf der Oberfläche hat er eine weißlichbraune Kruste, die von der Sonne sehr gut gedörrt ist; es ist eine Kruste, welche Eier enthält, da sie durch die Vögel vollständig in Zellen getheilt ist.

Die Vögel kratzen tiefe, längliche Löcher hinein, in welche sie Eier legen, selten mehr, als zwei in jedes Nest. Diese Löcher, welche oft zusammenhängen, bilden lange Gallerien mit verschiedenen Eingängen, und diese Bohrungen werden so sorgfältig ausgeführt, daß man kaum einen Fuß auf irgend eine Stelle setzen kann, ohne bis ans Knie einzusinken und durch einen harten Schnabel gekitzelt zu werden, der unsre unbeschützten Beine angreift. Die Eierschalen, die Gräten und Ueberbleibsel von Fischen, welche die alten Vögel für die jungen bringen, scheinen einen Hauptbestandtheil des Guano zu bilden.

Steigen wir mit unserm Engländer, der von der mittleren Insel eine Ladung Guano einnehmen will, weiter hinauf. Nachdem wir mit großer Schwierigkeit und mit dem Verluste mehrerer Zoll Haut von unsern Beinen den Gipfel der Insel erreicht haben, steigen wir die Seite hinab, die zu den im Betriebe befindlichen Gruben führt, und erreichen ein Dorf von 20 bis 30 elenden Hütten auf einem kleinen von Guano befreiten Platze, welche von Indianern, welche als Arbeiter Hülfe leisten, bewohnt werden. Jede Hütte besteht aus vier schlanken Pfählen, die in den Boden getrieben sind, mit einem Dache und drei Wänden von Strohmatten, während eine Seite offen ist. Das Geräthe bilden einige rohe Bänke, zwei bis drei Kochpfannen und einige Zinnnäpfe. In zwei oder drei Hütten findet sich ein kleiner Krug mit Branntwein. Als Betten dienen dünne Matten. Kleider scheinen ganz abgeschafft zu sein; wer vornehm ist, hat eine Art Jacke und ein Paar zerlumpte Baumwollenhosen. Die Leute scheinen ziemlich glücklich auf ihrem staubigen Gebiet zu sein, obgleich Alles, selbst die Eßwaaren, von Guano durchdrungen sind. Sie verdienen viel Geld, leben in ihrer Weise ziemlich gut, arbeiten des Nachts, und des Tags über rauchen oder schlafen sie. Um ihren Lohn loszuwerden, machen sie gelegentlich einen Ausflug aufs Festland, nach der Stadt Pisco und verthun dort ihr Geld in ähnlicher Weise, wie leichtsinnige Matrosen, wenn sie nach langer Fahrt an Wall kommen und „schwalken".

Die steile, senkrechte Seite des Felsens, welche sich vom Meere wie eine Mauer erhebt, und die Steilheit der Küste erleichtern sehr die Befrachtung der Schiffe. Auf dem Gipfel ist eine Einhägung, welche 4 bis 500 Tonnen Guano faßt. Sie läuft am Rande spitz aus mit einer schmalen Oeffnung, in welche eine lange Röhre von Segeltuch paßt, die von der Spitze des Felsens bis fast auf das Wasser reicht. Zuerst nimmt jedes Schiff mittelst seiner Böte Guano

als Ballast ein; dann segelt es an die Röhre und nimmt das untere an Bord. So wird der Guano in einem beständigen Strome, über 300 Tonnen des Tags, in den Kielraum geschüttet, während die Einhägung des Nachts von den Indianern angefüllt wird, die den Guano in Säcken mit etwa 80 Pfund jedesmal auf dem Rücken herbeitragen.

Einige sind beschäftigt, den Guano durch die Röhre zu stoßen, an deren Oeffnung ein Indianer steht, welcher das Herabgleiten des Düngers langsamer oder ihm ganz ein Ende macht, indem er einen Strick, der an der Röhre befestigt ist, fester anzieht. Es sind an verschiedenen Stellen der langen Röhre Stricke angebracht, die zu den verschiedenen Masten des Schiffes und von da aufs Deck führen, wo jeder von einem Mann gehalten wird, welcher, indem er abwechselnd anzieht und losläßt, die Röhre in Bewegung hält und so das Verstopfen der Masse verhindert. Dieses Verstopfen ereignet sich indeß doch zuweilen, und dann ist es schwer und langwierig, die Sache wieder in Ordnung zu bringen, da der Druck den Guano zu einer festen Masse verdichtet, die zuweilen nur durch das Zerschneiden der Röhre losgemacht werden kann. Oft werden Vögel mit in den Kielraum des Schiffes hinabgeführt, und auf einer Insel glitt ein Indianer unglücklicherweise hinein, ward durch die Röhre gezwängt und am andern Ende todt herausgezogen. Auf jeder Insel sind zwei Umzäunungen und zwei Röhren, von denen die eine bedeutend kleiner ist und nur zum Beladen von Böten gebraucht wird.

Auch unsere Arbeit begann ernstlich (fährt unser Berichterstatter fort). Ballast wird aufgewunden und über Bord geworfen, und das große Boot ist emsig beschäftigt, statt dessen Guano heranzubringen. Dies ist eine sehr unangenehme Arbeit. Ich gehörte zu der Mannschaft des Bootes, und da die verschiedenen Schiffe sehr eifersüchtig auf einander sind, indem alle gern im Handel den Vorrang haben wollen, so waren wir Tag und Nacht in Bewegung. Wir verließen des Nachts unser Schiff und blieben bis zum Morgen unter der Röhre, um für unser Boot die erste Ladung zu bekommen.

Als der Tag dämmerte, waren wir daher froh, die Röhre in unser Boot zu bekommen und uns zu erheitern, indem wir in schrecklich zerhacktem Spanisch dem indianischen Wächter zuriefen, den Guano loszulassen. In wenig Augenblicken kam die Ladung herunter, und Augen, Mund und Nase wurden mit dem beißenden Staub erfüllt, welcher in das Boot geschüttet wurde, bis es bis an den Rand gefüllt war und die Darinsitzenden aussahen, als wären sie

ein Theil der Ladung. Ein alter Fahrensmann, dessen buschiger Backenbart und langes Haar Dünger genug für eine kleine Köterei enthielt, verwünschte kräftiglich alle Landwirthe in der Welt, daß sie Matrosen gebrauchten, ihre schmutzige Arbeit zu thun, statt selbst zu kommen und den Guano in ihren eigenen Wagen nach Haus zu fahren. Als das Boot beladen war, lenkten wir es langsam nach dem Schiffe, wo unsere Ladung, nachdem wir sie in Säcke gethan, die Stelle des Ballastes einnahm. Die Art von Arbeit wurde drei Wochen lang fortgesetzt, ehe uns die Reihe traf, unter die große Röhre zu segeln.

Endlich kam einer der englischen Matrosen, die auf der Insel Wachdienste thun, und brachte uns an die Küste in die bequemste Lage, um unsere Ladung einzunehmen. Es kam mit ihm auch ein halbes Dutzend Indianer, welche den Guano, wenn er aus der Röhre kommt, im Kielraume ordentlich aufzuschütten haben. Die Art ihrer Arbeit kann man sich denken. Die Wege durch die Luken sind bald verstopft, und die Luft ist ganz von fliegendem Guanostaub erfüllt. Mitten in diesem Staub müssen die Indianer fast nackt arbeiten; sie haben ein Bündel Werg fest um Mund und die Nasenlöcher gebunden, so daß es die Luft zuläßt und den Staub absperrt. Sie theilen sich in zwei Partien, die sich einander immer nach 20 Minuten ablösen. Wenn sie an der Arbeit sind, quälen sie sich gehörig ab, handhaben ihre scharf zugespitzten Schaufeln auf eine Weise, die selbst einen englischen Seemann in Staunen setzt, und kommen, wenn sie abgelöst sind, ganz erschöpft und in Schweiß gebadet aufs Verdeck zurück. Aber in diesem Zustande trinken sie eine halbe Kanne kaltes Wasser und hintendrein einen gehörigen Schluck unvermischten Rum oder Pisco-Branntwein; dann werfen sie sich im kühlsten Theil des Schiffes nieder, bis wieder an sie die Reihe kommt, die Schaufel zu nehmen.

Die Schiffsmannschaft wird gebraucht, um die Leinen zu lenken, die an der Röhre befestigt sind, und obgleich die Leute im Freien arbeiten, sind auch sie gezwungen, den Verband von Werg zu tragen; denn die Staubwolken, die vom Kielraum aufsteigen, sind erstickend. Das Schiff ist vom Kiel bis zur Wimpel mit Guano bedeckt, der sogar in die Kajüte des Kapitäns und das Küchengeschirr des Kochs dringt; selbst die Ratten müssen niesen; — und das ganze Schiff ist wie eine ungeheure Schneeberger Schnupftabaksdose. Dieses Leiden dauert indeß nicht lang; drei Tage genügen, um ein großes Schiff zu beladen. Am Ende des dritten Tages war ich

auch herzlich froh, als die Luken geschlossen, die Ankerketten eingezogen wurden und der Klüversbaum wieder nach Pisco zeigte. Hier blieben wir wieder drei Tage, welche wir zum Waschen des Schiffes benutzten und zum Versuche, seine ursprüngliche Farbe wieder herzustellen; denn als wir die Chincha's verließen, waren Raaen, Masten, Segel, Takelwerk und Rumpf des Schiffes ganz mit einem schmutzigen Braun bedeckt.

Eine Jagd im nördlichen Eismeere.

Der berühmte amerikanische Reisende Kane, der in den eisigen Gegenden des Nordpols den verschollenen Franklin vergeblich aufgesucht hat, und nun auch schon den Folgen seiner heldenmüthigen, aufopfernden Anstrengungen erlegen ist, erzählt außer vielem andern ebenso Lehrreichen als Fesselnden folgende Art der Jagd, welche die Eskimo's auf die Wallrosse anstellten.

Die Abtheilung, welche auf die Wallroßjagd ausfuhr, hatte drei Schlitten, welche von Hunden gezogen wurden. Als sie sich der Stelle näherten, wo offenes Meer war, hörten sie das eigenthümliche Brüllen des Thieres, welches einige Aehnlichkeit mit dem Brüllen einer Kuh hat. In dieser Nähe mußte die größte Vorsicht gebraucht werden; denn das ungeheure Seethier ist schlau und, einmal wild gemacht, sehr gefährlich, obgleich seine Bewegungen steif sind. Der Jäger, der mit Harpunen, Spießen (welche tüchtige Widerhaken haben, an langen Leinen aus der zähen Haut des Seehundes) versehen ist, darf sich der Stelle, wo das Wallroß mit seinen großen abwärts gebogenen Zähnen sich am Eise festhält, nur nähern, wenn das Thier unter Wasser ist. Die Eskimo's kennen die Zeit genau, wie lange es unterzutauchen pflegt. Sobald sie vermuthen, daß das Thier wieder an die Oberfläche der Eisbank kommt, legen sie sich platt auf das Eis und rühren sich nicht, bleiben auch in dieser gewiß nicht angenehmen Stellung, bis das Thier wieder untertaucht; dann bewegen sie sich rasch wieder eine Strecke vorwärts, um sich wieder zu legen, sobald das Thier wieder seinen Kopf und seine Brust aus dem Wasser erhebt. Ist er nahe genug, so wirft er rasch und sicher seine Harpune, und ist das Thier, wie fast immer, getroffen, so flieht er, so schnell er kann, schlägt einen eisenbeschlagenen Stock in's Eis und wickelt die Leine fest darum. Das getroffene Thier geräth in eine fürchterliche Wuth, taucht zwar

unter, kommt aber schnell wieder, um seinen Feind zu suchen und ihn zu vernichten. Erreichte es ihn, so würde es seine furchtbaren langen Fangzähne dazu verwenden, ihn völlig zu zerfleischen, zu zerreißen und in die Tiefe des Meeres hinabzuziehen. Das weiß der Eskimo; er kennt die Rachewuth des Thieres. Kaum ist dasselbe wieder untergetaucht, so reißt er schnell seinen ins Eis geschlagenen Stab heraus und eilt, ihn an einer anderen Stelle einzutreiben, was ihm die lange Leine gestattet. Kaum ist dies geschehen, so stößt das riesenhafte, starke Thier das Eis genau an der Stelle durch, wo der Eskimo mit seinem Stabe gestanden hat. In der Regel empfängt es dann eine zweite und so oft 8 bis 10 Harpunen in seinen unförmlich großen, oft 700 Pfund schweren, fetten Leib. Noch grimmiger wird nun das Thier, weil es seinen Feind nicht erreicht, dieser es aber aufs Neue verwundet hat. Es zertrümmert ringsum das Eis in wahrer Raserei. Wieder ändert der Eskimo seinen Standort mit dem Stabe auf der Eisbank, denn sicher stößt es jetzt das Eis an dieser Stelle durch. Die Leine wird bald angezogen, bald nachgelassen und das Thier immer wüthender. Es brüllt und schäumt vor ohnmächtiger Wuth; denn der kluge Jäger ist, wenn es an der Stelle das Eis nun wieder durchstößt, immer an einer andern in Sicherheit. So setzt sich der Kampf viele Stunden fort, bis endlich der Blutverlust das Thier erschöpft und sein Tod eintritt. Mit vereinter Kraft wird nun das Thier dadurch aufs Land gezogen, daß die Jäger mehrere Leinen von Seehundhaut in seine Halshaut befestigen, diese um die dicken, ins Eis eingestoßenen Stäbe ziehen und so das Thier aufs Eis bringen. Nichts gleicht dann der Lust, mit der sie sich über das todte Thier herwerfen und es zerlegen. So geschah es denn auch hier. Die Schlitten wurden mit den besten Stücken befrachtet, die Eingeweide und der größere Theil des Thieres in der Höhle eines Eisberges sorgfältig begraben und verwahrt, damit kein Eisbär es finde und verzehre, und dann wurde fröhlich die Rückfahrt angetreten. In dem Eisberge konnte das Fleisch nicht in Fäulniß übergehen, und es blieb dort, bis das Mitgenommene aufgezehrt war, aufgehoben. Der Eskimo, der den Hunger, welcher oft sein Loos ist, lange ertragen kann, kann auch furchtbar essen, und solch eine glückliche Jagd giebt seiner Eßlust eine reichliche Gelegenheit und Befriedigung.

Furchtbar bestrafter Uebermuth.

Daß die Engländer, wenn sie zu uns herüberkommen, etwas übermüthig und brutal sind für ihr und anderer Leute Geld — zwar nicht Alle und man findet hie und da welche, die fast ganz zahm sind — das ist eine bekannte Sache. Hat doch England fast Krieg angefangen mit Preußen, weil ein preußischer Eisenbahn-Conducteur sich von einem reisenden Engländer (er hieß Macdonald und war vermuthlich erst kürzlich eingefangen) nicht durchprügeln lassen wollte, sondern umgekehrt. Da sind wir Deutsche doch besser dran, wir können uns prügeln lassen nach Herzenslust, ohne befürchten zu müssen, daß der Bundestag deswegen Krieg anfange. Man hat's ja gesehen und sieht es noch. Das kommt aber daher, der Bundestag hat Gemüthsruhe.

In Bern aber ist ein Engländer an den Letzten gekommen, und diese haarsträubende Geschichte ist's, die der Bote jetzt erzählen will. Eigentlich aber ist's kein Engländer gewesen, sondern ein Däne, aber er war englischer Kapitain, und das war sein Unglück.

In der Bundesstadt Bern — die Schweiz hat auch ihre Bundesstadt, wie wir unser Frankfurt mit Respect zu vermelden — saßen mehrere junge Engländer bei einem fröhlichen Abschiedsmahle bis spät in die Nacht — und eine lustige Nacht war's — und bis früh in den Morgen, und Keiner ahnte, was dieser Morgen Entsetzliches bringen werde, und wenn man den trinkenden, singenden und lachenden jungen Leuten gesagt hätte, „heute noch wird Einer von Euch lebendig aufgefressen“, so hätten sie noch mehr gelacht und gemeint, man wolle ihnen einen Bären aufbinden. Es ist aber bitterer Ernst geworden, und ein Bär war allerdings auch dabei, aber keiner, den man aufbindet, sondern einer, den man anbindet, oder wenigstens anbinden sollte, denn mit einem unangebundenen ist nicht gut anbinden, und ein unangebundener Bär kann sehr kurz angebunden sein, wie wir sehen werden.

Als es Morgens 2 Uhr geworden war, rief einer von den jungen Leuten im Weinübermuthe, — es war unser armer Kapitän Lork — „und ich thue es doch,“ rief er und schlug auf den Tisch, „was gilt die Wette?“ „Zehn Flaschen Champagner!“ riefen die Andern, „Topp es gilt!“ schrie Lork, und fröhlich plaudernd zogen sie in den kühlen frischen Morgen hinaus.

Nun ist aber in der Stadt Bern ein mit Mauern und eisernen Geländern umgebener und gepflasterter Graben, und in dem Gra-

den hausen lebendige Bären, so das Wahrzeichen der Stadt Bern sind, und seit undenklichen Zeiten hegen und füttern die Berner ihre bestialischen Wahrzeichen, und haben eine Freude daran, und noch niemals ist ein Unglück geschehen in dem Bärengraben.

An diesem Bärenzwinger nun machten die jungen Leute Halt und Kapitän Lork sprang lachend auf die niedere Umfassungsmauer und machte auf ihr die Runde um den unheimlichen, 30 Fuß tiefen Graben. Es war sein letzter Spaziergang auf dieser Welt und sein letztes Lachen, denn sei es nun, daß er über einen Stein strauchelte, da es noch finster war, oder daß der Wein ihn schwindeln machte, kurz — der arme, bedauernswürdige Kapitän stieß einen Schrei aus und stürzte auf das Pflaster des Bärengrabens hinunter, wo er bewußtlos liegen blieb.

Die Bärenfamilie, die den Bärenpalast bewohnt, hielt es wie die großen Herrschaften, der Herr Bären-Papa schlief auf dem einen Flügel und die Frau Bären-Mama mit den jungen Herren Bären und Fräulein Bärinnen auf dem andern. Es waren gerade die Apartements des Herrn Bären, in die der arme Lork gefallen war. Dieser war inzwischen wieder zum Bewußtsein erwacht und machte verzweifelte Versuche, aus seinem unfreiwilligen Gefängnisse zu entkommen. Doch umsonst waren seine und seiner Freunde Anstrengungen, man hatte keine Stricke und keine Leitern und die Mauern des Zwingers waren zu hoch, um erklettert werden zu können.

Jetzt erwachte der Bär von dem Lärm, und ungnädig brummend, daß man ihn seinem Schlafe gestört, betrat er den Zwinger und glotzte seinen entsetzten Gast mit schläfrigen Augen an und beschnüffelte ihn, ohne ihm jedoch ein Leides anzuthun. Unterdessen war ein Strick herbeigebracht und dem Kapitän zugeworfen worden; dieser faßte das Rettungsseil, und schon war er mehrere Fuß über dem Boden emporgehoben, schon glaubte er sich in Sicherheit, schon jubelten seine Freunde, da machte die ungastliche Bestie Einsprache, mit ihren gewaltigen Armen umfaßte sie ihr unglückliches Opfer und zog es in den Zwinger zurück.

Und nun begab sich da unten in der dunkeln Grube etwas Furchtbares, daß den Zuschauern oben vor Entsetzen die Haare zu Berge standen. Der Kapitän, fast sinnlos vor Schrecken und von seiner Geistesgegenwart verlassen, raffte sich vom Boden auf, fing an laut um Hülfe zu rufen und jagte mit durch Todesangst geflügelter Eile um den keinen Ausgang bietenden Zwinger herum, verfolgt von dem durch den Widerstand und den Lärm wüthend ge-

wordenen Bären. Jetzt hat er ihn eingeholt, jetzt faßt er ihn, jetzt reißt er ihn nieder, ein gräßlicher Schrei gellt durch die Nacht und ein fürchterlicher Kampf beginnt. Jammernd und händeringend stehen die Freunde und können nicht helfen. Unten Schrei auf Schrei, das zornige Brummen des wüthenden Thieres, das Knacken seiner arbeitenden Kinnladen, das entsetzliche Geräusch brechender Knochen, ein dumpfes Röcheln und eine aus hundert Wunden blutende, zerfleischte Leiche, liegt Kapitän Lork auf dem steinernen Pflaster. Zwei Stunden vergingen, bis der verstümmelte Leichnam aus dem Zwinger der wüthenden Bestie herausgeholt werden konnte.

So endete Kapitän Lork, ein junger, hoffnungsvoller, tapferer Mann; ein Mann von unerschrockenem Muthe, der bei der Belagerung von Sebastopol dem Tode vielfach in's Auge geschaut -- jetzt in blutige Fetzen zerrissen von einem Bären. Ein gräßliches Beispiel bestraften Uebermuthes. Der Unglückliche wurde unter allgemeiner Theilnahme zur Erde bestattet. —

Die Einsegnung des Freicorps in der Kirche zu Rogau.

Mit einem Bilde.

Am 16. März des denkwürdigen Jahres 1813 hatte Preußen dem gewaltigen französischen Herrscher den Krieg erklärt. Am 17. hatte der König den Aufruf „An mein Volk" erlassen, und dieser brachte mit Allem, was vorhergegangen war, eine Wirkung hervor, die sich nicht genügend beschreiben läßt. Das nachfolgende Geschlecht wird immer davon nur eine schwache Vorstellung haben, man mußte diese Zeit selbst durchlebt haben. Alle Herzen wurden bis auf den Grund erschüttert. Als nun die letzte große Appellation des Königs an sein Volk und die Kriegserklärung an Frankreich erfolgte — die, von dem kleinen, niedergedrückten, ausgesogenen Preußen ausgehend, die Welt in Erstaunen setzte — da geschah, wie der Dichter gesungen hat: „Das Volk stand auf, der Sturm brach los." Die Universitäten lösten sich auf, weil Studirende und Professoren zusammen die Waffen ergriffen, die oberen Klassen der Gymnasien wurden leer, die Regierungskollegien und die Gerichtshöfe schmolzen zusammen, der Landmann verließ seinen Pflug, der Handwerker seine Werkstatt, der Kaufmann sein Geschäft, um zur Wehr zu grei-

fen. Der Unterschied der Stände schien vergessen, denn in den Reihen der Freiwilligen stand der Prinz neben dem Bürgersohn der Städte; die Selbstsucht schwieg, es gab nur ein Gefühl, einen Willen. So wurde denn die Lenkung leicht. Niemand wollte von der allgemeinen Bewegung zurückbleiben. Jünglinge unter 16 Jahren, Männer über 50 Jahre stellten sich zur Verfügung. Der Familienvater verließ Weib und Kind. Vater und Mutter, Bräute und Verwandte waren stolz darauf, ihre Söhne und Angehörigen im heiligen Kampf zu wissen. Viele überschätzten ihre Kräfte, mußten zurückgewiesen werden und trauerten, nicht mitstreiten zu können. Selbst die Stumpfsinnigsten und Furchtsamsten wurden hingerissen. Nicht minder zeigte sich das weibliche Geschlecht der großen Sache würdig. Von der Zeitströmung ergriffen, wurden Manche desselben selbst über ihre Sphäre hinausgeführt und kämpften in dem Freiheitskriege mit. Die sich zu solchem Aeußersten nicht entschließen mochten, wirkten mit Aufbietung aller ihrer Kräfte arbeitend für die Sache des Vaterlandes. Jeder Ort wurde zur kriegerischen Werkstatt, das ganze Land zum Kriegeslager. Alle Schichten des Volks haben gleichmäßig ihr Höchstes eingesetzt, es gebührt ihnen allen gleiche Ehre.

Ganz im Geiste der Zeit, als ihr schönster Ausdruck, lag die Bildung einer Schaar Freiwilliger wie die Lützower. Sehr richtig berechneten die Majore v. Lützow und v. Petersdorff die Stimmung der Jugend, als sie ihre zu errichtende Freischaar „die Schaar der Rache" nannten und für sie eine schwarze Uniform verlangten.

Als Theodor Körner in diese Schaar eintrat, wurde der Zudrang zu ihr bedeutend, und sie war schon 4 Compagnien und 2 Eskadrons stark, als sie am 28. Mai in der Kirche zu Rogau bei Zobten in Schlesien die Weihe erhielt. Nach dem Eintritt in die Kirche wurde das von Theodor Körner für diese Feier gedichtete Lied gesungen:

Wir treten hier in Gottes Haus
Mit frommem Muth zusammen.
Uns ruft die Pflicht zum Kampf hinaus,
Und alle Herzen flammen.
Denn, was uns mahnt zu Sieg und Schlacht,
Hat Gott ja selber angefacht.
Dem Herrn allein die Ehre!

Der Herr ist unsre Zuversicht,
Wie schwer der Kampf auch werde;

Wir streiten ja für Recht und Pflicht
Und für die heil'ge Erde.
Drum, retten wir das Vaterland,
So that's der Herr durch unsre Hand.
Dem Herrn allein die Ehre!

Es bricht der freche Uebermuth
Der Tyrannei zusammen;
Es soll der Freiheit heil'ge Gluth
In allen Herzen flammen.
D'rum frisch in Kampfes Ungestüm!
Gott ist mit uns, und wir mit ihm!
Dem Herrn allein die Ehre!

Er weckt uns jetzt mit Siegeslust
Für die gerechte Sache;
Er rief es selbst in unsre Brust:
Auf, deutsches Volk, erwache!
Und führt uns, wär's auch durch den Tod,
Zu seiner Freiheit Morgenroth.
Dem Herrn allein die Ehre!

„Nach Absingung des Liedes", schreibt Körner selbst in einem Briefe über diese Feier, „hielt der Prediger des Ortes, Peters mit Namen, eine kräftige, allgemein ergreifende Rede. Kein Auge blieb trocken. Zuletzt ließ er uns den Eid schwören, für die Sache der Menschheit, des Vaterlandes und der Religion weder Blut noch Gut zu schonen und freudig zum Siege oder Tode zu gehen. Wir schworen! Drauf warf er sich auf die Knie und flehte Gott um Segen für seine Kämpfer an. Bei dem Allmächtigen, es war ein Augenblick, wo in jeder Brust die Todesweihe flammend zuckte, wo alle Herzen heldenmüthig schlugen. Der mit Würde vorgesagte und von Allen nachgesprochene Kriegseid und „Eine feste Burg ist unser Gott" machte das Ende dieser herrlichen Feierlichkeit." —

Die „schwarze Schaar", durch Körners Gesang „Lützow's wilde Jagd" verherrlicht, wird in der Nation in bleibendem Andenken unsterblich fortleben.

Nach „Beitzke, die deutschen Freiheitskriege".

Die sogenannten guten alten Zeiten.

Es giebt viel „Sogenanntes" in der Welt. Sogenannte Staatsmänner, mit denen man Riegelwände einrennen könnte, sogenannte Patrioten, die ihr Vaterland um 30 Silberlinge verkaufen würden, sogenannte Fromme, die von Salbung triefen und vor

Hochmuth bersten, sogenannte Christen, die die wahren Juden sind und sogenannte Juden, die mehr ächtes Christenthum in sich haben als ein ganzes Schock psalmsingender und augenverdrehender Maul-Christen. Unter Anderem giebt es auch die sogenannten guten alten Zeiten.

„Die guten alten Zeiten!“ Den Stoßseufzer bekommt man oft zu hören, wenn die neue Zeit nicht Alles so topfeben gelegt hat, daß man darüber hinwegtanzen kann. Die gute alte Zeit! Das ist auch das Leibsprüchlein von Vielen, die, weil sie einst die alte Zeit mit jungen Augen angeschaut haben, nunmehr in die junge Zeit mit alten blöden Augen hineinblinzeln.

„Die guten alten Zeiten“, das war auch das Steckenpferd des alten Marte-Sepp und seines Weibes Mei-Käth, ein Steckenpferd, groß und zahm genug, daß die beiden alten Leute gleichzeitig darauf reiten konnten. An stürmischen Winterabenden, wenn draußen der Schnee wirbelt und die alte Wetterfahne auf dem Dache kreischt, da sitzt das alte Ehepaar gerne und behaglich am warmen Kachelofen, er mit seinem silberbeschlagenen Ulmerkopfe und sie bei einer Schaale Kaffee, rings umher ihre Kinder und Enkel, und da erzählt der Alte gar gerne von seiner Zeit, die er die gute alte nennt, und wie dazumal Alles viel besser gewesen, als heut zu Tage, und gar noch früher, zu des Marte-Sepps Großvaters selig Zeiten, da mußte es noch besser gewesen sein, denn des Marte-Sepps Großvater selig hatte seiner Zeit gerade so seine gute alte Zeit gehabt und über die neue Zeit, die jetzt des Marte-Sepps gute alte Zeit ist, geschimpft, wie jetzt der Marte-Sepp thut.

„Seht Kinder“, konnte der alte Marte sagen, „die Menschen sind dazumal zu meiner Zeit viel einfacher und gemüthlicher, was soll ich sagen, viel . . . . . . viel gemeiner und niederträchtiger gewesen, wie heut zu Tage. Sie sind einander beigestanden in Noth und Leid, und Jeder hat dem Andern geholfen, wie er konnte. Von den vielen Bedürfnissen, die man jetzt hat, seidene Tücher, theure Kleider, Musik und Kegelschieben, Tabak und Kaffee, ja du lieber Gott, von denen hat man damals nichts gewußt.“

Als freilich einmal des Marte-Sepps Enkelin, die kleine muthwillige Margreth, mit der wunderfitzigen Frage dazwischen fuhr, ob denn in der guten alten Zeit, weil es denn doch dazumal keinen Tabak und keinen Kaffee gab, ob es denn dazumal auch keine Großväter und keine Großmütter gegeben habe, da ist der alte Marte-Sepp zornig geworden und hat die Margreth ein nasenweises Ding

geheißen, und das sei auch ein Zeichen der neuen Zeit, daß die Kinder in Alles hineinschwatzen und gescheidter sein wollen als die Alten.

Hundertmal erzählte der Marte, wie seinem Großvater selig einmal der Blitz in's Haus geschlagen habe, und sei Alles verbrannt, Haus und Scheuer, Hab und Gut, nicht einmal das Vieh konnte gerettet werden, denn von Feuerlösch-Anstalten wußte man in der guten alten Zeit auch nicht viel. Der Großvater selig sei übel dran gewesen und nicht weit vom Bettelstab. Da aber seien seine Nachbarn und guten Freunde zusammengestanden und die Leute im ganzen Thal und haben zusammengeschossen und haben dem Großvater selig sein Haus wieder gebaut funkelnagelneu und einen Maien darauf gesteckt mit dem Verse:

„Hilfst dem Nachbar in der Noth,
Hilfst dir selbst und hilft dir Gott!“

Freilich, und das vergaß der alte Marte bei der Gelegenheit zu erzählen, das neue Haus war viel kleiner als das abgebrannte, und die Kasten voll Weißzeug, die Scheuern voll Frucht und all die Vorräthe in Speicher und Keller, die sämmtlich mit verbrannt waren, die konnten ihm die Nachbarn nicht ersetzen. Der Großvater konnte sich auch nie mehr recht erholen von dem Schlage, und die Nachbarn waren auch nicht immer die Feinsten, und oft ließen sie es ihn bitter fühlen, daß er ihrer Großmuth sein neues Haus verdanke und nahmen allerlei Gegenleistung dafür in Anspruch, so daß dem Großvater sein neues Haus gar nicht so wohlfeil zu stehen kam, und oft dachte er mit bitterm Unmuthe, daß es fast besser gewesen wäre, seine Nachbarn hätten ihn im Stiche gelassen. Er fühlte sich als Schuldner des ganzen Thales sein Leben lang, und das ganze Thal ließ es ihn sein Leben lang fühlen, daß es sein Wohlthäter sei, und dieses Gefühl preßte ihm oft das Herz zusammen.

Wie gesagt, das vergaß der alte Marte zu erzählen, wenn er die guten alten Zeiten rühmte, aber schön war's halt doch von den Nachbarn, und so etwas thäten sie heut zu Tage nicht mehr für einander, das war jedesmal der Schluß seiner Erzählung; dann aber lamentirte er weiter:

„Ja, die guten alten Zeiten. Jetzt aber, wo man auf Eisenbahnen die Welt durchfliegt, und wo man mit dem Telegraphen über den halben Erdkreis hinweg mit einander plaudert, als wär's hinter den Schoppengläsern in's Adlerwirths Wirthsstube, jetzt freilich hört alle Gemüthlichkeit auf, Jeder denkt nur an sich und wie er am schnellsten reich werde.“

Bei dem Telegraphen schlägt die Großmutter regelmäßig ein Kreuz und murmelt etwas von Teufelsspuck und Hexerei. „Und daß man die Hexen nicht mehr verbrennen darf, wie in den guten alten Zeiten", bemerkte dann wohl auch die vorwitzige Margreth, „Großvater, warum darf man die Hexen nicht mehr verbrennen?"

„Halt's Maul und geh in's Bett", brummte bei solchen kuriosen Fragen der Großvater und klopfte in einiger Verlegenheit seinen Ulmerkopf aus. „Komm Mutter, wir wollen auch schlafen gehen, mit dem jungen Volke ist kein Auskommen."

Wenn der alte Marte von seiner Ofenbank aus die gute alte Zeit so herausstreicht und auf die jetzigen Zeiten loszieht, da möchte denn doch auch der Bote einmal dabei sein, nicht aus Neugierde, nein, sondern er möchte dem Marte einige Fragen vorlegen, die ihn noch mehr in Verlegenheit bringen und noch mehr in die Enge treiben sollten, wie der nasenweisen kleinen Margreth ihre.

Nein, guter alter Marte-Sepp und all ihr guten alten für die gute alte Zeit faselnden Marte-Seppels — und das Geschlecht der Marte-Seppels ist sehr groß — so gut wie Ihr Euch einbildet, war es nicht in der guten alten Zeit, und so schlimm, wie Ihr meint, ist's nicht in der neuen. Die gute alte Zeit hat ausgedient und die neue hat's ihr abgewonnen. Wir sind nicht stehen geblieben auf der Stufe, die unsere Väter eingenommen, nein wir sind vorwärts geschritten zum Bessern und sind auf dem Wege zum Besten, und zwar nicht allein auf dem Gebiete der Wissenschaft, der Gelehrsamkeit, nein auch auf dem der praktischen Erfahrung und was unmittelbar in unser Leben eingreift und unser materielles Wohl und Weh ist.

Und was die Menschen betrifft und die Menschlichkeit, die Nächstenliebe und die Nächstenhilfe, über deren Verfall der alte Marte so sehr jammert, so sind wir jetzt himmelweit besser daran, als in den guten alten Zeiten. — Freilich, wenn jetzt dem Marte-Sepp sein Haus abbrennte, würden seine Nachbarn sich dafür bedanken, es wieder neu aufzubauen, nein die Nachbarn würden sagen, „der Marte ist ein braver, tüchtiger und ein vorsichtiger Mann, der hat sein Haus versichert, und die Aachen-Münchener Feuerversicherungsgesellschaft oder der Phönix, die bauen ihm ein neues Haus und seinen ganzen Schaden ersetzen sie ihm bis auf den Kreuzer. Ist aber der Marte ein so dummer und gewissenloser Mensch," so werden die Nachbarn weiter sagen, „und hat sein Hab und Gut nicht versichert, nun so muß er's haben, und einem Men-

schen, der mit solcher Dummheit geschlagen ist, dem ist nicht zu helfen.“ Und die Nachbarn, die also sagen, die haben Recht, und es ist nicht schnöde Selbstsucht, die sie also sprechen macht, nein, es ist einfach Gerechtigkeit, denn die verrufene neue Zeit macht es Jedem möglich, sich selbst zu helfen, und selber ist der Mann!

Nämlich eines der vielen Kinder dieser von den Marte-Seppels bejammerten neuen Zeit, und wahrlich, es ist nicht das schlechteste seiner Geschwister, ist auch das Vereinswesen (Association), und dieses Vereinswesen ist es, dem wir unzählige Genüsse und Wohlthaten verdanken. Was aber ist das Vereinswesen?

Das Vereinswesen ist das Einstehen Aller für Einen und Eines für Alle; trifft dich ein Unglücksfall, so sind es nicht allein deine Nachbarn, nicht allein die Leute im Thale, die dir beispringen, nein, es sind tausende und aber tausende, die dir helfen, ohne dich zu kennen, und ohne Dank dafür zu verlangen. Denn es ist die Bestimmung des Vereinswesens, den materiellen Nachtheil, der dich in Folge gewisser Unglücksfälle treffen kann, dadurch auszugleichen, daß eine möglichst große Zahl Nichtbetroffener dir den Nachtheil tragen hilft, d. h. ihn dir vergütet.

Mit deinem Beitritt in dieses Vereinswesen und mit einem verhältnißmäßig sehr geringen jährlichen Beitrag kannst du dich vor den Folgen zahlreicher Unglücksfälle schützen. Der Ruf „Feuer“ hat vieles von seinem früheren Schrecken verloren, der Hagel, der deine Saaten niederschlägt, schlägt nicht mehr dich selbst und deinen Muth zu Boden, die Seuche, die deinen Viehstand vernichtet, vernichtet nicht deine Hoffnung auf Glück und Wohlstand, denn als vernünftiger Mann, als sorgsamer und gewissenhafter Haus- und Familienvater hast du dich in den Tagen der Kraft und des Verdienstes mit einem kleinen Theile deines Ueberflusses in die Feuerversicherung, in die Hagelversicherung und in die Viehversicherung eingekauft und dich damit vor den Folgen der Unglücksfälle gesichert, die in der guten alten Zeit dich zu Grunde gerichtet haben würden. Ja selbst der Tod hat durch das Versicherungswesen seine Schrecken verloren, denn man kann auch sein Leben versichern. Freilich nicht so, wie vielleicht Mancher denkt und wünscht, daß man sich mit ein paar Gulden jährlich die Unsterblichkeit erkaufen könnte, nein, sterben müssen wir Alle, aber mit Unterschied, und sterben und sterben ist zweierlei.

In den guten alten Zeiten, wenn der unbemittelte Mann, der Bürger, der Handwerker, der Tagelöhner noch so fleißig und spar-

sam lebte und keinen Kreuzer seines Verdienstes verschleuderte, so konnte es ihm nach einem langen Leben voll Gesundheit und Kraft kaum gelingen, seiner Familie ein paar hundert Gulden zu hinterlassen, und zwar wenig genug für so lange Mühe und Arbeit und schnell genug verbraucht von der zurückgelassenen und verdienstlosen Familie. Wenn aber Krankheit das Ersparte aufgezehrt, wenn der unerbittliche Tod den Vater unerwartet, in der Fülle seiner Kraft und Thätigkeit, abberuft, da ist wohl mancher Ehrenmann in Verzweiflung gestorben, da sein letzter Schmerzensblick auf Weib und Kinder fiel, die jammernd sein Todtenbett umstanden, denn mit ihm starb ihr Ernährer, und was er ihnen hinterlassen konnte, das war Hunger und Elend.

Jetzt aber kann sich ein braver und fleißiger Familienvater diesen Verzweiflungsschmerz auf dem Todtenbette ersparen, jetzt kann er sich eine leichte Sterbestunde erkaufen, denn mit einem kleinen jährlichen Beitrag in eine Lebensversicherungsgesellschaft kann er, der Tod mag ihn abberufen, wann er will, seiner Familie ein Kapital sichern, das er niemals zu ersparen im Stande gewesen wäre, und das die Wittwe und die Waisen vor Mangel schützt und ihnen die Mittel zum weiteren Fortkommen bietet.

Ja die Lebensversicherungen sind eine der größten Wohlthaten unserer Zeit, und wenn diese Wohlthaten bei uns Deutschen noch nicht so in's Volk gedrungen, wenn sie uns noch nicht so in Fleisch und Blut übergegangen sind, wie sie sollten, so sind die Lebensversicherungen nicht Schuld daran, sondern wir Deutsche selbst, denn wir sind zwar sehr gescheidte, ja sogar sehr gelehrte Leute, aber praktische Leute sind wir Deutsche nicht.

Die Engländer, und das muß man ihnen lassen, praktisch sind sie, die Engländer genießen schon längst die Wohlthaten der Lebensversicherungen. Schon im Jahre 1560 hat ein gewisser Thomas Gresham, der Gründer der Londoner Börse, die ersten Anregungen zu Lebensversicherungen gegeben, derselbe Gresham, der wegen seiner Verdienste von der Königin Elisabeth von England die Ritterwürde und den Ehrentitel: „Königlicher Kaufmann" verliehen erhielt. Jetzt sind die Lebensversicherungen in England allgemein verbreitet, und der Engländer vom reichen Lord bis zum armen Fabrikarbeiter herunter meint, er habe sein Leben nicht, wenn er es nicht irgendwo versichert. Sie wissen's gar nicht mehr anders die Engländer.

Bei uns in Deutschland hat die Sache viel später angefangen und geht nicht so rasch voran wie in England, gut Ding will Weile

haben, aber doch geht es, und seitdem 1827 die erste und auch zuverlässigste und solideste deutsche Lebensversicherung in Gotha gegründet worden ist, haben mehrere andere Gesellschaften sich aufgethan und bereits so vielen Boden gewonnen, daß zu hoffen steht, die Zeit sei nicht mehr fern, wo auch in Deutschland jeder Tagelöhner sein Leben versichert und somit eine heilige Pflicht gegen seine Familie erfüllt. Ja es muß eine Zeit kommen, wo Jeder sich schämen muß, in keiner Lebensversicherung zu sein, weil er riskiren muß, ein Dummkopf oder ein gewissenloser Mensch gescholten zu werden.

So viel über die eine Wohlthat der verrufenen neuen Zeit, das Vereinswesen. Es wäre noch Vieles darüber zu sagen. Dem Vereinswesen verdanken wir außerdem noch: die Krankenunterstützungsvereine, die Irren- und Siechenhäuser, die Rentenversicherungs-Anstalten, die Blinden- und Taubstummen Institute.

Ueberall sorgt das Vereinswesen für die Unglücklichen. Ueberall zeigt unsere verrufene neue Zeit ein Fortschreiten der reinen Menschlichkeit im Sinne der reinen Lehre des Christenthums, deren Zerrbild leider so viele Jahre statt der Menschenliebe den finsteren Haß der Glaubensverfolgungen predigte und die scheußlichen Scheiterhaufen des Mittelalters errichtete, die eine Schandsäule sind, welche die Priesterherrschaft sich für ewige Zeiten gesetzt hat. Das war auch in der guten alten Zeit. Dem Vereinswesen verdanken wir aber noch mehr, wir verdanken ihm die Turnvereine, die uns zu tüchtigen Männern machen, tüchtig an Körper und Geist, wir verdanken ihm die Gesangvereine, die uns edlere und höhere Genüsse erschließen und uns durch ihre herrlichen Lieder für das Vaterland begeistern, wir verdanken ihm die Schützenvereine, die uns tüchtig machen zur Vertheidigung des Vaterlandes und des eigenen Heerdes, wir verdanken ihm das erste deutsche Bundesschießen und wir werden ihm verdanken, daß wir uns rühmen dürfen, die Söhne einer großen, edeln und geachteten Nation zu sein. Alles das verdanken wir dem Vereinswesen, das ein Kind der neuen Zeit ist.

Wenn jetzt aber Einer kommt und jammert über die Zeiten und sagt: „Ja, zu meiner Zeit“, dann, lieber Leser, thue dem Boten den Gefallen und sage dem Manne . . . . Doch halt, man muß auch manierlich sein, und wenn der Mann ein Geheimer Rath, ein Regierungsrath, ein Oberamtmann oder dergleichen ist, so ziehe den Hut und sage: Excellenz, Euer Hochwohlgeboren oder Euer Wohlgeboren schlechtweg, verzeihen gütigst, wenn ich meine unmaßgebliche Meinung dahin ausspreche, daß ꝛc. ꝛc.; ist der Mann aber

ein gewöhnlicher Mensch wie unser Einer, so sage ihm einfach und kurzweg, er sei ein Dummkopf. Der Bote hat's gesagt und nimmt die Verantwortung auf sich.

Ein Gruß aus dem Himmel.

Als der Marte die Gertraud heirathete, ging's ihm wie manchem andern armen Menschenkind, er hielt die Gertraud für einen Engel, und der Himmel hing für ihn voll Baßgeigen. Aber der Marte fuhr nicht besser, wie noch viele seiner Leidensbrüder, denn an den Baßgeigen sprang eine Seite nach der andern und nach 20 Jahren war von den musikalischen Instrumenten nichts mehr übrig geblieben, als die Fiedelbogen, welche die Gertraud kräftig handhabte, wenn der arme Marte einmal ein Schöpplein mehr trank, um sein häusliches Elend zu vergessen.

Endlich aber und ehe der letzte Fiedelbogen zerschlagen war, starb die Gertraud an einem zurückgeschlagenen Zorn, und dies war der einzige Gefallen, den sie ihrem Mann im ganzen Leben erzeigte, und auch diesen nicht freiwillig. Als aber das böse Weib gestorben war, legte das Bäuerlein sein Gesicht in düstere Falten, band einen langen, langen Flor an den Hut, ging zum Herrn Pfarrer und zeigte ihm an, daß er jetzt Wittwer sei, und der Herr Pfarrer möchte jetzt so gut sein und möchte die Gertraud begraben, und ihr auch eine schöne Leichenrede halten.

„Was wollt Ihr für eine", sagte der Herr Pfarrer schmunzelnd, „ich habe Leichenreden für 1½ Thlr. bis zu 5 Thlr. das Stück. Aber", setzte er hinzu und klopfte auf den Deckel seiner Tabaksdose, „zu denen für 1½ Thlr. möchte ich Euch selber nicht rathen, sie sind schon etwas alt und fadenscheinig."

„Nun", meinte der Marte, „nehmt eine für 4 Thlr., es soll mir jetzt auf ein paar Thaler nicht ankommen.

Nachdem so die finanzielle Frage der Leichenfeier ihre Erledigung gefunden, goß der Herr Pfarrer die Schaale des geistlichen Trostes über des Bäuerleins Dreispitz aus. „So", sagte er, „sie ist also gestorben, Eure Gertraud? Nun, Marte, Ihr müsset Euch trösten und Euch nicht beugen lassen vom Schmerze. Der Herr hat's gegeben, der Herr ...."

„Na, na", unterbrach das Bäuerlein den geistlichen Zuspruch, „trösten will ich mich schon, da hat's keine Noth, aber wissen möchte

ich, Herr Pfarrer, wie sie dort oben mit ihr fertig werden. Das wird ein hartes Stück Arbeit geben."

Der Herr Pfarrer lächelte, „wenn das Euer einziger Kummer ist, Marte, da könnt Ihr ruhig sein, der liebe Gott wird sie schon zurecht bringen."

„Wird er?" sagte der Bauer beruhigt, „nun das soll mich freuen, ich habe mir schon Sorgen deshalb gemacht."

„Also habt Ihr wirklich in Unfriede gelebt mit Eurem Weibe?" fragte der Herr Pfarrer weiter.

„Ich nicht, Herr Pfarrer, aber sie", erwiederte der Marte, „sonst aber, und wenn sie auf dem Speicher war und ich im Keller oder umgekehrt, denn sie war mehr im Keller als sonst wo, lebten wir wie die Engel zusammen."

„Und ist sie sich gleich geblieben bis zu Ende?"

„Bis zum letzten Schnapper", versicherte Marte.

„So habt Ihr Euch also nicht versöhnt vor ihrem Ende, wie es Christen geziemt?"

„Freilich, freilich Herr Pfarrer, sehen Sie, 's hat mich ganz verbarmt."

„Wie ich so an ihrem Sterbebett gestanden bin, und die Gertraud hat sich gestreckt, und war Alles vorbei, und eben hatte ich ihr mit schwerem Herzen die Augen zugedrückt, — denn sie war halt doch mein Weib — da hat sie noch einmal ihre seligen Augen aufgerissen, hat mit ihrer Hand selig eine Faust gemacht, ihr Bein selig zum Bett herausgestreckt, und hat mir noch einen Tritt gegeben zu guterletzt. Es war ein Tritt so eigentlich aus dem Himmel heraus. —"

„Sehen Sie, Herr Pfarrer", setzte der Bauer hinzu, — „das hat mich noch am meisten beelendet, daß sie auch jenseits mich nicht vergessen hat, und dann, wenn ich an das Wiedersehen denk', oh Herr Pfarrer . . . . und jetzt kamen dem Wittwer wirkliche Thränen in die Augen und er schluchzte, daß es ihm Herzstöße gab, so daß der Herr Pfarrer in allem Ernste trösten mußte.

Ehrlich währt am Längsten.

Es sind einige Jahre her, da reiste ein sehr reicher Kaufmann aus der Schweiz von Bourges nach Saint Amand in Frankreich und hatte das Mißgeschick, seine Brieftasche zu verlieren, in der für

dreißigtausend Francs gute Wechsel steckten. In Saint Amand entdeckte er zu seinem Verdrusse den Verlust. Er ließ sogleich polizeilich bekannt machen, daß er dem, der unversehrt die Brieftasche ihm überbringe, tausend Francs auszahlen würde. Ein armer Arbeiter auf der Landstraße hatte die Brieftasche gefunden und brachte sie nach Saint Amand, wohin er den Wagen hatte fahren sehen, aus dem ohne Zweifel die Brieftasche gefallen war. Mit leichter Mühe entdeckte er den Gasthof, in dem der Kaufmann ausgestiegen war, und eilte zu ihm, die Brieftasche unverletzt zu übergeben.

Der Kaufmann zählt ihm die ausgesetzten tausend Francs auf den Tisch und sagt dankend, das ist die Belohnung, die ich ausgesetzt. Sie gehört Ihnen! — Aber vergeblich ist alles Bemühen, dem ehrlichen Manne das Geld beizubringen. Es wäre eine Schande für mich! rief er aus. Ich habe zurückgegeben, was ich gefunden. Das war meine Schuldigkeit! und mit diesen Worten entfernte er sich.

Der Kaufmann war tief bewegt von der seltenen Ehrlichkeit des Mannes, erkundigte sich nach seinem Namen und seinen Verhältnissen und reist endlich ab.

Es mochte etwa zwei Jahre später sein, da kommt der Gerichtsdiener und ladet den Landstraßenarbeiter auf das Gericht.

Der ehrliche Familienvater erschrickt auf den Tod. Er war nie, weder in eigener Sache, noch als Zeuge vor Gericht gewesen, und war sich auch keines Grundes zu dieser förmlichen Ladung bewußt. Zitternd tritt er den sauern Weg vor den Friedensrichter an, und bleich steht er endlich vor demselben, zu vernehmen, was Jener ihm zu sagen haben konnte.

Ich habe Ihnen Folgendes zu eröffnen, sagte der Friedensrichter. Der Kaufmann, dem Sie vor zweien Jahren die wiedergefundene Brieftasche zurückgegeben haben, ohne die ausgesetzte Belohnung anzunehmen, ist in Genf gestorben und hat Ihnen in einem Testamente rechtskräftig zehntausend Francs vermacht, welche die Genfer Gerichte im Auftrage der Familie mir übersendet haben, um sie Ihnen als dankbares Anerkenntniß Ihrer seltenen, uneigennützigen Ehrlichkeit zu übergeben. Und der ehrliche Mann erhielt das Vermächtniß, das ihm und seiner zahlreichen Familie wohl that und recht aufhalf.

Das hat ein Wilder Nordamerika's gethan.

Wir haben uns nach den allerdings oft schrecklichen Beispielen wildester Grausamkeit und kaltblütiger Unmenschlichkeit, welche wir von den nordamerikanischen wilden Stämmen kennen gelernt, ein Bild von diesen „Rothhäuten", wie sie sich nach ihrer kupferrothen Hautfarbe selbst nennen, gemacht, das grauenhaft und entsetzlich ist. Daß ihre Rache furchtbar und unersättlich ist, das wissen wir, aber wir erfahren selten, was diese Rache hervorrief; wir lernen selten die ruchlosen Thaten der Weißen kennen, die den Wilden zum Aeußersten treiben. Die Grausamkeiten derer, die den Christennamen entweihen und aller christlichen Bildung Hohn sprechen und den armen Wilden und was ihm theuer und heilig ist, mit Füßen treten, die verhüllt man uns sorgfältig. Daß dann aller Schatten tief dunkel auf die Rothhäute fällt, denen der Amerikaner die Heimath mit allen ihren heiligen, tief in's Innerste geprägten Erinnerungen, die Jagdgründe, wo im ungehemmten, freien Jägerleben ihre Nahrungsquellen lagen, auf frevelhafte Weise raubt und durch den vergiftenden Branntwein in Laster und Verderben stürzt, davon redet selten Jemand. Erst seit der deutsche Reisende Möllhausen uns einzelne großartige, edle Züge von Indianern erzählt hat, lernen wir sie wieder höher achten und schätzen. Aus einer anderen sicheren Quelle will ich meinen lieben Lesern die That eines wilden Amerikaners erzählen und es ihrem eigenen Urtheile anheim geben, was in ähnlicher Lage ein christlicher Vater gethan haben würde.

Der Sohn eines berühmten Häuptlings der Tschippewä's, eines mächtigen Indianerstammes, wurde von den sogenannten Fuchsindianern, einem Stamme, der mit den Tschippewä's in einer uralten Feindschaft und daher selten ruhenden Kriege lebte, bei einem Ueberfall der Fuchsindianer durch die Tschippewä's gefangen genommen. Diese zogen sich in ihre Jagdgründe zurück, voll grausamer Freude, daß sie den jungen, tapferen Krieger, den Sohn ihres grimmigen Feindes und einst des feindlichen Stammes Häuptling, in ihrer Gewalt hatten.

Das Loos des Gefangenen war ein schreckliches. Bei der grausamen Sinnesart der Fuchsindianer war es nichts Geringeres, als unter ausgesuchten Qualen lebendigen Leibes verbrannt zu werden. Entsetzlich! rufen meine Leser aus. Gewiß entsetzlich! Aber — wurden nicht auch Huß und Hieronymus von Prag und Andere,

weil sie gegen die herrschende Kirche lehrten, lebendig verbrannt? Wahr, aber greulich, entsetzlich!

Darin zeigt der amerikanische Krieger seinen Heldenmuth, daß er die gräßlichen Todesqualen bis zum Erlöschen der letzten Lebenskraft stille, ohne Seufzen, ohne Klage, ja ohne ein Verziehen der Gesichtszüge erträgt. Er würde seinen Todfeinden eine ungeheure Genugthuung und Freude bereiten, wenn er nur durch das leiseste Zucken seinen Schmerz verriethe. Das ist eine Selbstbeherrschung, eine Willenskraft, die bei dem tiefsten Mitgefühle Bewunderung einzuflößen geeignet ist.

Der alte Häuptling wußte, daß seinem Sohne dies schreckliche Loos bevorstand. Das Vaterherz brach ihm schier vor unsäglichem Jammer; aber in seiner Seele reifte ein Entschluß, den er in seine Brust vergrub. Ohne Jemanden ein Wort zu sagen, verließ er seinen Stamm und folgte allein den Spuren der Fuchsindianer durch Feld, Wald, Wiesen, Bäche und Flüsse, bis er endlich ihrem Lagerplatz nahe kam. Bereits war ein junger Stamm ausersehen, den Gefangenen daranzubinden. Das Feuer loderte schon. Die Feinde jubelten dem Schauspiel der Rache entgegen, denn sie wußten, daß sie dem Herzen des alten Häuptlings der Tschippewä's einen Todesstoß gaben, wenn sie seinen lebenskräftigen, zum ausgezeichneten Häuptling heranreifenden Sohn dem Tode weiheten.

Da tritt plötzlich aus dem Waldesdunkel ganz allein der alte Häuptling der Tschippewä's in stolzer, würdiger Haltung. Aller Augen wenden sich der unerwarteten Erscheinung zu; aber in diesen Augen funkelt Wuth und Rache. Das war ja seit Jahren und Jahrzehnten der unerbittliche Feind ihres Volksstammes, der so manchen der Ihrigen erschlagen und mit allen Qualen erfinderischer Rachsucht getödtet hatte; dieser Mann hatte ihre Wohnstätten überfallen, Weiber und Kinder gemordet — und er stand mitten unter ihnen, allein, mutterseelenallein!

Und wenn auch ihre Arme zuckten, ihn zu ergreifen, Keiner regte sich von der Stelle, wo er stand. Es war so stille, daß man die Athemzüge der Einzelnen hätte hören können. So gewaltig wirkte der ehrfurchtgebietende Anblick des Greises, des Tapfersten der Tschippewä's, des unglücklichsten Vaters.

Bis in die Mitte des Kreises, den die Fuchsindianer bildeten, schritt der greise Häuptling der Tschippewä's, dann stand er stille und ließ seinen Blick umherschweifen. Nichts in seinen Zügen ver-

rieth die ungeheure Bewegung, welche der Anblick seines gefesselten Sohnes in ihm hervorgebracht.

Als sein prüfender Blick über die racheluftigen Gesichter der Fuchsindianer hingeglitten war, schwieg er einige Augenblicke, stützte sich leicht auf den Speer, den er in seiner Hand trug, und erhob dann seine klare, mächtige, von keiner inneren Bewegung Zeugniß gebende Stimme, indem er ihnen sagte: Er, der Todfeind ihres Stammes, der so viele von ihnen getödtet, ihre Skalps oder Kopfhäute als Siegeszeichen mit sich in seinen Wigwam (wie der amerikanische Wilde seine Hütte nennt) genommen, komme, um sich ihnen als Racheopfer an der Stelle seines Sohnes darzubieten. Er wolle den Tod leiden, dem der Sohn verfallen sei. Ihn, den Sohn, sollten sie frei geben. Erst wenige Winter habe der junge Mann gesehen; seine Füße hätten zum ersten Male den Kriegspfad betreten. Meine Haare, fuhr er mit erhobener Stimme fort, sind vom Alter gebleicht, weiß wie Schnee; ich habe die Skalpe Eurer Krieger über den Gräbern meiner Familie aufgehängt, habe der Euren Blut in vielen Kriegen vergossen; bin Euer erbitterter Todfeind; so lange ich athme, werde ich Euch verfolgen. Tödtet mich mit diesem Feuer und sendet meinen Sohn in meinen Wigwam zurück!

Ich frage: Was hinderte die erbitterten, durch die nur zu wahren Worte des alten Häuptlings an ihre Niederlagen erinnerten Fuchsindianer, den alten Häuptling zu ergreifen und ihn mit seinem Sohne ihrer Rache zu opfern? Doch nein! So unehrenhaft dachte Keiner!

Sie zogen sich zu einer Berathung in eine angemessene Entfernung zurück, während der Greis regungslos dastand.

Jetzt wagte es der Sohn, überwältigt von der aufopfernden Liebe des Vaters, die Bitte an ihn zu richten, ihn sterben zu lassen und zu seinem Wigwam zurückzukehren. Ein funkelnder Zornblick des Vaters war die Antwort auf des Sohnes Bitte, und dieser Blick sagte dem Jünglinge Alles und zwang ihn, den seinen schweigend zur Erde zu senken. —

Die Berathung der Fuchsindianer war zu Ende. Sie kehrten zurück. Der Häuptling sprach: Dein Vorschlag ist angenommen!

Die Fesseln des Sohnes fielen. Er stand noch da, unschlüssig, was er zu thun habe.

Da sprach der alte Häuptling: Geh' hin zu den Wigwams der tapferen Tschippewä's und sage ihnen, ihr alter Häuptling sei

ihres Stammes würdig unter der Hand ihrer Feinde gestorben. Seinen Tod sollten sie rächen!

Einen Blick voll unaussprechlichen Schmerzes warf der Sohn auf den Vater. — Der Greis lächelte mild und sagte: Geh', mein Sohn! Es ist mein Wille!

Und ohne noch einmal den Blick zu erheben, schritt festen Schrittes der Sohn hinweg. Stumm folgten die Blicke der Fuchsindianer dem Jüngling. Kaum war er im Walde verschwunden, da stimmten sie den grauenvollen Kriegsgesang an, und wenige Minuten später wurde der alte Häuptling an den Baum gebunden, die Flammen schlugen an seinem nackten Körper empor. Kein Laut wurde von ihm vernommen, keine Muskel seines Leibes zuckte — und unter den furchtbarsten Qualen und unter dem wüthendsten Rachegebrülle seiner Feinde hauchte der Vater, der sich für sein Kind geopfert, seine Seele aus! Und das that ein Wilder!

Die Hausregeln des Pfarrers Flattich.

Diese Hausregeln sind von dem trefflichen Pfarrer Flattich, der im Jahr 1713 in Beihingen, bei Ludwigsburg, geboren, seiner Zeit in Asberg, Metterzimmern und Münchingen Pfarrer gewesen und am 1. Juni 1797 selig heimgegangen ist. Die Leser, welche diese Hausregeln schon kennen, wirds auch nicht verdrießen, sie hier anzutreffen. Denn sie haben etwas von der Eigenschaft des Brotes, das einem unverwöhnten Magen nicht leicht entleidet und alle Tage wieder gut schmeckt. So giebt's an diesen Hausregeln immer wieder etwas zu lernen und zu denken; denn sie beruhen auf dem Worte Gottes und dem dadurch erleuchteten schlichten Menschenverstand. Die Erläuterungen und Beispiele, womit diese Hausregeln verdeutlicht sind, sind theils von Flattich selbst gegeben, theils aus seinem Leben genommen. Also zur Sache!

1. Wenn man in den Ehestand treten will, kommts sehr darauf an, was man für Absichten hat. — Der Eine will ein Weib zum Schaffen und Befehlen; der Andere sucht nach Gottes Absicht eine Gehülfin. Ferner heirathet Einer nach Neigung; ein Anderer sieht auf Familie und Stand; ein Dritter auf Vermögen. Wenn darum Leute zu mir kommen, die heirathen wollen, so sage ich ihnen gewöhnlich, sie sollen nur kein Stiefweib nehmen. Wie man das Stiefkinder heiße, wenn man ein Weib,

welche Kinder hat, heirathe und also die Kinder um des Weibes willen dazu nehme: so sei das ein Stiefweib, wenn man eigentlich nur das Vermögen heirathe und das Weib nur so um des Vermögens willen dazu nehme.

2. **Wenn im Ehestand die Händel vermieden werden sollen, so muß Eins dem Andern nachgeben.** — Ich fragte einst den Herrn Harling, ob der Mensch immer gescheidt sei? Er antwortete: nein, es komme zuweilen auch eine närrische Stunde an Einen. Drauf sagte ich: mithin, gnädiger Herr, wenn die närrische Stunde an die gnädige Frau kommt, so geben Sie fein nach; und Sie, gnädige Frau, wenn die närrische Stunde an den gnädigen Herrn kommt, so geben Sie nach. Wenn aber der Narr zusammen kommt, so giebts Händel. — Wenn man darauf Achtung giebt, so wird man finden, daß Kleinigkeiten die meisten Händel zwischen Eheleuten machen. Zwei sonst gar friedliche Eheleute sahen am Neujahrsabend einen Vogel auf des Nachbars Dach. Es ist ein Spatz, sagte der Mann. Nein, ein Fink ist's, sagte das Weib. Und weil Jedes Recht behalten wollte, darum prügelten sie zuletzt einander. Da das nächste Jahr vorüber war, erinnerten sie einander am letzten Jahresabend daran, wie sie früher so närrisch gewesen seien, einander wegen des Vogels zu prügeln. „Aber Mann, ich habe doch Recht gehabt," sagte das Weib. Und weil der Mann auch nicht Unrecht gehabt haben wollte, gab's endlich nochmals eine Prügelei. Der Art sind die meisten Händel unter Eheleuten. — Das Sprichwort sagt: der Gescheidteste giebt nach. Will der Mann der Gescheidteste sein, so soll er zuerst nachgeben.

3. **Der Mann hat kein Recht, sein Weib mit Schlägen zum Gehorsam zu bringen.** Gemeiniglich meinen Männer, das Weib müsse thun, was sie wollen, und wenn es nicht geschehe, so hätten sie das Recht, sie mit Schlägen dazu anzuhalten. Dafür berufen sie sich auf den Spruch: Der Mann ist des Weibes Haupt. Aber da sag' ich: mit dem Haupt schlägt man nicht zu, sondern denkt nach und braucht seinen Verstand. Zuschlagen kann jeder Narr. Paulus aber sagt: Ihr Männer wohnet bei euren Weibern mit Vernunft; also soll der Mann darauf bedacht sein, wie er seinem Weib vernünftig begegne, daß es keine Händel gebe. — Vor einigen Jahren waren Geißlinger Männer bei mir, und da ich ihnen so meine Gedanken hierüber sagte, so gab mir Einer zur Antwort: bei seinem Weibe schlagen gute Worte nicht an, sie müsse eben geprügelt sein. Darauf sagte ich zu ihm: er werde auch

schon Esel gesehen haben; ob auch ein Esel ungeschlagen fortgehe? Er antwortete: nein, ein Esel müsse geschlagen sein. Da sagte ich: wenn er also so ehrvergessen gewesen sei, daß er einen Esel statt einem Weibe genommen habe, so soll er eben fortprügeln. Das brachte ihn zum Nachdenken, daß er versprach, er wolle kein Eseltreiber mehr sein und künftig sein Weib anders als mit Schlägen zu gewinnen suchen.

4. Ehegatten sollen einander keinen Schandfleck anhängen. — Ich war bei einer Edelfrau, die ihren Mann bei mir sehr verkleinerte und seine Fehler aufdeckte. Als ich sie eine Zeit lang angehört, sagte ich ihr, sie solle das ja nimmer thun, daß sie ihres Mannes Fehler erzähle und ihn verkleinere. Denn das Weib bekomme ihren Namen vom Manne. Wenn sie also ihren Mann zum Bärenhäuter mache, so sei sie die Bärenhäuterin.

5. Ein rechtschaffener Mann ist kein Wirthshausläufer. Und das Weib soll sich hüten, daß sie den Mann nicht ins Wirthshaus treibt. — Wenn ein Mann viel in's Wirthshaus geht, so kann man schon daraus schließen, daß er kein Haushälter ist und keine Liebe zu Weib und Kindern hat. Der Wein macht Narren. Wenn also der Mann dem Trinken ergeben ist, so ist er nicht mehr seines Weibes Haupt, sondern ihr Narr. Darum entstehen auch so viel Händel, weil ein rechtes Weib keinen Narren zum Mann haben will. — Oefters sind auch die Weiber selber Schuld, wenn ihre Männer viel ins Wirthshaus laufen, nämlich wenn sie dem Manne das Essen nicht auf die Zeit fertig machen, oder eine unordentliche Haushaltung führen oder ihn lieblos behandeln. Darum soll ein Weib ihrem Mann mit Liebe begegnen, daß er gern daheim ist. Dadurch hat schon manches Weib den Mann vom Wirthshaus abgehalten.

6. Man muß nicht viel brauchen, so darf man nicht viel erwerben. — Das Erwerben macht Einem viel Sorgen. Wenn man nun nicht viel braucht und seine Haushaltung einfach einrichtet, so darf man nicht viel erwerben und hat wenig Sorgen. Man kann oft 20 gute Freunde in der Liebe einfach speisen, bis man Einen Gast herrenmäßig traktirt. — Als mir Jemand ein Paar seidene Strümpfe schenken wollte, da hab' ich gesagt, die könnte ich nicht brauchen, denn sie würden mich mehr als 1000 Gulden kosten. Und als ich das näher erklären sollte, so sagte ich: zu diesen Strümpfen gehören andere Hosen und ein anderer Rock und Hut, als ich trage. Und wenn ich hoffährtiger gehe, so müsse

ich auch Frau und Kinder hoffährtiger kleiden und dann müsse auch die ganze Einrichtung im Hause ganz anders werden, so daß 1000 Gulden bei weitem nicht langen würden. Darum könne ich diese Strümpfe nicht brauchen.

Selbstverdienen ist ein Meisterstück.

Es giebt Menschen, die ein eigenes Talent mit auf die Welt bringen, nämlich das Erbetalent. Das ist unstreitig eine ganz angenehme Eigenschaft, und kommen viele alte, lebensmüde reiche Onkels und Tanten, Vettern und Basen dazu, so ist diese Eigenschaft eine sehr einträgliche, und so einer braucht nicht nach Californien zu gehen und Gold zu graben — wo er ohnehin leicht in die Lage kommt, umsonst zu graben, wie so Viele, die das Gold dorthin gelockt hat.

Item, ich halt's mit dem Sprichworte: Selbstverdienet ist ein Meisterstück — versteht sich auf ehrlichem Wege, im Schweiße des Angesichts! Alles, was einem so leicht zufällt, kriegt leicht wieder Flügel und geht davon wie Spreu — nicht allemal freilich, aber oft. Hab's erlebt, wie im Laufe weniger Jahre das große Loos in der Lotterie klein gemacht wurde und die reiche Erbschaft nur so viel übrig ließ, um einen Bettelsack zu kaufen. Was man mit Fleiß und Aufbieten seiner Zeit und Kraft ehrlich erwarb, das blieb, und man hielt's sorglich zu Rathe. Nicht der „Krieg' ich" ist der rechte Mann, sondern der „Erhalt' ich". Der letzte ist ein viel seltnerer Gast in der Welt, als der erste. Freilich geht's auf dem Wege fleißiger, treuer Arbeit langsam, aber sicher ist es allemal, und dabei ist's eine Kunst, die nicht Jeder versteht. Jeder Narr kann sich reich erben, wenn's ist, wie ich oben gesagt, jeder Esel in der Lotterie einmal gewinnen, denn er ist eigentlich schon ein Esel, wenn er nur hineinsetzt und ein Narr dazu. Der Napoleon sagte, als man in seinem Staatsrathe vorschlug, die Lotterie aufzuheben: „Wozu? die gescheidten Leute in meinem Reiche bezahlen alle Steuern, nur die Narren nicht. Für diese ist die Lotterie, da man eine besondere Steuer nicht auf die vielen Narren legen kann." — Merkt's! Klug war der Napoleon, das muß man ihm lassen! Wie inniglich freut man sich eines, wenn auch sauern Erwerbs! Wie hält man ihn in Ehren! Wie schläft man so gut nach einem fleißigen Tage, und wie leicht und froh ist das Herz! Drum, du

treufleißiger Mensch, halt' an und aus! Was du dir mit Gottes Beistand und Hülfe redlich erwirbst, da ruht ein Segen drauf. Das ist dein von Gottes und Rechts wegen, und das ist das Meisterstück des Lebens und einer nützlichen Thätigkeit. Gönne jedem das leicht ererbte Gut und freue dich deines sauer erworbenen, auch wenn es klein und geringe, wenn es nur rein ist und kein ungerechter Pfennig dabei ist, denn der frißt tausend gerechte, weil er sie mit in den Untergang reißt, der ungerechtem Gute nie ausbleibt. Selbst verdient — bleibt ein Meisterstück!

Wie ein Amerikaner sich mit seinem Gewissen abfindet.

Ein Anti-Sclavist aus Boston erbte von seinem Oheim eine große Pflanzung in Louisiana und fand dort 300 Sclaven vor. Als echter Yankee berechnete er, daß dies ein Kapital von etwa 180,000 Thalern ausmache, und um nun sowohl seine Grundsätze als vorgeschrittener Anti-Sclavist, wie auch als Kapitalist aufrecht zu erhalten, berief er einen Meeting und sagte dort Folgendes: „Ich habe auf meinen Besitzungen in Folge eines Unglücks, welches ich nicht abwenden kann, 300 unserer schwarzen Brüder. Mein Gewissen und meine der Versammlung bekannten Grundsätze verbieten es mir eigentlich, dieselben zu behalten, aber auf der anderen Seite erscheint es mir unbillig, daß ich den Schaden allein trage, wenn ich ihnen die Freiheit, die ihnen gebührt, gebe. Ich schlage der Versammlung daher vor, eine Subscription behufs der Loskaufung dieser 300 Schwarzen zu eröffnen und verpflichte mich mit einem Drittheil daran unter der Bedingung zu betheiligen, daß die Anti-Sclavisten-Gesellschaft die anderen zwei Drittheile aufbringe, denn mehr kann man vernünftiger Weise nicht von mir verlangen." Als der Redner geendet hatte, empfing ihn ein dumpfes, beifälliges Gemurmel, alle Zeitungen überhäuften ihn mit Lobsprüchen, aber für die Subscription fand sich unter den vielen Anwesenden kein Einziger geneigt, einen Beitrag zu leisten.

Barbierkünste der Javanen.

In den Augen der Javanen ist ein starker Bart keineswegs des Mannes Zierde, und obschon auch viele derselben Lippenbärte

zu tragen pflegen und sich damit gefallen, so erblicken die javanischen Schönen doch an den mit Bart bewachsenen Lippen, Kinn oder Backen ein Zeichen des Alterns; denn derjenige, welcher einen Bart hat, ist bei den Eingeborenen Java's kein junger Mann mehr. Das Rasiren — oder richtiger das Abrupfen des Bartes — wird daher nicht nur scheeren, sondern meist sich jung machen, sich verjüngen, genannt.

Den Bart und alles andere mißliebige bartähnliche Haar vom Gesicht und Körper zu entfernen, kann mit javanischen Barbier-Instrumenten aber wohl schwerlich so schnell, und bei dem Neuling auch wohl nicht so schmerzlos wie bei uns zu Lande mit dem Messer erzielt werden. Die Javanen bedienen sich hierzu weder scharfer Messer noch der Scheeren, sondern sie benutzen beim Sichjungmachen entweder kleine eiserne Zangen, oder ein Stück von einem jungen grünen Bambus. Die javanischen eisernen Bartzangen sind etwa einen Finger lang, sie sind so dünn und oben ähnlich denjenigen, welche unsere Goldarbeiter Kornzangen nennen, unten sind sie wie Kneipzangen geformt und nicht sehr scharf. Mit einem solchen Instrumente kneipt man sich selbst den Bart und anderes bartähnliches Haar ab; da nun aber die Zange, wenn sie auch scharf ist, doch nicht sämmtliche erfaßte Haare völlig durchschneidet, so muß auch noch an der Zange mit einem Ruck gezogen werden, wodurch bei weitem das meiste Haar zerrissen (nicht ausgerissen) wird. Das javanische Barbieren eines bärtigen Gesichts dauert wenigstens eine halbe Stunde; jedoch ist es üblich, sich nicht den ganzen Bart in einer und derselben Stunde abzurupfen, sondern man benutzt gewöhnlich dann und wann einige müßige Minuten, um sich wenigstens theilweis zu verjüngen; es wird auch am häufigsten in kauernder Stellung der Bart abgerupft, ohne dabei einen Spiegel zu gebrauchen.

Wie de Parschlan Karle warn.

Gedicht in schlesischer Mundart von F. W. Brendel.

Chrisjan.

Warkhoftiech, 's is an gulden Zeit;
Wull freiliech blußiech farr de Pauarn!
Doas spricht aus mir ne arnt derr Neid;
Iech wiel kenn Reichthum ne belauarn.
Iech hoa enn Rook, iech hoa enn Goot,
Woas kimmerts miech, war meher hoot!

Doch kimmt korrjos mir Meuches vir,
Wenn iech su sah eis Weltgetimmel.
Salt gieht gepuckt derr Fruhme schier,
De Bisa lawa wie im Himmel.
Zu lacha macht der orme Wicht,
Dann goar zu sihr derr Hoawer sticht.

Gootlieb.

Wu kimmst ock mit da Reda har?
Kaprizja hust de, reen zum Lacha!
Dir fällt halt's Denka goar ne schwar,
Du kenntst meuchmol an Virtrag macha!
Woas hoot siech denn nu zugetroan?
Iech dächte halt, du kenntst mersch soan!

Chrisjan.

Iech woar bemm Bräuer. Wie de wißt
Honn salt a Maz de Karle olle,
Se honn siech farmlich eigenist,
Oss wie de Rotta ei am Stolle.
Doas macht's, der Bräuer is a Moan,
Dar Gäste ran siech locka koan.

A macht a gudes Glasla Bier,
Un is bewuschpert vorn und hinga;
A setzt an guda Branntwein vir,
Dann koan warkhoftiech Jeder schlinga.
Mit Duppelkreide schreibt a ne
De Zeche oa, doas is parsee.

'sWoar gestarn ei derr Tunkelei,
Oss iech nu soaß bemm Bräuer diwa,
Do funda siech de Karle ei,
Ne enner woar derrheme bliewa;
Se wulda feiarn ihr Quortoal;
Drim machta se an grußa Hoal.

Se zunta siech de Pipa oa
Un noahma Plotz oa langa Tischa.
Dar eene schmieß sei Mitzla roa
Un thoat siech au de Roase wischa.'
„Derr Altkarl bien iech", soat a druhf,
„Woss iech euch soa, uff doas posst uhf!"

„Sechs Pärschlan, die wulln Karle warn.
Hoot enner arntiech woas derrwieder,
Do muhß a siech itzund derrklarn;
Drim setz iech miech derweile nieder.
Hie stihn de Parschlan, satt's euch oa
Un iwerdenkts, woss iech euch soa!"

Un sfech, bemm Schenksims stunda dir
Sechs Parschlan, wie de orma Sinder,
Mit blußa Keppa: mir koams vir,
Oss werns nooch underfoahrne Kinder,
Se guckta schichtarn uff a Tiesch
Un worn derr stumm oss wie a Fiesch.

Se hotta korze Jacka oa
Un Laderhosa mit zwä Toscha,
Aus enner hung, wie iech nu soah,
A Towackräumer olla Poscha,
Un aus derr Jackatosche ging
De Pfeifaspitze vir a wing.

Gootlieb.

Ei inser Zeit giht olls mit Domp,
Drim glemmt schun jeder tumme Junge,
Un au derr grißte Tomperlomp
Muhß spiern a Rauch uff senner Zunge;
Drei Kase huch kamm Meucher is,
Dar Towack raucht; doas ihs gewieß.

Chrisjan.

„Iech war-euch nu amol woas soan,"
Sproach lange druf derr Altkarl wieder,
„sThutt Kenner woas derrgegen hoan;
Drum kummt un setzt euch zu ins nieder.
A Jeder muhß zahn Bihma gahn,
Do walln marn farr an Karl oasahn!"

„Jequeder nimmt an Flosche Schnopps,
Die keeft a sfech aus senner Tosche,
Doas ihs zur Briderschoft a Hopps,
Die ward getrunka aus derr Flosche;
Zu Jedem sprecht: uff du un du,
Wenn du's derrlebst! und trinkt sem zu!"

„Un die zwä Thoaler, die ihr gatt,
Die kumma hinte ins zu gutte;
Scharr olla schmeckts, wie ihr do satt,
Merr sein au recht bei gudem Mutte;
Doch kimmt zur Zeche bluhß derr Trunk,
Dar macht allene schunn genung!"

„Woss Jeder ißt, doas bleit farr sfech;
Do richt sfech Jeder nooch semm Gelde;
Denn kales Flesch ihs ne farr miech,
Woss doch a Ander garne welde;
Iech aff an Hariech, dar macht Dorscht,
A Ander liewer ißt an Worscht!"

Die Parschlan tronka Briderschoft
Mit olla Karln aus ihra Floscha;
Nu kriegta Lawa sie un Kroft,
Se griffa ei die Jackatoscha
Un zuga ihre Pipa raus
Un labta miet ei Saus un Braus.

Derr Altkarl sproach: „Ich wiel euch soan,
Nu seid derr Karle, wie mir olle;
Doch mißt derr orndtlich euch betroan
Un fulga mir ei jedem Folle;
A Karl goar viel bedenka muhß
Un seine Pflichten sein scharr gruhß!"

„Mit Parschlan dorft derr nimme gihn,
Om ollerwingsta mida zecha;
Un wenn se sein nooch goar zu grin,
Do dorft derr au ne mida sprecha.
Sein Junga do, wu's Musik hoot,
Do tanzt ke Karl, doas ihs Gebot!"

„Nooch ees! doas giht euch olle oa;
Die Madel, die mit Junga tanza,
Die rihrt mirr ja ke Karl ne oa
Un wenn se hätta seidne Franza;
Ihr olle mißt uff Ihre hahln;
Denn die dorf narnt am Karle fahln!"

Gootlieb.

Doas ihs ju olles ganz scharmant;
Do ward a Junga 'sBree genumma;
Denn die betroan siech ganz meschant,
Wenn sie zur Musik dorfa kumma;
Se fihrn doch uhf an Morzscandal
Un macha iweroal Randal.

Chrisjan.

Off nu die Parschlan Karle worn,
Do woord getredelt un gesunga;
Un viele tanzta wie de Norn;
A Leiermoan, dar woar gedunga
Un spielta uhf un song a vir;
Un doas ging olles mit Monnier.

Wie's Zahne schlug, do ducht iech nu:
Du warscht diech uff de Strimpe macha;
Iech ging un läte mich zur Ruh
Un mußt im Stilla bei mirr lacha:
Woas denkt siech doch a Karl zu sein,
Nist siech derr Huchmutt bei im ein!

Iech denke goar, derr Norr miech beßt,
Off iech a andarn Tag derrwachte
Un nu nooch soag a Schluhß vum Fest,
Wie Iwermutt a Kahraus machte:
Die Karle ginga orschta furt;
Do hoa iech nooch meuch Wohrt gehurrt.

Au soag iech dir, —'s woar goar zu schien! —
Die Parschlan, die worn uhfgenumma,
Bei mir im Dorfe nunder gihn;
Bal wern se aus im Glese kumma;
Se wankta hie, se wankta har:
A Karl zu warn, hält goar zu schwar!

Mitten im Schnee.

Von Hermann Wagner.

Mit einem Bilde.

Wenn im Spätherbst die letzten Vögel des Waldes fortgezogen sind, das Laub von den Bäumen dahinsinkt und die Blumen welk an ihren Stielen hängen, ist es uns, als sei uns ein lieber Freund gestorben — oder wenigstens auf lange Zeit verreist. Der rauhe Wind peitscht den Regen an die Fenster, graue Wolken umhüllen tagelang den Himmel, und die Wege sind zum Versinken erweicht. Es wird uns düster und unbehaglich zu Muthe. Da kühlt sich die Luft noch um ein Weniges, und die ersten Schneeflocken halten bedächtig ihren magischen Tanz. Allgemeiner Jubel der Kinderwelt begrüßt sie ebenso lebhaft, wie im Frühling das erste Veilchen und die erste Schwalbe. Es knüpfen sich eine große Menge lieber Erinnerungen an den Schnee. Die düstern Tage, an denen man schon früh Morgens „Guten Abend!" sagen kann, werden heller, sobald erst die weiße Schneedecke ringsum leuchtet. Der grundlose Weg wird gefrieren und die lange Gefangenschaft in der Stube hat ein Ende. Schlittenfahren, Schneeballwerfen und Schneemännerbauen, Alles wird nun möglich! — Und endlich sind Schnee und Lichterbaum, mit der ganzen Pracht der Weihnachtsbescheerung, ja unzertrennlich!

Es fällt uns eine feine Flocke auf das dunkelfarbige Kleid. Wir erkennen sie deutlich in ihrer ganzen zierlichen Gestalt. Sie wird uns um so schöner und besser erscheinen, wenn die Luft dabei kalt und die Flocke recht klein ist. Ein sechsseitiges, regelmäßiges Sternchen liegt vor uns. Einmal gehen von einem Mittelpunkt

sechs gleichlange dünne Strahlen aus, welche Seitenstrahlen besitzen, wie die Federn am Kiele einer Fahne; ein andermal wird die Mitte durch eine sechsseitige Fläche gebildet, an deren Ecken kleine Sechsecke oder federähnliche Strahlen angeheftet sind. Ueber hundert verschiedene Formen hat man auf diese Weise abgezeichnet, eine immer hübscher als die andere, alle zeigen aber stets 6 Ecken und sind deshalb unter einander verwandt.

Die zierlichen Schneeflöckchen sind die feinen Prinzessinnen des Winterfürsten. Sie sind am höchsten geboren und geradezu, wie es die Indianer von ihren Häuptlingen und Voreltern erzählen, vom Himmel gefallen. Schon als sie noch ganz jung waren, hatten sie weite Reisen mit dem Winde gemacht. Sie bildeten als sehr zarte Nebelbläschen, als durchsichtiger Wasserdampf eine leichte Wolke. Da erkältete ein eisiger Luftstrom, der vom Nordpol, vom Lande der Eisbären, daherblies, die Wolke, — und wie mit einem Zauberschlage gerannen die Dampfbläschen zu festen, durchsichtigen Eiskrystallen. Legen wir ein Theilchen der Schneeflocke auf ein Stück kaltes Glas und beschauen es durch ein Vergrößerungsglas, so erscheint es uns nicht weiß, sondern klar und durchsichtig, wie ein Splitterchen Eis. So oft zwischen kleinen, durchsichtigen Körperchen, die in größerer Anzahl beisammen sind, sich das Licht einen Weg bahnt, so erscheinen sie weiß; daher leuchtet die Wolke weiß, so lange sie das Licht noch hindurchläßt, daher sind der Schaum des klaren Wassers und der Staub des zerstoßenen Glases weiß. Ist die Luft sehr kalt, so bleiben die kleinen Eiskrystalle einzeln. Es ist eine wunderbare Kraft, welche längst im Wassertröpfchen verborgen lag, die Kraft, beim Festwerden eine regelmäßige Gestalt anzunehmen, welche an die sechsseitige Säule des Bergkrystalls erinnert. Der Herr schafft noch Wunder alle Tage. Sobald auf seinen Befehl der kalte Luftstrom die Wolke berührt, sind Millionen Wundergebilde entstanden und sinken den Menschen drunten zu Füßen, damit sie seine Gegenwart erkennen! An recht kalten Wintertagen schweben jene mikroskopisch-kleinen Eiskrystalle als feiner Staub herab. Im kalten Norden fallen sie in solcher Menge, daß sie fußhoch den Boden decken, vom Winde getrieben durch Thür und Ritzen in die Wohnungen dringen, in die Kleidung des Wanderers einen Weg finden und sein Sehen und Athmen sehr erschweren.

Gewöhnlich hängen sich die kleinen Eiskrystalle aneinander und bilden Flocken. So schweben sie leise herab und legen sich als wärmende Decke über das Land. Wie können sie aber wärmen, da

sie aus kaltem Eis bestehen? Zwischen den vielen Strahlen einer einzelnen Flocke ist Luft, zwischen den lose auf einander liegenden Flocken ist noch mehr. Setzt sich auch nach einigen Tagen der lockere Schnee fester zusammen, so bleiben immer noch innen Zwischenräume genug, während oben eine dünne Eiskruste sich wie ein Panzer darüber legt. Sie entstand aus Schneetheilen, die durch den Sonnenstrahl bei Tage zerschmolzen und bei Nacht wieder gefroren. Ist die Luft durch andre Körper in viele Abtheilungen getrennt, so läßt sie die Wärme des einen Raumes nur sehr langsam hinüber nach dem andern, und die Kälte ebenso. Doppelfenster halten die Kälte viel besser zurück, als wenn wir ein Fenster machen ließen, dessen Holzwerk und Glas doppelt so dick wäre als bei dem gewöhnlichen Fenster. Die Luft, welche zwischen beiden Fenstern ist, spielt dabei eine Hauptrolle mit. So läßt auch die Luft, welche in den vielen Abtheilungen zwischen den Schneeflocken ist, die Wärme der Erde nur sehr allmälig heraus und die Kälte, die außen herrscht, ebenso langsam hindurch nach unten. Wenn im Sommer die Sonne uns gar zu heiß scheint, wünschen wir wohl scherzend: „O, könnten wir von der übrigen Hitze ein Weniges für den Winter aufbewahren!" — Die Erde thut dies alljährlich. Ist sie auch dicht an der Oberfläche beim eintretenden Froste gefroren, schon wenige Fuß tiefer ist's wärmer. Deshalb dünkt es uns im Keller zur Winterszeit warm, und das aus dem Quell strömende Wasser dampft. So gering uns Menschen jene Wärme auch vorkommt, sie ist doch ausreichend, um noch mancherlei Geschöpfen das Leben zu fristen.

Blutrothe Flecken finden sich stellenweise auf dem Schnee der Alpen und demjenigen der Polarländer. Sie zeigen sich unter dem Vergrößerungsglas als eine Unzahl winziger Bläschen mit rothem Kern. Es ist die Schneealge (protococcus nivalis, Schnee-Urkügelchen), ein Pflänzchen der einfachsten Art. Auf diesen purpurrothen kleinen Wiesen weiden ebenso winzige Thierchen; Infusorien fressen von diesem Gericht und werden rund und roth davon. Am Baumstamm hängen Flechten. Die Mittagssonne des hellen Wintertages schmilzt den Schnee, der auf den Zweigen liegt. Gefrieren auch viele von den Tropfen an der Schattenseite zu langen Eiszapfen, so rieseln doch auch eben so viele unbemerkt an der Sonnenseite des Stammes hinab; die zur Nachtzeit starr gefroren lagen, werden weich, saugen die Wasserperlen lebhaft ein und wachsen eilig ein Wenig weiter, wenn's auch

nicht gar viel ist. Da sie es Tag für Tag unverdrossen wiederholen, so haben sie am Ende des Winters doch einige neue Zipfel fertig, auch sogar eine ganze Anzahl Schüsselchen mit Früchten darauf gesetzt. Drunten neben dem Baumstamm liegt ein großer Steinblock; auf seinem Scheitel trägt er eine hohe, spitze Nachtmütze aus Schnee, an den Seiten aber ein grünsammtnes Wamms aus Moos. Da sickert es geräuschlos von Rasen zu Rasen. Die kleinen Polster schwellen so saftig, treiben die Fruchtstiele, reifen die Kapseln, und — tüpfest Du mit dem Finger dran, so siehst Du die feinen Samenstäubchen wie Pulver herausfliegen! Siehe da, es tanzen wirklich einige Mücken drunten an geschützter Stelle, und über die freie Fläche des Steins huschte eben eine graue Wolfsspinne. Sie wird wohl eine oder die andere von den Tänzerinnen verspeisen, wenn dieselbe, vom Ballet ermüdet, sich auf dem dürren Blatte niederläßt. Die gelb und schwarz gefiederte Meise, welche eben noch mit munterm Ruf ein Häufchen Eier am Aste des Baumes ablas, schießt plötzlich im Bogenflug nach der nahen Hecke des Gartens. Sie jagt sich mit einem kleinen, grauen Schmetterling, dem Frostschmetterling (acidalia brumaria) herum, bis sie ihn nach wenigen geschickten Wendungen erhascht und verspeist. Drinnen im Garten kriecht das Weibchen desselben Schmetterlings am Stamm des Kirschbaums hinauf. Es hat statt der großen, grauen Flügel, mit welchen das Männchen geschmückt ist, nur ein Paar unbedeutende Stummelchen, mit welchen es nicht einmal zu flattern im Stande ist, muß deshalb seine Wanderung mitten in der Winterszeit zu Fuß antreten. Droben angelangt, klebt es die kleinen Eier an die Knospen der Zweige. — Wir wandern durch den wohlbekannten nächsten Wald. Der Ephen und die Brombeerranken sind noch grün. Die Büsche der Stechpalmen glänzen mit ihren starren, stachligen Blättern wie lackirt, und die brennendrothen Beeren dazwischen sehen allerliebst aus, im Gegensatz zu dem Schnee ringsum. Im Fichtenbaume macht sich ein Eichhörnchen durch herabgeworfene Zapfenschuppen bemerklich, und in dem Wipfel der alten Edeltanne scheint ein Kreuzschnabel sein Nest zu haben. Es ist von unten schwierig zu bemerken, da er es außen mit Bartflechten (usnea barbata) behängt und es auf diese Weise selbst einem der übrigen Flechtenbüschel ähnelt, welche an den Zweigen hängen. Vielleicht brütet er jetzt droben, trotz des Schnee's, oder hat schon Junge; denn darin hat er seine eigene Laune. Der eine Kreuzschnabel feiert seinen Geburtstag zu Johannis, während der

andere um Neujahr aus dem Ei geschlüpft ist, und die Welt zuerst im Schneekleide gesehen hat. Die Fußspuren im Schnee, immer drei im Dreieck und hintennach eine einzelne, machen uns aufmerksam auf die Wanderungen der Hasen. Ihre botanischen Excursionen sind nach den Kohlpflanzungen der Bauern gerichtet. Jene andere geradlinige Spur scheint von einem Fuchs herzurühren, und hier die winzigen Tüpfel sind von Mäusen entstanden, die unter dem Schnee ihre Bogengänge anlegten. Sie finden unter der Schneedecke die Gräser gut erhalten. Ihre Samen sowohl, als auch die Sprossen können diejenigen geringen Kältegrade, wie sie dort herrschen, gut vertragen. Einzelne Gewächse beginnen sogar bei dieser niedern Temperatur zu wachsen. Der Gärtner zeigt uns vielleicht auf seinem Blumenbeete die Christblume, vom Pflanzenkenner Nießwurz (helleborus niger) genannt, die mitten im Schnee große, handförmig zerspaltene Blätter getrieben hat, und mit weißen Blumen, einen Zoll im Durchmesser, uns anblickt. Im Innern der fünf Blüthenblätter steht ein Kranz goldgelber Körperchen, kleinen Fühlhörnern ähnlich, und außerdem zahlreiche gelbe Staubfäden und grünliche Stengel. Vielleicht hat der Gärtner auch den Winterstern (eranthis hiemalis) gepflegt. Derselbe würde uns mit seiner kleinern Figur und gelben Blumen an die Hahnenfuß-Anemone erinnern. Unterhalb der Blüthe, welche in ihrem Bau der Nießwurz gleicht, haben sich grüne Blätter, tief zerspalten, zu einer Hülle vereinigt. Während rings um diese Winterblümchen alles Wasser zu Eiskrystallen erstarrt ist, scheinen die Pflänzchen selbst in ihrem Körper sich durch ihr eigenes Wachsthum so viel Wärme zu erzeugen, als nöthig ist, aus neuemporgestiegenen Säften weitere Organe zu entwickeln. Auf den höhern Spitzen der schweizer Alpenkette blüht das kleine, zierliche Alpenglöckchen (soldanella alpina) mit zarten blauen Blumen ebenfalls im Schnee, und soll von letzterm oft wie von einer kleinen Grotte rings umgeben sein.

So wie der Fußbau vieler Thiere eigens eingerichtet ist, um durch den Sumpf zu waten, derjenige anderer wiederum sie geschickt macht, über losen Sand zu wandern, so sind nicht wenig Thiergeschlechter schon durch den Bau ihrer Füße an ein Leben auf dem Schnee gewiesen und mögen sich ungern von demselben trennen. Die Hufe der Gemse und des Rennthiers lassen sich sparrig ausbreiten und verhindern so ein zu tiefes Einsinken in die weiche Decke. Die starken Zehen des Schneehuhnes, welche dicht befiedert sind, leisten ihm dieselben Dienste. Die Farbe des Pelzes und der Federn

paßt sich bei vielen dieser Schneebewohner der weißen Fläche an. Das Gefieder des genannten Huhnes gleicht im Sommer dem grauen, durch Flechten sprenkelig gefärbten Felsenblock, im Winter ist es rein weiß. Gleiche Farbe besitzen der Alpenhase und das Hermelin zur kalten Jahreszeit, und in der Polarzone, in der Heimath des Schnee's, erscheinen die Füchse und die großen Bären in weißem Wamms. Dort hat auch der Mensch sein Häuschen tief im Schnee vergraben. Aus Schnee und Eis sind oft die Wände, aus gleichem Stoff der Unterbau des Lagers, auf welchem, in warmen Pelz gewickelt, das Kindchen schläft. Und ob auch rings die Wirbelstürme aus Schnee Gebirge um die Hütte bauen, und dem Verderben drohen, der sich in's Freie wagt, ob sie auch dem Auge das Leben des stillen Reiches der Gewächse und das muntre Treiben der Thierwelt kalt verdecken und endlich durch das Einerlei ermüden, — so wärmt doch die Liebe des Mutterherzens das Gemüth des Kindes, und des Vaters Wort giebt in lebendiger Erzählung seinem Geiste Nahrung. Der Frieden Gottes und die Wunder seiner Macht im Menschenkinde gedeihen selbst in des Grönländers Häuschen mitten im Schnee.

Gedankenspähne.

Wenn Aeltern ihr erstgebornes Kind recht erziehen, so haben sie durch dasselbe alle erzogen, denn wie dieses, so werden sie alle, und bilden sich nach ihm. Eine Wahrheit, welche die Zeit von jeher zur Reife gebracht hat.

— Hochmuth, Eigennutz, Hang zur Verläumdung und Rachsucht sind von einem Frömmler unzertrennlich, und so sehr er sich auch verstellen mag, er wird sich über kurz oder lang durch diese Laster verrathen.

— Nicht Reichthum allein kann glücklich machen, es gehört auch noch die Kunst dazu, ihn gehörig zu benutzen.

— Der Adelstolz ist lächerlich, der Geldstolz verächtlich, aber der Beamtenstolz unerträglich.

— Die Thränen am Grabe des Rechtschaffenen geweint, sind auf Erden oft die einzigen Interessen für das große Capital seines mühevollen Lebens.

Zum neuen Jahre.

Zum neuen Jahre neues Leben,
Vor Allem in der Furcht des Herrn! —
Ihm sollt Ihr ungetheilt Euch geben,
Mit reinem Eifer weiterstreben,
Stets prüfend Eures Wesens Kern!

Zum neuen Jahre neues Leben
In Eurer Liebe zu der Welt!
Laßt nimmer rasten Euer Streben,
Zum Wohl der Menschheit hinzugeben,
Was Selbstsucht kalt für sich behält!

Zum neuen Jahre neues Leben
Dem großen deutschen Vaterland!
Ihr sollt ihm stolze Männer geben
In Euch, die freudig vorwärts streben,
Den Blick nach Einem Ziel gewandt!

Ein Schwank aus dem nordamerikanischen Bürgerkriege.

In den Kriegsbildern aus dem nordamerikan. Bürgerkriege, welche nach den Tagebüchern eines in der Unionsarmee dienenden früheren preuß. Offiziers von J. v. W. bearbeitet sind, erzählt derselbe unter Anderm:

Bei der in unserm Lager herrschenden Unordnung und dem gänzlichen Mangel an jeglicher strengen Handhabung der Disciplin mußte sich jeder einzelne Befehlshaber so gut wie möglich selbst zu helfen suchen. Eine Menge ganz eigenthümlicher und zum Theil höchst lächerlicher Scenen, die man in Deutschland kaum für möglich halten würde, kamen hierbei vor. So war ich persönlich Augenzeuge oder richtiger eigentlich Theilnehmer von zwei Auftritten, die so charakteristisch sind, daß ihre nähere Schilderung vielleicht der Mühe werth sein dürfte.

Die Soldaten meiner eigenen und die einer andern Compagnie unseres Bataillons, die ebenfalls von einem deutschen Hauptmann befehligt wurde, die wir zusammen längere Zeit detachirt am Potomac lagerten, beklagten sich bitter, daß das uns gelieferte Pöckelschweinefleisch zum Theil so verdorben sei, daß man es selbst beim größten Hunger nicht genießen könne. Wir Hauptleute, die wir nach guter deutscher Sitte uns in jeder Hinsicht möglichst um das Wohl unserer Untergebenen zu bekümmern bestrebten, untersuchten diese Beschwerde nun genauer und fanden sie leider nur zu begründet. Und für dieses entsetzlich verdorbene Zeug mußte Uncle Sam dem Lieferanten einen so hohen Preis bezahlen, daß man dafür leicht das beste Roastbeef hätte kaufen können. Eine Zeit lang suchten sich unsere Soldaten für diese ungenießbaren Fleischrationen dadurch zu entschädigen, daß sie einem benachbarten Farmer ohne Weiteres seine lebendigen Schweine todtschossen und solche mit gutem Appetit verzehrten, welches Treiben wir Offiziere denn auch nolens volens geschehen lassen mußten, da wir keine Mittel hatten, es zu verhindern. Auf die

Länge ging aber doch solch Plünderungssystem nicht an, weil unsere Compagnien dabei zuletzt zu Räuberbanden ausgeartet wären, und wir mußten daher suchen, das Uebel möglichst wieder abzustellen. Das sicherste Mittel hierzu war aber, unseren Soldaten genießbare Fleischrationen zu verschaffen. Wie aber dies anzufangen sei, das war die schwere Frage, die guten Rath theuer machte. Auf dem gewöhnlichen Wege der Beschwerde, wie in jedem anderen gut organisirten Heere, war hierin auch nicht das Allermindeste zu erreichen; dies wußten wir schon aus vielfacher eigener Erfahrung. Unser Oberst, der Ehrenmann, der früher bereits Advocatenschreiber, Viehhändler und Eisenbahnbauunternehmer gewesen war, bis er auf den Gedanken kam, es sei das beste Geschäft, bei dem in jetziger Zeit am meisten Geld verdient werden könne, wenn er sich die Stelle eines Obersten eines New-Yorker Freiwilligen-Regiments erschwindelte, steckte sicherlich mit dem schurkischen Lieferanten unter einer Decke. Er bekam seine Procente von dem Betruge, strich wohlgefällig die blanken Dollars ein und es war ihm vollständig gleichgültig, ob nun viele Soldaten von dem Genusse des verdorbenen Fleisches erkrankten oder starben. Im Gegentheil sogar, ein großer Verlust an Todten konnte für den Oberst, seinen Adjutanten und den Quartiermeister, die zusammen ein würdiges Kleeblatt bildeten, was jedem Galgen zur größten Zierde gereicht haben würde, vielleicht sogar eine erwünschte Quelle des Gewinnes abgeben. Die lebenden Soldaten forderten sicherlich ihre Soldrückstände, für die Hinterbliebenen der Gestorbenen war dies aber schon ungleich schwieriger, und so konnten die Verwalter der Regimentskasse vielleicht hoffen, auch hierbei wieder etwas für ihre eigenen Taschen zu ergaunern, was ja überhaupt der einzige Zweck war, um dessentwillen sie jetzt die Uniform angelegt hatten. Auch eine Beschwerde höheren Orts hätte sicherlich kein Resultat für uns geliefert, wie wir deutschen Offiziere schon wiederholt erfahren hatten. Wir „dutchmen" sind zwar jetzt den Amerikanern äußerst willkommen, um für sie zu fechten und unser Blut zu vergießen, sonst aber halten alle Yankee's wie die Kletten zusammen, wenn es gilt, unsere gerechten Forderungen zu verkürzen und uns möglichst über das Ohr zu hauen. Wir mußten also in diesem, wie überhaupt in jedem andern Fall, schon den echt nordamerikanischen Grundsatz: „Hilf dir selbst" anwenden. Schlauheit aber konnte hierbei am meisten nützen. Der betreffende Lieferant, so ein echter, hartgesottener Yankee vom Scheitel bis zur Fußsohle, wohnte in Washington, wo er außerdem einen bedeutenden Laden hielt. Er hatte eine recht hübsche, etwas kokette Frau, die es sehr liebte, wenn ihr stark gehuldigt wurde, und hierauf gründeten wir nun unseren wohlangelegten Plan. Der Premierlieutenant meiner Compagnie war ein sehr hübscher Pole, wirklich ein wahrer Adonis, dabei gewandt und unverschämt den Frauen gegenüber; kurz, gerade eine solche Persönlichkeit, wie solche bei der Mehrzahl der nordamerikanischen Damen das meiste Glück zu machen pflegen. Er hatte früher als Cadet in einem österreichischen Infanterie-Regiment gestanden, war 1849 zu den Ungarn desertirt, dann nach Amerika verschlagen und hatte sich hier als Sänger in den Wirthshäusern, als Schauspieler und zuletzt als Erklärer in einem Wachsfiguren-Cabinet nothdürftig durchgeschlagen, bis ihn die Ereignisse des letzten Jahres plötzlich zum ersten Lieutenant machten, worauf er es denn auch für gut

hielt, sich einen Grafentitel beizulegen. Unter vier Augen gestand er mir übrigens, er sei nichts weniger als ein Graf, sondern sein Vater lebe als ein ehrlicher pensionirter Feldwebel in L......, sein Großvater sei aber noch ein polnischer Hausirer gewesen. Nun, auf eine derartige kleine Schwindelei kommt es hier weiter nicht an, und wer untersuchen wollte, weß Stammes und Geschlechtes die ungarischen und polnischen Grafen, deutschen Barone und französischen Marquis, die unter unseren Offizieren zu vielen Dutzenden umherlaufen, denn eigentlich in Wirklichkeit wären, möchte gar seltsame Resultate erhalten. Mancher frühere Berliner Barbier läuft hier als Graf oder Baron So und So sehr ungenirt umher und sucht die Manieren der vornehmen Herren, denen er daheim den Bart abnehmen mußte, ganz getreulich nachzuahmen.

Mein Premier-Lieutenant und Pseudo-Graf mußte nun der Frau unseres Lieferanten den Hof zu machen suchen, was ihm sehr bald gelang, während ich mich um die nähere Bekanntschaft ihres würdigen Gatten bewarb. Nach 14 Tagen waren wir beide gern gesehene Gäste in dem prächtigen Hause dieses Ehepaares, sobald wir zum Besuch nach Washington hineinritten, was damals ziemlich häufig geschah. An einem sehr schönen, klaren Frühlingstage, als der bis dahin fast unergründliche Schmutz sich durch den starken Wind so gefestigt hatte, daß die Wege vortrefflich waren, luden wir den Mann nebst Frau zu einem kleinen militärischen Feste in unserem Lager ein. Wir versprachen ein gutes Diner, ein hübsches Feuerwerk, eine Gesangsaufführung des Sängerchores in unseren beiden Compagnien, der wirklich vortrefflich sang, — kurz, wir wußten so viele besondere Ergötzlichkeiten anzugeben, daß diese Einladung mit großem Vergnügen angenommen wurde.

Zur bestimmten Stunde erschien denn auch der Lieferant nebst Gattin in unserem ungefähr 3 Stunden von Washington entfernten Lager. Zwei feurige Braune von echt virginischer Race zogen den vortrefflich gebauten, aber nach echt amerikanischem Geschmacke mit bunten Farben, überflüssiger Vergoldung und unnöthigem Firlefanz eher verunzierten wie verzierten Wagen. Kutscher und Bediente, beide in weißen Halsbinden, waren recht schwarze, krausköpfige Neger, da in Nordamerika ein Weißer sich nicht leicht dazu hergiebt, als Bedienter hinten auf dem Wagentritt zu stehen. Die hübsche Lieferantengattin mit ihren schmachtenden Augen und langen Locken war in vollster Toilette. Ihre Krinoline hatte einen Umfang, daß sie kaum aus dem Wagenschlag herauskommen konnte, das roth und grau gestreifte Seidenkleid rauschte vom schwersten Stoff, die schönen vollen Arme waren mit blitzenden Armbändern von großem Werthe fast überladen und wo sich sonst nur irgendwie, sei dies auch mit Verhöhnung jedes wahren guten Geschmacks, eine goldene Kette oder sonst ein blitzender Schmuck anbringen ließ, war dies sicherlich geschehen. Die Frau zeigte so recht das Modell einer möglichst reich und dabei äußerst geschmacklos aufgeputzten nordamerikanischen Modedame, wie man solche in den reichen Handelsstädten der Union zu vielen Hunderten findet. Auch der Lieferant selbst, ein langer, hagerer Kerl mit schmalem Gesicht, dünnen Lippen und graublauen scharfen Augen, so eine echte Yankee-Physiognomie, in der Schlauheit und Kaltblütigkeit aus jedem Zuge blitzte, war äußerst elegant gekleidet. Als Tuchnadel trug er einen sehr großen Edelstein, der mindestens seine 1000 Dollars werth sein mußte.

Hätten übrigens unsere Soldaten im Lager gewußt, dieser elegante schwarzgekleidete Gentleman sei der schurkische Lieferant, der sie mit halbverfaultem Schweinefleisch versorgte, und den sie bisher schon so unzähligemal verwünschten, es wäre ihm schlecht ergangen, und selbst wir Offiziere hätten ihn nicht vor der Lynchjustiz nach echt amerikanischer Sitte zu schützen vermocht. Auch ich selbst konnte kaum meinen Widerwillen gegen diesen Schurken bezwingen und mußte mich auf das Aeußerste zusammennehmen, um nicht aus der Rolle eines freundlichen Wirthes herauszufallen.

Der Anfang unseres Festes verlief vortrefflich. Der Premier-Lieutenant Pseudo-Graf spielte den galanten Ritter gegen die Lieferantengattin und auch wir anderen Offiziere der beiden Compagnien waren äußerst artig gegen den Gemahl. Nachdem die Sänger der Compagnien (lauter Deutsche) einige Lieder recht hübsch vorgetragen hatten, setzten wir uns zum Mittagsmahl, was in der möglichst ausgeschmückten Holzbaracke, in der wir Offiziere gewöhnlich speisten, aufgetragen wurde. Die ersten Gänge waren von unserem Koche, einem gebornen Frankfurter, der dort im „Weidenbusch" die Kochkunst gelernt haben wollte, sehr gut zubereitet, und da wir auch den Wein nicht sparten, so geriethen wir Alle bald in eine recht heitere Stimmung. Besonders auch der Lieferant; seine spitze Nase begann sich zu röthen und er versicherte uns wiederholt, eine so angenehme Gesellschaft von Offizieren habe er in seinem Leben noch nicht gefunden, und wir möchten ihm doch das Vergnügen machen, den nächsten Dienstag Alle bei ihm in Washington zu speisen. Und welch verliebte Blicke tauschten der Pole und die kokette Frau mit einander aus; wahrhaftig, ich konnte nur mit Mühe das Lachen zurückhalten, wenn ich an das bald herankommende Ende dieses Freundesmahles dachte.

Der Braten, ein sehr schöner Truthahn, war schon abgetragen, die Bedienten schenkten bereits den Champagner ein, und der Lieferant lehnte sich mit der Miene eines gut gesättigten Mannes, der jetzt behaglich zu verdauen wünscht, in den Lehnstuhl zurück, als der Vorsitzende unseres Mahles, der Hauptmann, der die andere Compagnie befehligte, einem Bedienten einen leisen Wink gab, dieser ging sogleich hinaus und kam bald mit einer verdeckten Schüssel zurück, die er vor dem Lieferanten auf den Tisch stellte.

„Das ist halt noch ein kleines Extragericht für Euer Gnaden" sprach lächelnd der Hauptmann, ein geborner Wiener, der noch 1859 sehr gut in der österreichischen Armee gedient, sich dort das Militärverdienstkreuz erworben hatte, und der lediglich in der Absicht, sich zu raufen und ein lustiges Leben zu führen, jetzt in nordamerikanische Dienste getreten war. Neugierig hob der Lieferant den Deckel auf, prallte aber entsetzt mit dem Gesicht zurück, denn in dieser Schüssel lag eine Mannsportion von jenem entsetzlichen gepöckelten Schweinefleisch.

„Was soll dies — was bedeutet dieser schlechte Witz?" frug er mich erstaunt, während seine zarte Gattin mit allen Geberden des Abscheues sich ihr kostbares Batisttaschentuch, welches von den feinsten Odeurs duftete, vor ihr Näschen hielt.

„Was das soll, will ich Ihnen mit kurzen Worten bedeuten," antwortete ich dem Lieferanten, welcher der deutschen Sprache ziemlich mächtig war. „Das ist ein Stück von dem Fleisch, wie Sie es schänd-

licher Weise unseren Soldaten stets geliefert haben. Wir luden Sie ein damit Sie es jetzt selbst kosten sollten."

Das Gesicht des Kerls verfärbte sich bei dieser Antwort bedeutend, und seine bis dahin so frohe Weinlaune verschwand ersichtlich, während seine Gattin einen schmachtend fragenden Blick auf den Polen warf, bei diesem aber auch nur ein spöttisches Lächeln entdeckte. Der Augenblick der bittersten Enttäuschung hatte für das würdige Ehepaar begonnen; für uns Offiziere aber war der der so lang ersehnten Rache endlich erschienen.

„Soll dies eine Beleidigung für mich sein, so verbitte ich mir solche; ich sehe überhaupt ein, daß ich besser thue, eine derartige Gesellschaft, wie diese, zu vermeiden," schrie der Lieferant in zornigem Tone, und wollte vom Tische aufspringen.

„Halt, nichts da, bleibens ruhig sitzen und verspeisens bald das Fleisch, was Sie für unsere Soldaten gut genug hielten," entgegnete der Wiener Hauptmann, sein breites rothes Gesicht dabei zu einem freundlichen Grinsen verzerrend und seinen langen fuchsblonden Schnautzbart à la Haynau mit der Hand zwirbelnd. Es hilft Ihnen Alles nichts; Sie sind einmal in die Falle gegangen und nun in unserer Gewalt. Also entweder Sie essen das Fleisch bis auf das letzte Häpchen, oder wir rufen unsere Soldaten und sagen: Seht Bursche, das ist halt der schändliche Kerl, der Euch seit Wochen schon betrogen hat, und dem es gleich ist, ob Ihr davon krank werdet, wenn er nur die blanken Dollars, um die er dabei die Kasse betrogen hat, in die Tasche schieben kann. Was aber Ihr Schicksal wird, wenn Sie in die Hände unserer Soldaten fallen, das können Euer Gnaden sich halt selber sagen. Gelyncht werden Sie, Herr, gelyncht, bis an den Hals in ein Theerfaß gesteckt, dann mit Federn bestreuet und so mit Schand und Spott aus dem Lager gejagt. Ha, ha, ha, das wird halt a so recht lustiger Spaß werden," fuhr er lachend weiter fort, und sein Auge zwinkerte dabei vor Bosheit und Vergnügen.

Wer beschreibt nun die Scene, die da weiter folgte! Der Lieferant tobte, fluchte, drohte mit Anzeige; Alles vergebens; er legte sich auf Bitten und Versprechungen, es half dies auch nichts, überall begegnete er den kalt spöttischen Gesichtern von uns Offizieren. Seine holde Gattin ließ die schmachtend-feurigsten Blicke umherschießen, aber sie prallten wirkungslos an unseren Marmorherzen ab. Der Pole hatte sich absichtlich jetzt leise hinausgeschlichen, sie rang verzweifelt die zarten Hände, seufzte und flehte in allen möglichen Tonarten; es war Alles vergeblich, zuletzt verfiel sie auf das verzweifelte Mittel, eine Ohnmacht zu fingiren, und sank in den Sessel zurück. Auch dies blieb ohne Erfolg, wir ließen sie ruhig liegen, kümmerten uns nicht im Mindesten um sie, und beschäftigten uns ausschließlich mit ihrem Gatten.

„Na, wird's bald; kriegen's nicht schnell Gusto zu Ihrem Fleisch, so rufe ich die Soldaten. Nur 5 Minuten gebe ich Ihnen noch Bedenkzeit," sprach drohend der Wiener, dabei eine alte, dicke silberne Taschen-Uhr, die er wahrscheinlich noch von seinem Großvater geerbt haben mochte, mühsam aus der Tasche ziehend.

Der Amerikaner krümmte sich wie ein Aal, dem eine Köchin die Haut abziehen will, ächzte verzweifelt, der Angstschweiß trat auf seine bleiche Stirn, er nahm wiederholt den Teller mit dem Fleisch in die

Hand, als wolle er wirklich den Versuch machen, es zu verzehren, setzte ihn aber, von unbesieglichem Ekel erfaßt, bald schnell wieder fort. Wahrlich, es war ein Schauspiel zum Lachen, und nur mit Mühe vermochten wir alle die nöthige Fassung uns zu bewahren.

Endlich trat ich nach dem von uns vorher gemeinschaftlich verabredeten Plan dazwischen, zog ein Papier hervor und überreichte solches dem Lieferanten mit den Worten: „Wir wollen doch Gnade über Sie ergehen lassen, und wenn Sie dies unterschrieben haben, werden wir Sie ohne weitere Strafe entlassen." Gleichwie ein Ertrinkender nach dem letzten Strohhalm greift, so erfaßte der weidlich Gequälte schnell das betreffende Papier und las es mit eiliger Hast. Es enthielt eine deutlich abgefaßte Erklärung, wonach er sich verpflichtete, den beiden von uns commandirten Compagnien stets Pöckelschweinsfleisch bester Gattung zu liefern, und wenn wir zufällig einmal verdorbenes erhalten hätten, solches ohne weitere Einwendung sogleich umzutauschen. Feder und Dinte war bereit gehalten, so schnell wie möglich unterzeichnete der Lieferant dies Document und athmete ordentlich erleichtert auf, als er mir das Papier überreichte. So wie dies geschehen und unsere Absicht dadurch vollständig gelungen war, wurden wir sogleich wieder äußerst höflich gegen den Lieferanten und luden ihn ein, fernerhin noch einige Flaschen Champagner mit uns zu trinken. Er meinte aber schmollend, der Appetit sei ihm vergangen, und befahl, daß schnell seine Equipage vorfahren solle. Seine Gattin war inzwischen ohne weitere Beihülfe von unserer Seite wieder aus ihrer Ohnmacht aufgewacht und das würdige Ehepaar bestieg so bald wie möglich den inzwischen vorgefahrenen Wagen, ohne uns eines Abschiedes zu würdigen.

„Wie schaut's mit unserer Einladung am Dienstag aus, wir werden wohl ein vortreffliches Diner bei Ihnen bekommen und wollen schon guten Appetit dazu mitbringen," frug noch spottend der Wiener Hauptmann den in den Wagen steigenden Lieferanten.

„Hol Sie der Teufel, Herr!" lautete dessen aufrichtiger gemeinte, nicht gerade höfliche Erwiderung. Die muthigen Rosse zogen im Galopp an und schnell entrollte die Carrosse unseren Blicken.

Wir Offiziere tranken vergnüglich unseren Champagner allein aus und lachten noch über den so arg angeführten Lieferanten, daß uns die Thränen über die Backen liefen. Der Mann hielt sein Versprechen übrigens getreulich und unsere beiden Compagnien empfingen von nun an so vortreffliches Fleisch, daß die Soldaten damit vollkommen zufrieden waren. Als wir ihnen später die Geschichte erzählten, lachten sie alle sehr und brachten uns, ihren Hauptleuten, ein lautes Lebehoch, daß wir ihnen auf so schlaue Weise gutes Fleisch verschafft hätten, meinten dabei aber, daß, wenn sie gewußt, jener Herr in der eleganten Equipage sei der schurkische Lieferant, so hätte nichts auf der Welt sie abhalten können, ihn tüchtig zu lynchen. Dieser ganze Vorfall charakterisirt ungemein die in der nordamerikanischen Unions-Armee herrschenden Zustände, daher ich solchen hier umständlicher erzählt habe. „Hilf dir selbst", heißt es hier in Allem und Jedem, und wenn man dies nicht thut, so wird man überall mit Füßen getreten. Bezeichnend für die amerikanische Anschauungsweise ist auch noch, daß dieser Lieferant später zu unserem Obersten gesagt hat: „Wir beiden Hauptleute wären zwei äußerst geriebene

Menschen, die sich nicht leicht anführen ließen und vor denen man sich hüten müsse." — Der hübschen Frau bin ich später noch einigemal in Washington begegnet und hatte die Unverschämtheit, sie anreden zu wollen. Wenn böse Blicke Dolchstiche wären, dann lebte ich sicherlich nicht mehr; mit so zornigen Augen sah sie mich immer an.

Miscellen und Anecdoten.

Bauer und Apotheker. Ein ehrlicher Bauersmann, der aber nicht auf die Nase gefallen war, litt entsetzlich an Zahnschmerzen. Da die Zahnschmerzen von einer Erkältung durch Naßwerden herrührten, so hatte ihm das sehr schmerzhafte Ausziehen eines Zahnes keine Erleichterung, sondern vielmehr noch größere Schmerzen gebracht. In seiner Noth geht er in die Apotheke und wendet sich, da der Apotheker abwesend war, an den Gehülfen, der ein sehr hochmüthiger Bursche war, mit den Worten: „Ach, Herr Apothekersgeselle, geb' Er mir doch ein Recept gegen das Zahnweh; ich geh' schier zu Grunde!" — Wüthend über die Benennung „Apothekersgeselle," beugt der sich über den Receptirtisch oder, wie man gewöhnlich sagt, die Theke, und steckt dem Bauer ein Paar Ohrfeigen, daß es ihm im Kopfe saust. — „Mordgallee!" ruft der Bauer aus, „das war gut," denn die Erschütterung gab ihm wirklich eine augenblickliche Linderung. „Was kostet's?" — „Nichts," rief noch zornglühend der Gehülfe. „Ihr könnt, wenn's wirksam war, noch ein Paar umsonst haben!" — „Ne!" sagte gedehnt der Bauersmann, „so war's nicht gemeint. Ich bin kein Lump, und umsonst nehm' ich Nichts!" — Mit einem Satze war er hinter der Theke und setzte dem Provisor Zweie aus dem Salze, daß ihm schier Hören und Sehen verging und sagte: „Da hat Er sein Recept wieder, denn berauben will ich Ihn nicht, und die da nehm' Er als Trinkgeld," und er steckte ihm eine Dritte, die nach Kraft und Wirkung als ein reichliches Trinkgeld konnte angesehen werden.

Swift und der Advokat. Ein Advokat, der mit dem berühmten Humoristen Swift in Gesellschaft war, hatte den unglücklichen Einfall, ihn necken zu wollen und legte ihm die Frage vor: „Wenn die Geistlichkeit und der Teufel in einen Prozeß verwickelt wären, wer würde gewinnen?" — „Es versteht sich von selbst, der Teufel," antwortete Swift, „denn er hat ja alle Advokaten auf seiner Seite."

— Ein Berliner Modeherrchen kommt unlängst in eine dortige Restauration, läßt sich die Speisekarte geben und bestellt nach langer Auswahl eine Nudelsuppe. Wie er sie bekommt und mit dem Löffel drin herumrührt, weil sie noch arg dampft, findet er etwas drinnen, was eigentlich nach keinem Kochbuch (nicht einmal nach einem Berliner) in eine Nudelsuppe nothwendig hineingehört, und wie er das Ding genauer untersucht, zieht er einen seidenen Lappen heraus. „Na, die Schweinerei!" brummt er vor sich hin, ruft den Oberkellner, zeigt ihm die Bescheerung und: „Sagen Sie mal, mein Gutester," fährt er ihn an, „wie kommen Sie denn dazu, mir diesen Fetzen da in die Suppe zu

legen?!" — „Was," ruft der Oberkellner in voller Entrüstung aus, „diesen Fetzen da? Was jloben Sie denn? Meenen Sie vielleicht jar, man legt Ihnen in Ihre miserabligte Suppe, die lumpigte zwee Jroschen kostet, eine seidene Mantille hinein für 8 Louisd'ors?"

Grober Anfang und feines Ende. Amtmann: „Nuspickel, Er soll jetzt über die im Dorfe erst unlängst vorgefallene Schlägerei als Zeuge vernommen werden. Richt' Er aber seine Aussagen so ein, daß Er sie erforderlichen Falles eidlich erhärten kann. An welchem Tage fiel die Schlägerei vor?" — Nuspickel: „Am heil'gen vor'm Schweinemarkt." — A.: „Was ist das für eine Antwort? Er Esel!" — N.: „Esel? Na, da sind mer ja gar verwandt!" — „Was? Wie so?" — N: „Ich bin ä Mensch, Sie doch och, un wenn ich ä Esel bin, da sind Sie och ener un zwar ä viel größerer als ich, denn Sie sind ja viel mehr, als unsereins." — A.: „Wie kann Er so impertinent sein!" — N.: „Mer lernt's ja von Ihm." — A.: „Was unterfängt Er sich, mich Er zu nennen!" — N.: „Mer heißt ja den lieben Gott Du un Ihr wollt ja immer mehr sein als Andere." — A. (klingelt, zu dem eintretenden Amtsdiener): „Bringe Er den unverschämten Bengel drei Tage in das Gefängniß!" — N.: „Das ist mer gerade recht, da werd mer doch frei von Ihm."— A. (zu dem Amtsdiener): „Marsch mit dem Flegel zur Thür hinaus!" — N.: „Mit dem Flegel? Da geh' Sie wohl mit. Nä, nä, bleibe Sie nur da! Ich weiß den Weg allene. Gott behüte mich vor Seiner Gesellschaft! Aber daß Sie mich fortläßt, das ist das Gescheidt'ste, was Sie, seitdem Er hier ist, macht." Nuspickel schritt sogleich lachend gravitätisch und die Hände unter den Rücken patschend, zur Thür hinaus. — Der Amtmann war außer sich, sprang wüthend auf und wollte den groben Bauer zur Bestrafung zurückrufen, besann sich aber eines Besseren, indem er wohl fühlte, daß er durch seine Fragen und Benehmen den Bauer zu den Antworten gebracht, ja durch dessen Bestrafung seine Amtsbefugnisse in hohem Grade überschritten und gemißbraucht hatte, verbot dem Amtsdiener, gegen Niemanden von dem Vorfalle etwas zu äußern und wurde von nun an der humanste aller Amtmänner. Des andern Tages brachte der gutmüthige Nuspickel dem Herrn Amtmann, zur Sühne des über ihn gestern gehabten Aergers, eine fette Gans mit den Worten: „Nu, die werd Sie doch nich och, wie mich gestern, 'nausschmeißen wolle?" — Der Herr Amtmann reichte lächelnd dem Bauer die Hand mit den Worten: „Herr Nuspickel, Sie gefallen mir außerordentlich!" — Nuspickel: „Und Sie mir och!"

Ein Strafmilderungsgrund. (Gerichtsscene). Richter: „Ihr gesteht also ein, daß Ihr den Hans mit einem Stück Holz geschlagen habt; könnt Ihr auch noch Milderungs-Gründe vorbringen?" — Stoffel: „Ja gewiß, Herr Richter, es war ein Stück weiches Holz, womit ich ihn keilte."

Die Crinoline als Diebsinstrument. Frau Chéry in Paris hat das Verdienst, der Crinoline eine nutzenbringende Seite abgewonnen zu haben. Seit der Wiedergeburt dieses Kleidungsstückes ist sie schon viermal wegen Diebstahls bestraft, den sie stets vermittelst der Crinoline begangen hat. Vor wenigen Wochen stand sie wieder deswegen vor Gericht. Die meisten der sehr zahlreich versammelten Zeugen sind Chambre-

garniebermiether; andere sind kleine Leute aus den Vorstädten. Zu Letzteren tritt sie in die Hausthür, wenn Regenwetter ist, um einen Omnibus abzuwarten u. dergl. Sie wird in das Zimmer geladen und läßt dann mit einer durch die lange Uebung erworbenen außerordentlichen Geschicklichkeit alle Gegenstände, die in ihren Bereich kommen, unter die Crinoline verschwinden. Bei den Chambregarniebermiethern fährt sie Abends vor. Sie hat einen Eisenbahnzug verpaßt und nimmt ein Zimmer für die Nacht. Kurz nachdem sie sich einquartirt hat, kommt sie wieder zum Vorschein. Sie hat einen Brief in der Hand, fragt nach dem nächsten Postbüreau, bestellt für ihre Rückkunft Thee und schreitet, wie ein Zeuge sich ausdrückt, mit dem Stolze und der Ruhe einer Königin zum Hause hinaus. Natürlich wird sie nicht wieder gesehen. Der Wirth öffnet am Morgen das Zimmer und nimmt an den fehlenden Bettbezügen, Tischdecken, Stutzuhren, Leuchtern u. s. w. mit Erstaunen wahr, wie viel unter der weiblichen Crinoline Platz hat. Eine Vermietherin zählt Gegenstände auf, die in dem gedruckten Berichte 7 Zeilen einnehmen; „und," fügt sie hinzu, „obwohl der Diebstahl über Jahr und Tag her ist, entdecke ich noch täglich, daß mir Sachen mangeln, welche die Angeklagte damals mitgenommen hat." — Der Gerichtshof hat über die letztere eine Strafe von 5 Jahren Gefängniß verhängt. Wird nach Ablauf dieser Zeit die gefährliche Crinoline wieder zur Ruhe gegangen sein?

Höllenangst. Ein Bauer, der des Guten zu viel gethan hatte, wurde Abends in der Nähe des Hammerwerks in Pforzheim an dem Wege liegend und fest schlafend gefunden und von den dortigen Arbeitern in ihre Werkstätte gebracht. Nachdem er daselbst eine Zeit lang fortgeschlafen hatte, erwachte er und erblickte mit Schrecken rings um sich glühend rothe Feueressen und schwarze geschäftige Gestalten. Da fielen ihm seine Sünden schwer auf's Gewissen und es schien ihm, als ob er tief unten in der Hölle sich befinde, und doch konnte er sich schlechterdings nicht erinnern, wann er eigentlich gestorben sei. In seiner Herzensangst warf er sich deshalb vor dem, welchen er für den Vornehmsten hielt, auf die Kniee nieder mit den Worten: „Ach, Herr Oberteufel! Haben Sie Erbarmen mit mir, und lassen Sie mich doch diesmal noch laufen; denn glauben Sie mir, ich bin gewiß noch nicht ganz todt!" Und wirklich ließ sich der Herr Oberteufel erweichen — und der Bauersmann verließ den Ort des Schreckens mit dem Vorsatz — nicht wieder zu kommen.

Bist Du ein Pommer? dann schere Dich zum Teufel. In Elberfeld ging eines Abends spät ein Polizeidiener durch die Straßen, um auf Recht und Ordnung zu sehen. Unser Polizeidiener war eine gute hinterpommer'sche Haut, geboren in der Stadt Stolp. Als er aus einer der Seitenstraßen in die Hauptstraße einbiegt, begegnet er einem Spektakelmacher, der sein Liedchen singt und schüchterne Versuche macht, den Leuten die Fensterscheiben einzuschlagen, die sie nicht durch Laden geschützt haben. Unser Polizeimann nimmt ihn natürlich beim Kragen und schlägt mit ihm den nächsten Weg zum Rathhause ein. Der Lärmmacher wird dadurch nüchtern, er geht wie ein Lamm neben dem Manne der Gerechtigkeit her; als er jedoch das Rathhaus vor Augen bekommt, wird ihm unbehaglich, und er stößt auf gut Hinterpommersch einige Verwünschungen aus. Der Polizeidiener stutzt bei den langentbehrten Hei-

mathsklängen. „Bist Du ein Pommer?" fragt er. „Ja wohl." — „Wo zu Hause?" „In Stolp!" — „Na, dann schere Dich zum Teufel!"

Zwei Mönche, der eine ein Dominikaner, der andere ein Franziskaner, wurden auf einer gemeinsamen Reise durch einen Bach aufgehalten. Der Dominikaner sagte zum Franziskaner, daß dieser, da er nach den Regeln seines Ordens barfuß ginge, verpflichtet sei, ihn, den Dominikaner, über den Bach zu tragen und im Falle der Weigerung eine große Sünde auf sich laden würde. Der Franziskaner gab den Vorstellungen nach und lud den Dominikaner auf seine Schultern. Aber als er mitten im Bach war, frug er plötzlich, ob er Geld bei sich habe. „Ja," antwortete der Dominikaner. „ich habe zwei Realen." „Dann bitt' ich tausendmal um Verzeihung," rief der Schüler des St. Franziskus, „aber meine Ordensregeln verbieten mir, Geld zu tragen" und — plumps! lag der Dominikaner im Wasser.

Das gestohlene Schwein. Ein Mann beichtete einem Pater, daß er einem Schlächter ein Schwein gestohlen habe. „Das müßt Ihr ihm vergüten," sagte der Priester. „Das bin ich auch Willens," antwortete das Beichtkind, „und habe daher das Geld zu mir gesteckt und ich will Sie ersuchen, ihm solches mit Verschweigung meines Namens zuzustellen." Der Pater nahm das Geld und versprach es zu überliefern. Das folgende Jahr kam derselbe Mann und bekannte, abermals ein Schwein gestohlen zu haben, indem er zugleich dem Pater das Geld einhändigte. Unerachtet der an ihn geschehenen Ermahnungen kam der Mann auch das dritte Jahr und beichtete denselben Fall. „Aber mein Gott," rief der Pater aus, „ist denn das schändliche Laster des Stehlens bei Euch so zur Gewohnheit geworden, daß Ihr es gar nicht unterlassen könnt? Was habt Ihr davon, da Ihr doch zu Euerm Heil noch so gewissenhaft seid, den Diebstahl zu vergüten? Wollt Ihr ein Schwein haben, so wendet das Geld an, Euch eins zu kaufen." — „Mein Herr Pater," antwortete das Beichtkind, „ich komme so besser weg, denn wenn ich dem Schlächter das Schwein abkaufe, so macht **er** den Preis, wenn ich es ihm aber gestohlen habe, dann mach' **ich** den Preis."

Das Spundloch. Einem Küfer machte es viel Verdruß, daß seine Kunden immer nur „flicken, repariren, ausbessern", aber keine neue Arbeit machen lassen wollten. „Indessen," sagte er, „ich konnt' es nicht ändern und trug es lange mit Geduld. Endlich kam mein Nachbar und brachte mir ein altes Spundloch, ich solle ein Faß darum herummachen. Da ging mir die Geduld aus und ich gab mein Geschäft auf."

Aus der Schule. Lehrer. Das verwünschte Hin- und Herrutschen. Könnt Ihr denn gar nicht die kurze Zeit still sitzen? — Nehmt Euch doch einmal zusammen und macht's wie die Herren Studenten. Seht, die sitzen so aufrecht straff und mit ineinander geschlagenen Armen. So, wie ich's Euch vormache. Die Worte „wie die Herren Studenten" verfehlten ihre Wirkung nicht. Kerzengrade saß die bei der Ambition gefaßte Schulklasse. Nur Hirsemeier rührte sich nicht und verblieb in seiner flegelhaften Situation mit aufgestemmten Armen. — Der Lehrer. Aber Hirsemeier, willst Du es nicht auch machen wie die Studenten? — Hirsemeier. Ich brauch's nicht. Ich werde Schuster.

Bestrafte Ordnungsliebe. Traugott. „Na, aber Nante, was hast Du denn schon wieder gemacht, daß sie Dich eingesteckt haben?" — Nante. „Was, gemacht? Hab' blos meine Pflicht gethan. Du weißt, mein Vater hat mich von Klein auf zur Ordnung angehalten, nu kann ich Nichts rumliegen sehen."

Folgenden Vers finden wir im Stammbuche eines ehemaligen Studenten, der 1778 in Leipzig studirte:

Wer Aepfel schält und sie nicht ißt,
Bei Mädchen sitzt und sie nicht küßt,
Beim Weine sitzt und schenkt nicht ein,
Das muß ein dummer Teufel sein.

Fragen an das Echo. Welches sind im Allgemeinen für die Welt die schädlichsten Insekten? Secten. — Werden nicht Talente sehr oft weniger berücksichtigt als Kleider? Leider. — Was kann zuweilen selbst dem Unwissenden den Weg zu den einträglichsten Stellen bahnen? Ahnen. — Was ist in Deutschland jetzt fast zur lächerlichen Mode geworden? Orden.

Die Sache hat Hitze. Raspe: „Wohin so eilig?" — Haspe: „In die Feuerversicherungs-Anstalt." — Raspe: „Was wollt Ihr dort?" — Haspe: „Die Mobilien versichern!" — Raspe: „Ist's denn so pressant?" — Haspe: „Natürlich! 's brennt schon.

Naturgeschichte. Schulmeister: „Pietsch! wo kommen die Pommeranzen her?" — Pietsch (aufschreiend): „Aus Pommern."

Schreiben eines Viehhändlers an den Fleischermeister Knochenhauer. Capitales Vieh, verehrter Freund, habe ich Ihnen ausgesucht. Ochsen, Meister, bekommen Sie, da müssen sich die Engel im Himmel darüber freuen. Kerls, wie die Elephanten, und gesund, wie meine ganze Familie, die herzlich grüßen läßt. Auf Jacobi erhalten Sie das Vieh in zwei Briefen, haben Sie ja selbst den Termin so bestimmt. Unter 90 Thaler kann ich mich aber nicht von dem Viehe trennen. Müssen nicht gar zu genau sein und knausern. Es giebt Ochsen genug in der Welt, aber was für Ochsen. Wahre Windhunde. Die Altenburger Kuh, ganz accurat so wie Ihre liebe Frau sie neulich bestellt hat, erhalten Sie mit angeschlossen. Den Preis weiß Ihre Frau, sonst weiß ihn mein Knecht. Kürzlich sind auch Kälber fertig geworden; können auch schreiben. Die Kälber sind sehr billig; werden noch besser gerathen, weil der Branntwein jetzt wohlfeil ist. Das ist immer so, wenn es viel Branntwein giebt, giebt es auch viel Kälber. — Meine fetten Hammel sind dies Jahr sehr mager, weil die Hitze zu warm und die Trockniß zu dürr war. — In der Wurstzeit können Sie wieder eine Partie von meinen Gedärmen bekommen. Mit Schweinen gebe ich mich übrigens nicht mehr viel ab. Schreiben Sie mir nur, ob die Ochsen früher kommen sollen, als Jacobi kommt, sonst bleiben sie so lange auf mein ehrliches Gewissen in Fütterung. Der kleine Irrthum mit der Partie Ochsenhörnern auf Ihrer letzten Rechnung ist nicht meine Schuld. Meine Frau, welche die Bücher führt, hatte, ohne mich zu fragen, mir diese Hörner aufgesetzt. Viele Grüße an Ihre liebe Frau und Kinder, sie wiegen 2500 Pfund und stehen beim Branntweinbrenner Krumpe, wo die Bestien keine Noth leiden. Ihr Freund Gottlob Futtermann.

Der geprellte Ehemann. „Was man aber manchmal unterwegs angeführt wird, das ist Dir wirklich erstaunlich, Weibchen. Komme ich an den Leipziger Bahnhof; rennt Alles in die Restauration und schreit: „Bouillon! Kellner, Bouillon!" — Denk ich: das mußt du doch ooch probiren. Rufe: „Bouillon!" — Krieg eene große Tasse; kostet 5 Sgr.; nippe dran, und weest de, was's war? — Fleeschbrühe warsch!"

— Ein Landrath in A. hatte in einer Stadt eine scharfe Mistordre erlassen, nach der zu einer bestimmten Morgenstunde kein Misthaufen mehr auf der Straße gefunden werden sollte. Der Landrath hatte die Gewohnheit, daß ihm beim Ausgehen stets ein Bedienter in einer Entfernung von 20 bis 30 Schritten folgen mußte. Ein ehrlicher Westphale, der sich seinen Misthaufen im Hofe nicht so groß vorgestellt hatte, wie er wirklich war, war zur bestimmten Stunde noch nicht einmal mit dem Herausbringen, geschweige denn mit dem Wegschaffen fertig. Da langt plötzlich ein Gensd'arm an und ladet den Mann augenblicklich auf's Landrathsamt. Der Westphale ging, wie er war, in seiner westphälischen Jacke und in seinen Holzpantoffeln. Kaum war er in's Bureau eingetreten, so fuhr ihn der Herr Landrath grimmig an, ob er denn gar nicht wisse, was sich schicke, ob man denn wirklich so in's Landrathsamt kommen dürfe, er sähe ja aus wie lauter Mist und stinke durch und durch nach Mist. Ein Westphale läßt sich nicht leicht außer Fassung bringen. Der Mann antwortete: „Gnädiger Herr Landrath, eck duchte, et hedde Ihle, darum bin eck kommen, wie eck war. Und dat eck stinke, det wundert meck gor nicht. Eck hebbe Mist karrt und womit me umguht, det hengt em an. Aber Sai, gnädiger Herr Landrath, metten ock nich en guden Geruch hebben, denn eck sehe, det Jüe Bediente, wenn Sai op de Strat gun, immer twintig Schritt hinter Jü bliebt.

— Moses Hersch (kommt eilig in eine Apotheke): Herr Prefiser, 's is mer gar nicht recht in mai Innerschtes, 's druckt mer, 's zwickt mer; geben Se mer doch ä Receptche! — Provisor: Hier, Moses, sind Magentropfen, die werden Euch bald helfen. — Moses: Wo viel soll'n sie kosten? — Provisor: Vier Groschen Courant! — Moses (legt rasch das Medicament wieder hin): Wo viel? Vier Groschen Courant? Gott soll mer helfen, wär' ich doch ä geschlagener Mann, wenn ich sollte geben so ahne grauße Summe vor so ä klahnes Fläschche. Herr Prefiser, lassen Se sich sagen ä Wort: haben Se gebrauchten Magentröppche vor'n halben Preis?

Mittel gegen Untreue. „Du Rösl, hast du schon en Schatz?" „Na, Nandl, i muß mir erst um oan schaug'n; woaßt du mir koan?" — „Ja, kannst den meinen habn; i muß itzt auf vier Wochen nach Haus, und damit er mir net untreu wird, kannst ihn du derweil habn; aber i sag's dir, blos auf vier Wochen"

Vor Gericht. Richter: Was bringt Ihr denn für einen riesigen Knüppel mit in die Gerichtsstube, Schlimper? — Schlimper: In der Vorladung stand, ich sollte meine Vertheidigungsmittel mitbringen. Ich wollte erst den Dreschflegel nehmen, dachte mir aber, bei Euch, Herr Direktor, verrichtet's ein Knüppel auch.

Haus- und Landwirthschaftliches.

Blind gewordene Fensterscheiben erhalten ihre frühere Reinheit wieder, wenn man dieselben mit feinem Bimsteinpulver abreibt.

Vortheil beim Einkauf des Oeles. Es ist eine bisher wenig beachtete, aber keineswegs unwichtige Thatsache, daß das Oel in der Wärme sich ausdehne und zwar bedeutend genug, um sehr merkliche Maßunterschiede hervorzubringen. Man kaufe daher bei nur einigermaßen bedeutendem Bedarfe das Oel nicht im Sommer, sondern im Winter, und man wird, z. B. bei Leinöl und Baumöl, 1 bis 2 Procent gewinnen.

Chinesischer Thee. Gewiß haben viele Leser an sich selbst schon die Erfahrung gemacht, daß ihnen der Genuß des grünen chinesischen Thee's bei weitem nicht so gut bekam, als der schwarze. Dies wissen auch die Chinesen recht gut, denn in ganz China wird kein grüner Thee getrunken; man verkauft ihn nur. In der Londoner chemischen Gesellschaft stattete denn auch kürzlich ein Chemiker Bericht über die Untersuchung des grünen Thee's ab, wobei er versicherte, daß er nicht nur die ganze Färbung und Glasur des grünen Thee's entfernt, sondern durch chemische Untersuchung auch gefunden habe, daß diese Glasur hauptsächlich aus Blausäure und Gyps bestehe. Daß der Genuß solchen Thee's nachtheilig sein muß, unterliegt hiernach keinem Zweifel mehr.

Blutstillendes Mittel. In den Verhandlungen der medicinischen Gesellschaft zu London wird als ein wirksames Mittel zur Stillung des Nasenblutens die Kohle von Korkholz empfohlen. Man brennt einen Kork (Stöpsel) am Lichte an, schabt die dadurch entstandene Kohle ab, und läßt solche den mit übermäßigem Nasenbluten Befallenen schnupfen.

Vertreibung der Feldmäuse. Die Gifte, welche man bisher zur Vertreibung der Feldmäuse angewendet hat, helfen deshalb so selten, weil die Mäuse, wenn es ihnen nicht an Nahrung fehlt, den hingeworfenen Köder leicht liegen lassen. Das Bohren aber verdirbt nicht nur die Aecker, sondern ist auch im Spätherbst und Winter wenig anwendbar, weil die Mäuse sich während der langen Nächte wieder herausgraben. Folgendes Mittel hat sich bereits als sehr praktisch bewährt: Man nehme 6 Pfund Schrot, bestehend aus $^2/_3$ Gerstenmalz (was die Mäuse sehr gern fressen) und $^1/_3$ Roggen, knete daraus einen Teig und schütte nach und nach 4 Loth Arsenik hinzu. Mit dieser Mischung vergiftet man, indem man in die frischesten Mäuselöcher Pillen, wie Haselnüsse groß, wirft, welche von den Mäusen sehr rasch gefressen werden. Die Felder gewinnen danach bald ein viel besseres Aussehen.

Verfahren, um die Kartoffeln im Winter ohne Gefahr, daß sie erfrieren, zu versenden. Nach Peterka's Angabe. — Ehe man die Kartoffeln in die Säcke packt, taucht man die Säcke selbst erst in kaltes Wasser, füllt dieselben dann mit Kartoffeln und begießt nun wieder den gefüllten Sack von außen mit Wasser. So überraschend dies Verfahren auch scheint, so ist sein Vortheil doch leicht erklärlich. Denn das in die Leinwand des Sackes eindringende Wasser verschließt die Zwischenräume des Gewebes und das sich ansetzende Eis verhindert das Eindringen der Kälte.

Vorzügliches Dintenrezept. Runge giebt zur Bereitung der vortrefflichen blauschwarzen Copirdinte folgendes einfache Verfahren an: Man koche 1 Pfund Blauholz mit so viel Wasser, daß man davon 10 Pfund tiefdunkle Farbenbrühe erhält. Dazu setze man 1¼ Quentchen gelbes chromsaures Kali, und die Dinte ist zum augenblicklichen Gebrauche fertig. Alle Zusätze, wie Gummi u. s. w., sind schädlich, zu viel Kali macht die Dinte bräunlich. Diese Dinte macht keinen Bodensatz, wird nicht dick und ist stets schwarz. Die Schrift kann 24 Stunden selbst im Wasser liegen, ohne dick zu werden oder gar zu zerfließen. Verdünnte Säure löst die Dinte nicht auf. Auch greift diese Dinte die Stahlfedern nicht an, sondern schützt dieselben vielmehr vor Rost.

Gegen den Schwamm im Holz. Unter den vielen Mitteln, die man gegen den Holz- oder Hausschwamm in Anwendung bringt, sind nur äußerst wenige, deren Erfolg durch die Erfahrung sicher gestellt ist. Das folgende Mittel ist nach vielfachen Versuchen und nach zahlreichen Anwendungen als bewährt gefunden worden. Man mische acht Pfund Pottasche (ungefähr eine preußische Metze) mit einer Metze Kochsalz und zwei Wasserkannen Urin mit soviel an der Luft zerfallenem gebranntem Kalk, daß das Ganze eine zum Anstrich von Holz und Mauern brauchbare, breiartige Masse giebt, und trage dieselbe frisch bereitet an Holz oder Mauern auf, die man vor dem Schwamme schützen will.

Chlorzink gegen die Wanzen. Dr. Stratton empfiehlt, in die Fugen und Ritzen der Bettstellen eine mäßig starke Auflösung von salzsaurem Zinkoxyd zu gießen; das von derselben durchdrungene Holz ist für die Wanzen ein Gift, denn sie verschwinden bald gänzlich.

Das Erkennen guter Legehennen. Vor Kurzem erschien in Frankreich ein Werk über die Hühnerzucht, in welchem mehrere bisher wenig bekannte Merkmale mitgetheilt werden, woran diejenigen Hennen äußerlich erkannt werden können, die sich besonders zum Eierlegen eignen. Der Verfasser, ein Herr Prangé, sagt unter Anderem: Die Zeichen für eine gute Legehenne sind zweierlei Art. Die ersten Zeichen geben der Kamm und der Bart. Die Henne ist eine um so bessere Legerin, je lebhafter dunkelscharlachroth zur Zeit des Legens Kamm und Bart sich färben. In derselben Zeit, wo diese Theile ein dunkleres Roth annehmen, wird die den Bart berührende Ohrenscheibe viel weißer. Bei mittelmäßigen und schlechten Legehennen wird die rothe Farbe des Kammes und Bartes immer blässer, die Ohrenscheibe dagegen schmutzig weiß und sogar gelblich rosenroth. — Das zweite von Prangé angegebene Zeichen betrifft die Beschaffenheit der Federquaste um und vorzüglich unter dem Steiß; je größer diese Quaste ist, und, wie Prangé sagt, je ähnlicher sie einer dem Aufblühen nahen Artischoke ist, desto besser sei die Henne zum Eierlegen.

Einmachen saurer Früchte. Bisher war man gezwungen, bei sehr sauren Früchten ein Uebermaß von Zucker zuzusetzen, um die vorwaltende Säure zu verdecken. Nach Professor Vogel in München soll man diesen Zweck viel einfacher dadurch erreichen, daß man eine Kleinigkeit Ammoniak zusetzt, bis nur ein schwach säuerlicher Geschmack noch vorhanden ist. Auch bei Pflaumen- und Stachelbeer-Compot ist dies Verfahren anwendbar. Man darf nur so viel Ammoniak zusetzen, daß

die röthliche Farbe der Fruchtsäfte noch bestehen bleibt. Hätte man zuviel davon zugesetzt, so könnte man den Ueberschuß an Ammoniak durch etwas Essigsäure wieder wegnehmen.

Nägel im Holze sich krümmend. Um ein besseres Festhalten der Nägel im Holze zu bewirken, braucht man in das vorgebohrte Loch nur ein kleines Steinchen, noch besser ein kleines Eisenstückchen, ein Gußeisenkörnchen hineinzuwerfen und nun den Nagel kräftig einzutreiben. Sobald die Spitze darauf trifft, biegt sie sich um und dringt seitwärts in das Holz ein, so daß der Nagel ungemein fest halten muß. Man kann auch Nägel mit gespaltener Spitze anwenden, wodurch ein Doppelhaken entsteht, der nach zwei Seiten in das Holz eingreift.

Glaskugeln zur Beleuchtung in Werkstätten. In manchen Werkstätten, namentlich bei Schuhmachern, werden noch immer mit Wasser gefüllte weiße Glaskugeln bei der Arbeit gebraucht; indeß wirkt der durch sie hervorgerufene Lichtschein äußerst nachtheilig auf das Auge, während alle mit farbigen, namentlich grünen Flüssigkeiten gefüllte Kugeln einen für das Auge wohlthätigen Schein verbreiten. Eine derartige grüne Flüssigkeit kann Jedermann sich leicht selbst bereiten, wenn er ein Stückchen Kupfer in einigen Lothen Scheidewasser auflöst und dann mit soviel Wasser verdünnt, als zum Füllen der Glaskugel erforderlich ist. Außer dem Nutzen für das Auge gewährt diese grüne Flüssigkeit noch den Vortheil, daß sie nicht gewechselt werden darf, während reines Wasser in den Kugeln sehr bald übelriechend wird. Auch sind die mit der grünen Flüssigkeit gefüllten Glaskugeln weniger als die mit reinem Wasser gefüllten dem Zerspringen durch Gefrieren ausgesetzt.

Um Flaschen und flaschenartige Gefäße zu reinigen, bedient man sich am sichersten des Chlorkalks. Auf eine Kanne Wasser nimmt man 1 bis 2 Loth Chlorkalk, mengt dies gut unter einander und füllt die zu reinigenden Flaschen damit. Nach 2 bis 3 Tagen, bei sehr verdorbenen Gefäßen in 4 bis 5 Tagen, gießt man das Chlorwasser (das wieder zum Reinigen benützt werden kann) ab und spült die Flaschen mit reinem Wasser aus. Dieses Mittel nimmt alle Unreinigkeiten und jahrelangen Schmutz in den Höhlungen und an den Rändern der Flaschen hinweg, die, beiläufig bemerkt, mit dem Chlorwasser bis an den Rand gefüllt sein müssen, weil sonst dasselbe leicht einen Ring einätzt.

Zweckmäßiges Verfahren, Rindfleisch zu räuchern. Das zu räuchernde Fleisch wird dem frisch geschlachteten Vieh noch warm entnommen, sogleich in einem zuvor bereiteten innigen Gemenge von 1 Theile gepulverten Salpeter und 32 Theilen Kochsalz gehörig herumgewälzt, dann überall mit soviel Kleie bestreut, als irgend hängen bleiben will und entweder unmittelbar oder in eine einfache Lage Druckpapier gewickelt in den Rauch gehängt. Das Fleisch bekommt ein dem stark geräucherten Lachs ähnliches Ansehen, schmeckt sehr angenehm und hält sich Jahre lang, ohne zu verderben.

Vorzüglicher Käse aus Buttermilch. Die Buttermilch wird gekocht und durch Stehenlassen wieder gekühlt. Dann wird sie in die Käseform oder in einen Sack von starker Leinwand geschüttet, damit die Molken ablaufen. Ist dies geschehen, so salzt man die Käsemasse nicht allzusehr, thut nach Belieben die gewöhnlichen heimischen Gewürze hinein,

mischt das Ganze durcheinander, setzt dann auf 1 Pfund Käsemasse ungefähr einen Löffel voll Rum oder Cognac zu und knetet die Masse gut durcheinander und giebt ihr die beliebige Form. Sind die fertigen Käse an der Luft getrocknet, so werden sie dann zur weiteren Zubereitung in reine Leinwandlappen gewickelt, die vorher mit heißgemachten Molken naß gemacht werden. Darauf stelle man sie in einem Gefäße verpackt und gut verdeckt an einen warmen Ort und sie sind schon in vier Tagen genießbar. Mit der Zeit werden sie noch schmackhafter und übertreffen die gewöhnlichen Käse.

Aepfel bewahrt man oft im Keller auf; es ist das bequem, um sie gegen Erfrieren zu schützen, doch fördert es die Fäulniß und zerstört auch die Feinheit des Geschmacks. Am besten halten sie sich auf dem Boden auf einer Unterlage von trockenem gesunden Stroh; man bewahrt sie so viel wie möglich vor dem Zutritt von Licht und gebe sich die Mühe, bei eintretendem Froste stets rechtzeitig sie durch irgend eine Hülle vor Kälte zu bewahren, am besten durch eine ausreichende Lage von trocknen Baumblättern. Mit einiger Sorgfalt und Aufmerksamkeit läßt sich das Obst sehr schön von Ansehen und Geschmack bis hoch in den Sommer erhalten.

Feuchtes Mehl zu verbessern, mische man stark getrocknetes Kartoffelstärkemehl unter dasselbe — oder lege heiße festgebrannte Back- oder Gipssteinstücke, die später, wenn sie die Feuchtigkeit an sich gezogen haben, wieder herauszunehmen sind — oder lege dazwischen frisch ausgeglühte Kohlenstücke, die man in dünne Leinwand bindet, welche auch dumpfigen Geschmack beseitigen.

Gegen den Pips der Hühner. Diese gefährliche Krankheit soll nichts anders sein, als die Wirkung von einer gewissen Art von Läusen, die sich auf dem Kopfe festgesetzt haben und sich bis in den Knochen hineinfressen. Anfangs ganz klein, fressen sie sich zuletzt dick und rund, daß sie fast aussehen, wie Kohl- oder Rübsamen. Sobald man die Krankheit entstehen sieht, lasse man nur einen Tropfen Thran dem Huhne auf den Kopf fallen und reibe ihn gehörig ein; davon sterben die Läuse, und die Ursache der Krankheit und mit ihr die Krankheit hört auf.

Gegen die Räude der Schafe wird Einreiben mit Wachholder-Oel empfohlen.

Gegen den Durchfall der Kälber. Sobald derselbe sich bedenklich einstellt, nehme man ½ Vierling bittere Mandeln, zerstoße solche möglichst fein und koche das Gestoßene in einer halben Kanne süßer Milch leicht ab. Mandeln und Milch werden hierauf dem Kalbe lauwarm eingegeben. Selten wird die Gabe nach 12 Stunden nochmals nöthig sein. Oder man gebe diese Gabe in zwei Theilen. — Um die Kälber dagegen zu schützen, füttere man nicht Wochen lang mit süßer Milch, sondern nur zwei bis drei Tage, dann aber mit Buttermilch oder mit dicker Milch.

Gegen Kolik der Pferde. Das kranke Pferd werde anhaltend mit einem Strohwische unter dem Bauche gerieben, und man gebe ihm einen Einguß, bestehend aus einem Pfunde Glaubersalz in lauem Wasser aufgelöst; erfolgt hierauf binnen einer Viertelstunde keine Ausleerung, so wird eine gleich große Quantität gereicht, und dies geschieht so lange,

bis mehrere und starke Ausleerungen erfolgen; dann ist das kranke Thier jedesmal gerettet. Bald stellt sich auch wieder Freßlust ein; nur darf das Futter ihm in den ersten 12 Stunden nur in kleinen Portionen gegeben werden. Gewöhnlich wird für solche Fälle zu wenig Glaubersalz gegeben; ein Pferd kann bis zu 4 Pfund in der Stunde nöthig haben.

Gegen Maulwürfe darf man in den Baumschulen und Obstgärten nichts thun, wo ihre Hülfe gegen die lästigsten Feinde der Bäume durch nichts zu ersetzen ist. Auf Saatbeeten freilich ist er ein sehr verderblicher Feind; doch da er einen sehr empfindlichen Geruch hat, so läßt er hier sich leicht durch Steinkohlentheer fern halten. Man werfe rings um die Saatbeete einen etwa 7 Zoll tiefen Graben auf, lege in diesen einen gewöhnlichen Bindfaden, der durch Steinkohlentheer gezogen ist und nun mit der ausgehobenen Erde wieder bedeckt wird. Diese Linie passirt kein Maulwurf wieder.

Gegen Hasen wirken ebenso in der Luft gezogene Drathzäune, die mit Steinkohlentheer bestrichen sind. Keine Hasenfährte wird näher als zwei Schritte davon sichtbar.

Vertreibung der Flöhe. Man kocht gestampften Coriandersaamen zu einer starken Brühe und besprengt damit Ritzen, Fugen und Bettstellen der Schlafkammer. Bei Hunden vertreibe man sie durch eine Abkochung von Coloquintenäpfeln und Wermuth (ungefähr 1 Neuloth von jedem auf 1 Kanne Wasser), die man mit Seifenbrühe von schwarzer Seife mischt. Größere Hunde läßt man in ihren Ställen auf Queckenwurzeln liegen; auch kann man ihnen Anisöl dahin an den Hals streichen, wo sie es nicht ablecken können. Ein anderes sehr empfehlenswerthes Mittel zur Vertreibung der Flöhe aus den Betten ist auch das sogen. persische Insectenpulver, welches in den Apotheken zu haben ist.

Gegen Mottenfraß können Wollenzeuge gesichert werden, wenn man in einer Kanne kochendes Wasser etwa 1½ bis 2 Pfund Alaun und ebensoviel Weinstein schüttet, zu dieser Mischung 6 Kannen kaltes Wasser fügt und das Wollenzeug einige Tage hindurch darin aufweichen läßt. Wäscht und trocknet man es darauf, so ist es gegen Insecten-Angriffe geschützt, und sollte es bereits von Motten angefressen sein, so wird die Brut zerstört und weitere Beschädigung verhütet.

Für feuchte Mauern wird die Anpflanzung von Epheu empfohlen, der mit seinen unzähligen Saugwurzeln die Feuchtigkeit zu seiner Nahrung herauszieht; doch ist zu beachten, ob nach der Stellung der Mauer der Epheu auch die Einwirkung der Sonnenstrahlen abhält.

Papier von Fett- und Oelflecken zu reinigen rührt man gebrannte Magnesia oder kohlensaure Magnesia mit etwas Wasser zu einem Brei an und trägt denselben mittelst eines Pinsels auf die Flecke, läßt ihn trocknen und entfernt diese Masse behutsam mit einem Messer und einer zarten Bürste. Erforderlichen Falls ist dies zu wiederholen.

Fett- und Harzflecke von Kleidungsstücken, Leder u. s. w. zu entfernen, besonders auch die von Haarfett schmierigen Rockkragen zu reinigen, nehme man Benzin (sprich: Benzihn), welches in Apotheken und einigermaßen vollständigen Kramladen zu haben ist, befeuchte damit einen Lappen Flanell, Leinewand oder dergl. und reibe damit die fleckige Stelle.

rasch nach allen Seiten ab und verfahre so lange damit, bis der Schmutz ganz beseitigt ist, was natürlich je nach der Beschaffenheit des Flecks kürzere oder längere Zeit dauert. Der Geruch des Benzins ist gerade nicht angenehm, ist aber sehr flüchtig und, wenn das gereinigte Zeug in den Luftzug gehängt wird, bald verschwunden.

Wichse für Ledergeschirr und Kutschen. Gebranntes feines Elfenbein 1 Unze, gelbes Wachs 4 Unzen, fein geriebenes Berlinerblau ½ Unze, Terpentin- oder Rosmarinessenz 1½ Pfund. Man läßt das Wachs schmelzen, wobei man es von Zeit zu Zeit umrührt, und mischt die gepulverten Substanzen in einem Marmor-Mörser dazu. Die Wichse wird mit der Bürste aufgetragen und geglänzt.

Rostpapier zum Putzen feiner Stahl- und Eisenwaaren. Bimsstein wird ausgeglüht, in Wasser abgelöscht, fein gepulvert und dann mit Leinölfirniß gemischt. Mit dieser Mischung wird mittels eines Pinsels gutes, festes Papier mehre Male hinter einander bestrichen und zuletzt, nach dem Trocknen an der Luft, zwischen Glättwalzen hindurchgezogen.

Trübe gewordene, mit Regenbogenfarben schillernde Fensterscheiben wieder herzustellen, bestreut man sie mit Aetzkali, benetzt dieses mit etwas Wasser, läßt den dadurch entstandenen Brei 5 bis 10 Minuten mit dem Glase in Berührung, reibt ihn dann mit einem wollenen Läppchen ab, wäscht mit reinem Wasser nach und trocknet die Scheibe ab.

Eier aufzubewahren hat man hunderte von Mitteln empfohlen. Man soll dieselben z. B. mit Talg, Wachs oder Wasserglas überziehen, was jedoch nicht leicht Jemand befolgen wird. Am einfachsten und zugleich sehr sicher ist die Aufbewahrung in Holzasche, welche Luft und Wärme sicher abhält (was bei der ebenfalls empfohlenen Aufbewahrung in Getreide oder Spreu weit weniger der Fall ist). Man bedeckt den Boden eines Fäßchens mit Asche, setzt eine Schicht Eier darauf, so daß keins das andere berührt, läßt wieder eine Schicht Asche, wieder Eier rc. folgen, bis das Faß schließlich mit Asche gefüllt wird. Hat man nun die Eier nach und nach gesammelt und kommt es darauf an, stets die ältesten zuerst zu gebrauchen, so setzt man den herausgenommenen Boden in das Faß, kehrt dieses um und nimmt den andern Boden heraus, worauf die Eier in der Folge, wie sie eingesetzt sind, verbraucht werden können. Das Einsetzen der Eier in eine Kalkmilch, was von Manchen ausgeübt wird, ist sehr mißlich, denn wenn das Verhältniß des Kalks dabei überschritten wird, so kann es leicht kommen, daß die Eier von einem Mörtel umgeben werden, aus dem man sie nicht ganz wieder heraus bekommt. — Hauptsache ist, die Eier, so wie sie gelegt sind, frisch aus dem Neste zu nehmen, damit nicht besessene unter dieselben kommen, und sie sofort an einen kühlen Ort zu bringen.

Butter lange aufzubewahren. 4 Loth Kochsalz, 4 Loth Zucker und 4 Loth Salpeter werden gestoßen und zusammengemischt. Auf 1 Pfund Butter rechnet man 2 Loth dieser Mischung, knetet die gut ausgewaschene Butter mit derselben durch, schlägt sie in Steintöpfe fest ein, so daß keine Lücken bleiben, bindet sie dann fest zu und stellt sie in den Keller. Auf diese Art behandelt, wird die Butter nicht ranzig, sondern behält kernhafte Dichtigkeit und schönes Ansehen.

Die Klauenseuche des Rindviehs und der Schafe entsteht durch Unreinlichkeit der Ställe, übermäßige Nässe oder Trockniß des Bodens, Ansammlung von Jauche in den Ställen, Einklemmung von Sand, Steinen oder andern Schmutz in die Hornspalte, so wie endlich durch Ansteckung. Die besten Mittel wider dieses Uebel, welches bisweilen schon ganze Heerden aufgerieben hat, sind: Entfernung der kranken Thiere von den gesunden, Beseitigung der Ursachen, Reinlichkeit der Ställe; man schneidet alle durch Eiterung bereits abgelösten Horntheile sauber ab, stellt die Thiere in fließendes Wasser, wäscht auch die wunden Stellen mit Bleiwasser oder mit einer Auflösung von 12 Gran Aetzsublimat in 1 Unze destillirten Wassers. Dieses letzte Mittel ist zugleich das am schnellsten wirkende bei allen Verwundungen der Zugthiere, bei denen die Landleute und die Viehärzte noch immer die verkehrtesten und für die Thiere schmerzhaftesten Mittel anzuwenden pflegen. Haben sich Pferde vor der Brust wund gezogen oder sind sie an irgend einer andern Stelle durch Druck wund geworden, so darf man nur 3—4 Mal täglich die Verwundung mit der genannten Auflösung von Aetzsublimat betupfen, um binnen 2—3 Tagen Heilung zu bewirken. Es versteht sich, daß man die Veranlassung des Drucks gleichzeitig heben muß, denn wenn dieselbe fortdauerte, so würde eine Heilung nicht möglich sein. Auch Menschen können wunde, nässende Stellen, z. B. zwischen den Fußzehen, sehr schnell mit diesem Mittel heilen.

Deutscher Thee. Wir besitzen viele Gewächse, deren zarte Blätter einen vortrefflichen und wohlschmeckenden Thee gewähren, welcher dem chinesischen in nichts nachsteht und den unschätzbaren Vorzug der Gesundheit und Reinlichkeit hat. Selbst das, was wir als chinesischen Thee kaufen, ist zu einem großen Theile in England aus einheimischen Blättern bereitetes Produkt. Am empfehlenswerthesten sind die jungen Blätter der Walderdbeere; sie bedürfen, um einen schmackhaften Thee zu gewähren, keiner andern Vorbereitung, als daß man sie im Schatten sorgfältig trocknet. Ihnen zunächst kommen die zarten Blätter der wohlriechenden wilden Rose. Dann kann man die jungen Blätter des Schlehendorns benutzen, doch müssen diese zuvor, wie der chinesische Thee, auf heißen Metallplatten behandelt werden, damit sie den Krautgeschmack verlieren. Auch die Lindenblüthe müssen wir noch erwähnen, da sie einen Thee liefert, der sich nur sehr wenig von dem chinesischen unterscheidet.

Eisenlack, um grobe Eisenarbeiten gegen den Rost zu schützen. In einem eisernen Kessel oder Topfe werden 4 Theile Kienöl erwärmt und darin unter Umrühren ½ Theil Asphalt und ½ Theil zerstoßenes Kolophonium gelöst, wobei man verhüten muß, daß die Flamme nicht mit den abziehenden Dämpfen des Kienöls in Berührung kommt, da sich diese sofort entzünden würden. Dem so bereiteten Firniß braucht man keinen schwarzen Körper zuzusetzen, da er an und für sich schwarz ist und einen schwarzen Anstrich giebt.

Glacéehandschuhe zu waschen. Man lege den Handschuh auf ein geeignetes Waschbrett und reibe ihn mit einem in eine Mischung von Kampher und Alkohol (½ Loth Kampher auf 8 Loth Alkohol) getauchten Schwamme milde ab; dann tauche man ihn in eine die genannte Mischung enthaltende Tasse, drücke ihn darin gut aus, lege ihn

dann wieder auf das Waschbrett und streiche ihn mit dem Schwamme glatt. Nachdem man hierauf die Finger des Handschuhs aufgeblasen, hängt man denselben zum Trocknen auf. Licht muß bei dieser Operation wegen der leichten Entzündbarkeit des kampherhaltigen Alkohols fern bleiben.

Gerstenwasser für Kranke. 8—12 Loth rein verlesene Gerste mit 1 Quart Wasser eine Stunde gekocht, dann durch ein Tuch geseiht, erkalten lassen und nach Belieben Zucker und Citronensaft zugesetzt.

Wider Blutwallungen in der heißen Jahreszeit wird das sogenannte Krystallwasser empfohlen. Nimm: 4 Loth gereinigten Weinstein, 8 Loth weißen Zucker, 1 Flasche Wasser, koche Alles fünf Minuten lang, lasse es erkalten und trinke alle 1—2 Stunden ½—1 Obertasse voll. Noch angenehmer schmeckt dieses Krystallwasser, wenn man demselben etwas Himbeersyrup beimischt.

Wider Herzklopfen dient der Gebrauch des Citronensaftes oder einer stark mit solchem gesäuerten Limonade. Auch die jungen Sprossen des Spargels, mit Wasser und Zucker zur Syrupsdicke eingekocht und 2—3 Mal täglich davon 2—3 Theelöffel voll genommen, sind ein herrliches Mittel gegen Herzklopfen. Hartnäckiges Herzklopfen hysterischer Personen weicht am besten der Einwirkung auf den Geist durch veränderten Wohnort, veränderte Beschäftigung oder Gesellschaft, vermehrte oder verminderte Anstrengung des Geistes, Musik, Poesie ꝛc.

Zur Luftreinigung in Zimmern ist der Rauch des frisch gebrannten Kaffees das einfachste und unschuldigste Mittel. Auch kann man Essig in einem Gläschen oder Schälchen auf einer Spirituslampe oder auf Kohlen oder dem heißen Ofen verdampfen lassen, darf dieses Mittel aber nicht anwenden, wenn sich Lungenkranke im Zimmer befinden. Der Geruch von Leichen, Kloaken ꝛc. verschindet augenblicklich, wenn man 1 Theil Chlorkalk mit 24 Theilen Wasser mischt und auf den Boden sprengt. Doch ist wohl zu beachten, daß die Chlordämpfe den Lungen ebenfalls nachtheilig sind, namentlich wenn sie etwas stark sind.

Mostrich zu bereiten rührt man ¾ Pfund weißen und ¼ Pfund schwarzen, feingestoßenen und gesiebten Senf in einem Napfe mit etwas siedendem Wasser zu einem dicken Brei an und läßt diesen aufquellen und erkalten. Dann kocht man ½ Quart Weinessig mit 4—12 Loth Candiszucker und 2 Loth Salz auf, läßt ihn erkalten, verdünnt damit nach und nach unter gutem Rühren die Senfmasse, fügt 1 Quentch. englisches Gewürz, 1 Quentch. Nelken, 1 Quentch. Zimmet, ½ Quentch. Muscatblüthe und ½ Quentch. Ingwer, Alles feingestoßen und gesiebt, hinzu, füllt die Masse in Steintöpfe oder Glaskruken und verbindet sie mit Blase oder Pergamentpapier.

Wohlfeiler und gutschmeckender Punsch. Auf 1½ Pfund weißen Zucker gießt man ¾ Quart fuselfreien Sprit, 4—5 Quart heißes Wasser, ⅛ Quart Zimmtessenz und 1 Flasche Weißwein. Dann fügt man noch das auf Zucker abgeriebene Gelbe von 1 Citrone und den Saft von 3—4 oder statt dessen 1 Loth krystallisirte Citronensäure hinzu.







